Stefan Zweig

Bekenntnisse zum Pazifismus

schalom-bibliothek.org



edition pace 48 | Digitale Erstausgabe
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 18

Herausgegeben von Peter Bürger

In Kooperation mit: Frieden wagen e.V.,
Kuratorium ‚Abrahamskrone'



Stefan Zweig

Bekenntnisse zum Pazifismus

Ausgewählte Dichtungen, Aufsätze und Vorträge 1914 – 1941

Zusammengestellt von
Peter Bürger

edition pace | 48
Digitale Erstausgabe

Die Herausgabe des Lesebuches ist den
in Südheide musizierenden Friedensfreunden
gewidmet. | pb

Dieser Digitalversion des Online-Regals
www.schalom-bibliothek.org | www.lebenshaus-alb.de
folgt noch eine ISBN-Buchausgabe

© 2026

Stefan Zweig

BEKENNTNISSE ZUM PAZIFISMUS
Ausgewählte Dichtungen, Aufsätze und Vorträge
1914 – 1941

edition pace (Gründungsreihe) Band 48
Regal: Pazifisten & Antimilitaristinnen aus jüdischen Familien | 18

Redaktion, Satz & Gestaltung: Peter Bürger (Hg.)
(https://www.schalom-bibliothek.org)

in Kooperation mit ‚Frieden wagen' e.V.
(https://www.lebenshaus-alb.de)

Erscheinungsdatum: 13.10.2026

Inhalt

Zu diesem Stefan Zweig-Lesebuch | Schalom-Bibliothek 9

DIE SCHLAFLOSE WELT
(18. August 1914) 25

WARUM NUR BELGIEN, WARUM NICHT AUCH POLEN?
Eine Frage an die Neutralen | 4. April 1915 31

DIE LEGENDE DER DRITTEN TAUBE
(Entstanden im Februar 1916) 43

DER TURM ZU BABEL
(Mai 1916) 47

„JEREMIAS": DRAMA WIDER DAS KRIEGSGESCHREI
(Auszüge | Entstehungszeit 1915-1917) 52

BERTHA VON SUTTNER
Eine Ansprache, inmitten des Weltkriegs | April 1917 66

DAS FEUER
(Über Henri Barbusses „Le feu" | Juli 1917) 74

„TESTAMENT DES GEWISSENS"
(28. November 1917) 85

DAS HERZ EUROPAS
Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz | 23.12.1917 88

BEI DEN SORGLOSEN
(Februar 1918) 100

BEKENNTNIS ZUM DEFAITISMUS
(Juli/August 1918) 106

DIE ENTWERTUNG DER IDEEN
Eine Antwort an Alfred H. Fried | August 1918 109

OPPORTUNISMUS, DER WELTFEIND
(Oktober 1918) 114

DER ZWANG
(Novelle über einen ‚Fahnenflüchtigen' | entstanden 1918) 117

DIE TRAGIK DER VERGEßLICHKEIT
(1919) 151

DIE WAHL DER STAATSANGEHÖRIGKEIT
Ein Vorschlag für die Friedensverhandlungen | Juni 1919 156

EPILOG EINER VERGEBLICHEN BEMÜHUNG
(10. September 1920) 158

DIE AUGEN DES EWIGEN BRUDERS
Eine Legende | 1922 162

REISE NACH RUSSLAND
(Bericht | 1928) 196

ROMAIN ROLLAND IM WELTKRIEG 1914-1918
Aus der Biographie des Pazifisten & Nobelpreisträgers | 1929 228

NEHMT ALLEN DIE WAFFEN WEG, ALLEN …
An den Herausgeber des ‚Morgen' | Februar 1932 238

DER EUROPÄISCHE GEDANKE
Auszug aus einem Vortrag in Florenz, 1932 241

GRÖßE UND GRENZEN DES HUMANISMUS
Über Erasmus von Rotterdam | 1934 243

1914 UND HEUTE
Anläßlich des Romans von Roger Martin du Gard
„Eté 1914“ | 1936 260

TOLSTOI
als religiöser und sozialer Denker | 1937 266

GESCHICHTSSCHREIBUNG VON MORGEN
Vortrag. Amerika | 1939 283

DIE GÄRTEN IM KRIEG | 1939 300

DIE GESCHICHTE ALS DICHTERIN | 1939 304

DIE WELT VON GESTERN
Erinnerungen eines Europäers (1939-1941) | Auszüge 321

Die ersten Stunden des Krieges von 1914 321
Der Kampf um die geistige Brüderschaft 341
Im Herzen Europas 355

DAS GROßE SCHWEIGEN | Mai 1940 378

IN DIESER DUNKLEN STUNDE
Solidaritätsbotschaft im Namen der deutschen
Schriftsteller im Exil | New York, Mai 1941 383

A n h a n g

Franz Werfel
STEFAN ZWEIGS TOD | Rede zur Trauerfeier, 1942 387

LITERATURVERZEICHNIS (mit Kurztiteln) 395



Stefan Zweig (stehend) und sein Bruder Alfred | Wien um 1900
(Urheber: Kunst Salon Pictzner | https://commons.wikimedia.org)

Zu diesem Stefan Zweig-Lesebuch der Schalom-Bibliothek

„Meinst du, der Frieden sei eine Tat nicht und aller Taten Tat? Tag um Tag mußt du ihn reißen aus dem Maule der Lügner und aus dem Herzen der Menschen; als einer mußt du stehen gegen sie alle, denn immer ist das Lärmen bei den vielen und die Worte bei der Lüge. Stark müssen die Sanftmütigen sein, und die den Frieden wollen, stehen im ewigen Streit. Oh, ich weiß, daß ich in Fluch gehe und sie Tod wider mich werfen, aber ich fürchte mich nicht, denn Gottestat muß ich tun, und wer Gottestat will, darf nicht ängstig sein vor der Menschen Haß." (STEFAN ZWEIG: „Jeremias", 1917)

„… Waffen und Gelder für Eigenbedarf und Organisationen darf man zwar vom feindlichsten Ausland sich schicken und schenken lassen, für Bündeleien und Zetteleien friedensmörderischer Art darf man ‚patriotisch' mit allen erdenkbaren Auslandsdiplomaten verhandeln – nur der redliche pazifistische Wille, seiner Nation und allen andern Blutopfer zu ersparen, heißt in diesem Vokabular Vaterlandsverrat und Feigheit. Nun, haben wir den Mut zu dieser ‚Feigheit'!" (STEFAN ZWEIG: „Nehmt allen die Waffen weg", 1932 | →S. 240)

Zum Bildungskanon des sich als feingeistig verstehenden Bürgertums gehörten immer große Namen, die von einer tiefen Abscheu vor jeglicher Kriegsertüchtigung zeugen. Doch man verehrte oder liebte diese ‚Großen' gemeinhin nicht wegen, sondern *trotz* ihrer pazifistischen Standorte. Friedensliebe stellte die staatstragende bürgerliche Welt stets nur dort unter Beweis, wo sie dadurch nicht in Spannung geriet zum maßgeblichen Gefüge der öffentlichen ‚Geistigkeit'. Wenn die Zeit des Buches ihre Tore schließt, wird von jener wundersamen Klasse, die literarisch bewandert und erhoben war, nur noch ein Gerücht bleiben. Zweierlei bleibt da zu wünschen:

Die Jugend möge sich die Klassiker wider den militärischen Heilsglauben aneignen, sie entwenden aus den verwaisten Bibliotheken derer, die sich mit allerlei Feinsinnigkeit beluden und doch zu leichtgewichtig blieben. Schier unerschöpflich bleibt jenes geisti-

ge Gemeineigentum, das uns nähren kann – unverdrossen bis hin zur Freude, ein Menschenantlitz zu tragen: trotz alledem.

Zu denken ist aber auch an all' jene, die die Stätten der betuchten Geistigkeit noch aus eigener Anschauung kennen und deren Niedergang mit Bedauern oder gar Traurigkeit betrachten. Mögen sie zeitig erkennen, dass die Sachwalter der explodierenden Rüstungsbudgets nicht nur einen Kreuzzug führen gegen die materiell Bedürftigen und die Lebensräume unseres Alltags, sondern sich auch anschicken, das Beste der bürgerlichen Kultur zur Heimatlosigkeit zu verdammen. (Billionen umzuwidmen für die Bildung der nach uns Kommenden, daran denkt in Europa keiner der Herrschenden.) Die feinen Geister sollen, ja *müssen* wiederentdeckt werden, gerade weil es ihnen – oft nach langen Irrungen – gegeben war, den unversöhnlichen Gegensatz von Geist und Macht, Krieg und Kultur zu durchschauen.

Unter solch frommen Wünschen ist das hier vorgelegte Lesebuch „Bekenntnisse zum Pazifismus" entstanden: STEFAN ZWEIG (geb. 28.11.1881 – gest. 23.2.1942) „wuchs in einer bürgerlichen jüdischen Familie auf, deren Vorfahren aus Mähren und Deutschland nach Wien gekommen waren. Der Vater war ein erfolgreicher Textilunternehmer, die Mutter kam aus einer angesehenen Bankiersfamilie. In seiner Autobiographie, der *Welt von Gestern* (1942), schrieb Zweig nicht ohne Wehmut: ‚So wie meine Eltern haben zehntausend oder zwanzigtausend Familien in Wien gelebt in jenem Jahrhundert der gesicherten Werte.' Dazu gehörte unabdingbar auch die Pflege der Kultur. Sie nahm als beinahe ontologische Größe einen festen Platz im Humanitätsverständnis des gehobenen Wiener Bürgertums ein. Die Beschäftigung mit der Literatur war auch für Zweig ein wichtiger Fluchtpunkt während seiner Schulzeit."[1] (Heidelore Riss) Bereits ab der Jahrhundertwende tritt der Zögling aus einem eher kühl temperierten großbürgerlichen Elternhaus als Schriftsteller hervor – mit ‚psychologischem Gespür' und zunehmender Anerkennung in der Literaturszene. Er sollte einer der bedeutendsten deutschsprachigen Erzähler seiner Zeit werden.

[1] KILCHER 2003, S. 639. – Alle Kurztitel in den Anmerkungen des Vorwortes beziehen sich auf das Literaturverzeichnis im Anhang zum vorliegenden Lesebuch (→S. 395-399).

Noch mehr als den ‚geborenen Pazifisten' hilft die Kenntnis von Entwicklung und Werk Stefan Zweigs heute jenen, die seit Jahren in den Chorgesang der neuen Weltkriegsertüchtigung ‚pflichtbewusst' einstimmen und nunmehr von Zweifeln heimgesucht werden. Der friedensbewegte Lebensweg des Dichters beginnt nämlich weitaus gebrochener, als wir es nach der Lektüre der späten autobiographischen Erinnerungen (→S. 321-377) erwarten: „Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges begrüßte Zweig zunächst und wurde wie viele seiner Zeitgenossen vom Patriotismus ergriffen; auch er meldete sich nach der Mobilmachung freiwillig[2], wurde jedoch für dienstuntauglich erklärt. Dennoch wurde er zum Kriegspressehauptquartier eingezogen, einer Propaganda- und Zensurbehörde der österreichischen Armee […]. Im Auftrag dieser Behörde wurde Zweig 1915 ‚in das schwarzeste Gallizien' geschickt. Unter dem Einfluß von Romain Rolland[3], dessen ‚*Jean Christoph*' Zweig vor dem Krieg sehr gelobt hatte, löste er sich allmählich von seiner anfänglichen Kriegsbegeisterung und wurde ein entschiedener Kriegsgegner."[4] So vermittelt Heidelore Riss den besagten Zeitabschnitt. Besonders gründlich und schonungslos hat Bettina Hey'l den „Widerspruch zwischen der Autobiographie und den Dokumenten der Kriegsjahre" heraus-

[2] [Vgl. seinen Brief an Anton Krippenberg vom 4.8.1914: „Ich werde in den nächsten Tagen einberufen und ausgebildet werden und bin in ein paar Wochen schon aller Wahrscheinlichkeit nach an der Front. … Wir schicken den letzten Mann ins Feld. Die meisten unserer Dichter von Hoffmannsthal an stehen schon längst in Dienst. Wenn England neutral bliebe, habe ich guten Mut, wir wissen alle, es geht diesmal ums Ganze. Gott schütze Deutschland!" Hier zitiert nach: Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 287.]

[3] [Vgl. auch: ROLLAND/ZWEIG 1987; INDINGER 2013.]

[4] In: KILCHER 2003, S. 641. Vgl. auch Zweigs eigenes Bekenntnis im Kriegsverlauf: „[I]ch […] fühle immer stärker die Krise des Gewissens. Die Gegenwart eines Menschen wie Rolland, die innere Ruhe des Nachdenkens zwingt einen endlich, logisch auf das Letzte loszugehen und die Consequenzen zu fassen. Mich ekelt es, auf irgend eine Weise mich loszuschwindeln, man könnte heute nur helfen durch ein aufrechtes gerades ‚Nein'. Ob ich den innern Mut auch in Wien haben werde? Refractär zu werden ist schäbig bis zum äußersten, wenn es ohne Bekenntnis geschieht. Es ist unfruchtbar, feige und klein. Es nützt nichts, es schützt nur. Ich glaube, nur wenn ich zum Dienst mit der Waffe gezwungen werden sollte, werde ich zur offenen Weigerung schreiten." (Hier zitiert nach ERDEM 2018, S. 275.)

gearbeitet.[5] Schriftstellerische Erzeugnisse, Briefe und Tagebucheinträge Stefan Zweigs zeugen von einer „Verwirrung der Gefühle". Es will uns aber nicht gelingen, die Zeugnisse in ihrer Gesamtheit zu deuten mit Hilfe einer Unterscheidung von *öffentlichem* Schweigen (bzw. Schreiben!) und *privater* Mitteilung, von *innerem* Mitgefühl und gleichsam *amtlicher* Rolle. Auch von einem kontinuierlichen Wachstum hin zum reifen, gefestigten Friedensstandpunkt kann keine Rede sein. Fast gleichzeitig entstandene Schriftzeilen fallen *gegensätzlich* aus. Die Widersprüche (und ‚Rückwärtsschritte') sind offenkundig. Jede Fraktion der Deuter und Biographen kann sich entsprechend bedienen.

Einige Beispiele aus den Tagebüchern seien hier angeführt: „Mir ist ganz grauenhaft zu Mute bei solchen Nachrichten: mein inneres Empfinden glaubt nicht an einen österreichischen Sieg, ich weiß nicht warum. Und mir graut für Deutschland, das jetzt mitgerissen wird …"[6] (1. August 1914). – „Was so gräßlich ist, ist die gänzliche Abschirmung der Stadt von Nachrichten … Dafür schwirren Gerüchte … Wahr ist aber die deutsche Kriegserklärung. Was tut England, fragen wir uns alle?"[7] (2. August 1914) – „Es ist der furchtbarste Tag meines Lebens."[8] (3. August 1914) – „Mittags am Graben das Gerücht von einem großen deutschen Sieg – nachmittags arbeite ich aus Verzweiflung meinen Artikel über Deutschland … Und abends in der Presse, wie ich ihn bringe trifft michs wie der Blitz: die Deutschen brachen Belgiens Neutralität, schaffen sich England auf den Hals, opfern die Colonien, geben unsere Flotte England und Frankreich preis und all dies nur, um rasch nach Paris zu stoßen. Es ist Genialität oder Irrsinn – nie war die Welt so rasend … Ich glaube an keinen Sieg gegen die ganze Welt – jetzt nur schlafen können, sechs Monate, nichts mehr wissen, diesen Untergang nur nicht

[5] HEY'L 2000 (dieser wichtige, nicht in allem ‚faire' Forschungsbeitrag ist leicht auch im Internet aufrufbar). Vgl. dort auch folgende Mitteilung zu den Widersprüchen des Jahres 1914: „Während Zweig […] mit Rolland über das europäische Friedensparlament korrespondierte, pries er gegenüber dem Kriegsarchiv seine Verwendbarkeit im Sinne patriotischen Wirkens an."

[6] Zitiert nach Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 286.

[7] Zitiert nach Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 286.

[8] Zitiert nach: HEY'L 2000.

erleben, dieses letzte Grauen."[9] (4. August 1914) – „Die deutschen Siege sind herrlich, wie der Fächer der Armeen sich jetzt aufrollt gegen den Griff, gegen Paris zu. Das zu lesen und zu fühlen, man erlebt Napoleonszeiten."[10] (25. August 1914) – „Sedanstag. […] Wir haben plötzlich ein grenzenloses Vertrauen, schon teilt man die Welt. Diesen Tag erlebt zu haben war wahrhaft schön, schon freue ich mich auf morgen. Man spricht von 100.000 Gefangenen."[11] (1. September 1914) – „Ich kann mit den Leuten nicht reden: sie sind alle vernagelt in einem idiotischen und gar nicht echten Patriotismus. Dazu die Censur, das Erbübel!"[12] (12. September 1914) – „[…] drei große englische Kreuzer von einem Unterseeboot in den Grund gebohrt [!], 20 Menschen gegen 2000 – eine Heldentat der Umsicht und Kühnheit! Der Capitän Weddigen ist heute ein deutscher Held!"[13] (21. September 1914) – „Die ungeheure Sinnlosigkeit des Gemordes entsetzt mich. Und alles für Phrasen und Unwahrheiten – bei uns zumindest."[14] (21. Dezember 1914) – „Die Kaiservergötterung z. B. ist mir unerträglich sowie die Fürstendienerei, der Mangel an Democratie, der selbst jetzt so furchtbar zum Durchbruch kommt, sehr im Gegensatz zu Frankreich und England. Darüber kann ich mit den wenigsten sprechen."[15] (26. Dezember 1914) – „Ich bin viel ruhiger und werde den Krieg bald für mich gebändigt haben. Ich weiß jetzt *wie sehr* ich ihn hasse, daß ich nichts und nichts daran schön finden kann und auch nicht will."[16] (4. Januar 1915) – „Und etwas Herrliches für Österreich: eine Erdbebenkatastrophe in Italien, in der Nähe Roms […] das diesmalige [Erdbeben, im Gegensatz zu einem früheren] ist – leider – geringfügiger, obzwar es auch 30.000 Menschen das Leben gekostet hat und der Materialschaden zweifellos ein furchtbarer ist. Etwas mehr – und wir wären die schwerste, die bitterste Sorge los gewesen."[17] (14. Januar 1915) – „‚Kein

[9] Zitiert nach Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 286.
[10] Zitiert nach: HEY'L 2000.
[11] Zitiert nach: HEY'L 2000.
[12] Zitiert nach: HEY'L 2000.
[13] Zitiert nach: HEY'L 2000 (die Kategorie ‚Kriegsverbrechen' wird ausgeblendet).
[14] Zitiert nach: HEY'L 2000.
[15] Zitiert nach: HEY'L 2000.
[16] Zitiert nach: HEY'L 2000.
[17] Zitiert nach: HEY'L 2000 (hier ist jeglicher ‚Humanismus' verabschiedet).

Zweifel, es wird Krieg' mit Italien geben, schreibt Zweig am 17. Mai 1915 in sein Tagebuch, ‚und ich sehe einen Zusammenbruch. Ich denke jetzt an die Tragödie *Jeremias* die ich ja immer schon schreiben wollte'."[18] – Es ist, als führten hier bei den Eintragungen zwei ganz unterschiedliche Persönlichkeiten die Feder, die voneinander nicht wissen. Dass viel später die autobiographischen Niederschriften Zweigs aus den Jahren 1939-1941 (→S. 321-377) im Rückblick ein vielfach zu ideales, ja falsches Bild der Weltkriegsjahre vermitteln, braucht uns nicht unbedingt zu verwundern.

Schier unerträglich ist die patriotische Wortmeldung *„Ein Wort von Deutschland"* in der Neuen Freien Presse vom 6. August 1914.[19] Zweigs früher Aufsatz *„Die schlaflose Welt"* (Neue Freie Presse, 18. August 1914) – aufgenommen in das vorliegende Lesebuch (→S. 25-30) – und sein Wort *„An die Freunde in Fremdland"* (Berliner Tageblatt, 19. September 1914)[20] lassen sich hingegen weder als Kriegspropaganda noch als pazifistische Voten lesen. Der Beitrag *„Warum nur Belgien, warum nicht auch Polen*?" für die Neue Freie Presse vom 4. April 1915, der einen kurzen Blick auch auf die Leiden der jüdischen Bevölkerung Galiziens richtet, atmet bereits einen anderen

---

[18] PLANK 2018a, S. 40.

[19] Der Dichter schreibt darin u. a.: „Mit beiden Fäusten, nach rechts und links, muß Deutschland jetzt zuschlagen, der doppelten Umklammerung seiner Gegner sich zu entwinden. Jeder Muskel seiner herrlichen Volkskraft ist angespannt bis zum Äußersten, jeder Nerv seines Willens bebt von Mut und Zuversicht. Erstarkt in mehr als vierzig fruchtbaren Friedensjahren und doch keineswegs verweichlicht in ihnen, ehern gerüstet durch das stete Bewußtsein reger Feindesnähe und in all diesen Friedensjahren in jeder Minute zum Krieg bereitet durch jenen besonnenen Ernst der Voraussicht, der wertvollstes Merkmal deutschen Wesens bildet, tritt es an unsere Seite zur Schwertbruderschaft." (Zitiert nach: HEY'L 2000). Zweig schreckt auch vor der Rühmung körperlicher und technischer Potenzen nicht zurück.

[20] Dieser Text von 1914 hat so etwas wie eine Nachgeschichte. Der in die Zweig-Sammlung „Worte haben keine Macht mehr" von Stephan Resch „neu aufgenommene Text *‚An meine französischen Brüder'* von 1917 zeigt nun den Beginn der allmählichen Wandlung des kriegsbegeisterten [sic] Autors zum Pazifisten: ‚Wie viele von uns wurden in die Dunkelheit geworfen, wie viele wurden in denselben Maschen des Netzes gefangen, das unsere Freiheit einschließt! Aber jetzt, da ich bei euch bin und frei sprechen kann, betrachte ich es als meine Pflicht, […] euch ein Wort der brüderlichen Dankbarkeit und Bewunderung zu sagen'." (Zitiert nach GUTZEIT 2000; Primärliteratur: ZWEIG 2019).

Geist (→S. 31-42); mit unserem heutigen Wissen um das massenmörderische Niedermetzeln belgischer Zivilisten durch eine paranoide deutsche Soldateska kann man allerdings die knappen Auskünfte zum (angeblich ‚notwendigen') Einmarsch in Belgien nur schwer verdauen. – Kritisch merkt für das erste Kriegsjahr auch Knut Beck an: „Stefan Zweigs Verhalten in dieser Zeit muß verwundern: auf der einen Seite war er von den Nachrichten ‚ganz zerbrochen', konnte er nichts essen, seine Nerven flimmerten, es grauste ihm vor der Vorstellung des Kriegsgeschehens – auf der anderen Seite bekannte er sich zu seinem Staat und dessen militanter Aktivität."[21] Zu den patriotischen Aufsätzen, die der Dichter dann für das staatliche ‚Kriegsarchiv' verfasst hat, gehören Beck zufolge die Titel *„Die Feldpost"*, *„Lebende Kampfmittel"* und *„Kriegsgefangene"*: „… ihr nationalistisch-propagandistischer Charakter erklärt sie zu militärischen Pflichtübungen. […] Der Dienst gab Stefan Zweig Möglichkeiten genug zu einem eigenen ‚Wort zur Zeit', aber dieses blieb, trotz immer stärkerer Hinwendung zur Humanität, in einem gewissen Gegensatz etwa zu den Tagebucheintragungen und Briefäußerungen: vielfach national gestimmt, stark abgegrenzt vor allem gegen das einst geliebte Frankreich […]; man spürt die Kluft zwischen seinen publizierten Aufsätzen und den persönlichen Aufzeichnungen."[22]

„Erst ab 1916", so die zeitliche Einschätzung von Bettina Hey'l, „finden sich unter Zweigs Schriften keine kriegsbejahenden Äußerungen mehr; erst mit dem Schweizer Aufenthalt artikulierte sich die humanistisch-pazifistische Gesinnung, die bislang nur gelegentlich in Tagebüchern und Privatbriefen zum Ausdruck gekommen war, auch öffentlich"; im „Spätherbst 1916 erhielt Zweig zunächst für zwei Monate, dann nach einer vorübergehenden Rückkehr nach Wien für die gesamte Dauer des letzten Kriegsjahres die Genehmigung, sich in der Schweiz aufzuhalten. […] Zweig war froh darüber, dass er die Arbeit im Kriegsarchiv niederlegen konnte, die er zunehmend als Einschränkung seiner persönlichen Bewegungsfreiheit und Arbeitskraft empfand. […] Nur einmal, im Sommer 1918 drohte

[21] Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 288.
[22] So urteilt Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 289.

ihm ernsthaft die Zurückberufung nach Wien und eine offizielle Abmahnung. Mit Ausnahme des ‚Bekenntnisses zum Defaitismus' passierten alle seine Artikel aus dieser Zeit ungehindert die österreichische bzw. deutsche Zensur"[23]. Wir sollten ergänzen: ‚Schweiz' – das bedeutete, nicht mehr im unmittelbaren Machtbereich bzw. Wirkungsfeld der ‚Autoritäten' zu leben (s. u.).

Schon im Februar 1916 entsteht die pazifistische *„Legende der dritten Taube"* (→S. 43-46)[24]; im Frühjahr des gleichen Jahres veröffentlicht der Dichter zunächst in Frankreich seinen Friedenstext *„Der Turm zu Babel"* (→S. 47-51), in welchem er der ‚antiimperialistischen Deutung' des biblischen Stoffes nicht folgt: Er begann „allmählich auf Europas Boden wieder zu erstehen, der Turm zu Babel, das Denkmal der brüderlichen Gemeinschaft, das Monument der menschlichen Solidarität". Man mag mutmaßen, diese und nachfolgende ‚Widerworte' seien „ohne jede Gefahr" gewesen „für den Pazifisten Zweig, dessen Friedensbotschaft jetzt eine ohnehin kriegsmüde Leserschaft erreichte"[25]. Ob das aber der überlieferten Ausgrenzung und Anfeindung von Pazifisten (‚Friedenshetzern') in allen Kriegsjahren gerecht wird, bleibt mehr als fraglich.

Seit dem Frühjahr 1915 arbeitete ‚Titularfeldwebel' Stefan Zweig an seinem biblischen Antikriegsdrama *„Jeremias"*, das er im Frühjahr 1917 abschließen konnte.[26] (Während sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die imperiale Vorherrschaft in Westasien von Assyrien auf die Babylonier / Chaldäer übergeht, tritt der denkbar einsame Prophet als Warner und ‚Wehrkraftzersetzer' in Erscheinung, kann aber den Untergang des Nordreichs Juda nicht abwenden.[27]) Im Februar 1917 schreibt Zweig dem französischen Freund Romain Rolland, das Drama sei ein „Werk, das alles aussagt, was

[23] HEY'L 2000.

[24] Vgl. dazu. BERTHOLD/LARCATI 2018a.

[25] So HEY'L 2000. – Mit Blick auf die weiteren Ausführungen der Verfasserin stellt sich schon die Frage: Waren denn die nonkonformen Aufsätze auch „ohne Gefahr" für den *Juden* Stefan Zweig?

[26] Vgl. Knut Beck in: ZWEIG 1995, S. 290-291; PLANK 2018b.

[27] Zur bleibenden ‚Aktualität' des Prophetenbuch Jeremias: DREWERMANN 2000. Zur literarischen Bearbeitung des biblischen Stoffes durch Stefan Zweig (1917) und Franz Werfel (1937): PLANK 2018a; FISCHER 2021; PALLITSCH 2024.

ich innen vom ersten Tage des Krieges fühlte". (Erweist, noch weitergehender, er selbst sich – wie Casanova, Stendhal, Tolstoi – als ein ‚Dichter des eigenen Lebens'?) Auch der Widerspruch von Zweigs Kriegsvoten klingt in der Tragödie an (Zedekia: „Ich mußte Krieg künden, aber ich liebte den Frieden").[28] Die Erstausgabe erscheint 1917 im Insel-Verlag zu Leipzig, die Uraufführung des Dramas erfolgt am 27. Februar 1918 in Zürich. Gleichzeitig mit dem vorliegenden Lesebuch wird die Schalom-Bibliothek auch eine Neuedition des *„Jeremias"* (erste, ungekürzte Fassung) vorlegen. In diesem Band ist hingegen nur ein Auszug mit mehreren „Szenen" aufgenommen worden (→S. 52-65). Die pazifistische Tendenz[29] des Stückes kann schwerlich übersehen werden: „Laut spreche ich vor dem Volke: Besser den Zins des Goldes zahlen dem Feinde, denn den Zins des Blutes dem Kriege! Besser der Weise sein, denn der Starke, besser Gottes Knecht, denn der Menschen Herr! […] Abtut Gottes Namen vom Kriege, denn nicht Gott führet Krieg, sondern die Menschen! Heilig ist kein Krieg, heilig ist kein Tod, heilig ist nur das Leben." Nicht Territorien und Steinmauern müssen – bis hin zum Letzten – verteidigt werden, sondern lebendige Menschen – und die Hoffnung.

Die weiteren zentralen Friedenstexte des Jahres 1917 sind im vorliegenden Band versammelt (→S. 66-99). Im April hält der Dichter anlässlich des Internationalen Frauenkongresses für Völkerverständigung in Bern eine öffentliche Ansprache über die große Leitgestalt der Friedensbewegung: „Seit zwanzig Jahren hatte Bertha von Suttner um diesen Weltkrieg gewußt, indes wir alle atemnah neben ihr ahnungslos unser Leben lebten. Aber – ich frage Sie und mich – spreche ich wirklich wahr, wenn ich sage, wir waren ahnungslos gewesen, wir hätten nicht um diesen Weltkrieg gewußt." Im Juli erscheint eine überaus rühmende Rezension des französischen Antikriegsro-

[28] So Knut Beck in: ZWEIG 1982, S. 340.

[29] Später wird Zweig allerdings in seinen autobiographischen Erinnerungen über den ‚Jeremias' schreiben: „Aber es ging mir keineswegs darum, ein ‚pazifistisches' Stück zu schreiben, die Binsenwahrheit in Wort und Verse zu setzen, daß Frieden besser sei als Krieg, sondern darzustellen, daß derjenige, der als der Schwache, der Ängstliche in der Zeit der Begeisterung verachtet wird, in der Stunde der Niederlage sich meist als der einzige erweist, der sie nicht nur erträgt, sondern sie bemeistert" (→S. 353-354).

mans „Le feu“ von Henri Barbusse (ein „Welterfolgsbuch“). Am 28. November schreibt Zweig sein – nichtöffentliches – *„Testament des Gewissens“* nieder: „… Waffen zu tragen und von ihnen Gebrauch zu machen. Ich halte im Sinne Tolstois und noch dringender in dem meiner eigenen Erkenntnis dies als das schwerste Verbrechen wider den Geist der Menschlichkeit, das wir begehen können und betrachte es als eine moralische Pflicht, den Mord zu verweigern.“ Ein Bericht über das Genfer Büro des Roten Kreuzes trägt dann kurz vor Weihnachten den programmatischen Titel *„Das Herz Europas“* (→S. 88-99).

Im letzten Kriegsjahr 1918 betrachtet Stefan Zweig das sorglose Leben der eigenen Klasse in Kriegszeiten (→S. 100-105) und schreibt über den Weltfeind *„Opportunismus“* (→S. 114-116). Im Juli/August-Heft der Friedens-Warte (Verlagsort Zürich) erscheint sein eindrucksvolles *„Bekenntnis zum Defaitismus“* (→S. 106-108): „Bekenntnis wird erst wirksam durch Haß, Gefahr und Widerstand. Nehmen wir – wie einst die Geusen taten – das Haßwort unserer Feinde, machen wir aus ihrem Schimpf unsern Stolz, aus ihrer Verachtung unsere Ehre: *nennen wir uns offen Defaitisten*! *Vereinigen wir uns im Defaitismus*! Seien wir Flaumacher! Soyons déafitistes! Siamo disfattisti! Geben wir dem Wort unsern Sinn, wie wir es verstehen, tragen wir es als Waffe, und heben wir sie hoch, daß sie funkelt und glüht gegen Heimsiegfrieds Zorn!“ Gegenüber dem ‚Vernunftpazifismus‘ von Alfred H. Fried und der bürgerlichen Friedensbewegung, welcher erst im ‚zivilisatorischen Fortschreiten‘ den Krieg aus der Welt schaffen möchte und keineswegs ein Programm der Kriegsdienstverweigerung beinhaltet, entscheidet sich der Dichter im Sinne Tolstois. Es gehe, so schreibt er im Aufsatz *„Die Entwertung der Ideen“* (→S. 109-113), um „den alten Zwiespalt, was mehr dem Menschen wert sei, die Idee oder das Leben. […] Ideen siegen nicht, sie sind zu Gast in den Menschen und in den Zeiten, sie stärken sich nicht an ihrer Verbreitung (im Gegenteil!), sie sterben nicht an ihren Niederlagen. Aber die Menschen sterben, und darum muß unsere Anteilnahme jetzt bei ihnen sein.“ Vorangestellt ist dieser zweiten – wahrhaft ‚antitotalitären‘ – Apologie des Defaitismus ein Zitat von Jean Jacques Rousseau: ‚Das Blut eines einzigen Menschen ist wertvoller als die Freiheit der gesamten Menschheit.‘

Schon 1918 war in der Schweiz auch die erst 1920 unter dem Titel *„Der Zwang"* veröffentlichte Novelle über einen ‚Fahnenflüchtigen' (→S. 117-150) entstanden: „Der junge Maler Ferdinand R. ist in ein kleines Dorf über dem Zürichsee ‚geflohen', um sich ausschließlich seiner Kunst zu widmen. Die friedliche Atmosphäre wird jäh gestört, als ihn ein Stellungsbefehl aus der Heimat erreicht. Dieser Brief bildet den ersten Wendepunkt der Erzählung, vor dessen Hintergrund Zweig sein humanistisch-pazifistisches Menschenbild entfaltet […]. Der Protagonist gerät in einen emotionalen und moralischen Konflikt zwischen der Aufforderung des Staates, seine ‚vaterländische Pflicht' zu tun, und seinen persönlichen pazifistischen Idealen, die durch diesen Befehl herausgefordert werden. Die Figur der Ehefrau Paula stellt die zweite Konstituente der dialogisch angelegten Erzählstruktur dar und fungiert als ‚Stimme des Gewissens' […]. Sie appelliert an Ferdinand, den Stellungsbefehl, der in der neutralen Schweiz keine Gültigkeit habe, zu ignorieren."[30] (Elisabeth Erdem) – Der ‚lebensgeschichtliche Entstehungskontext' dieser literarischen „Revolte gegen den Kriegsdienst" ist vielleicht der bedeutsamste Schlüssel für das Verstehen: In der Schreiblade liegt ein Konzept, in dem der Künstler erklärt, „nie eine Waffe zur Hand zu nehmen" (das ist, wie ich glaube, im realen Leben Zweigs „Testament des Gewissens" vom 28. November 1917). Seine Gattin wiederholt bis zum Irrewerden: „Wer erwartet dich? Die Sklaverei und der Tod vielleicht, sonst niemand! Wach' doch auf, Ferdinand, spür's doch, du bist frei, ganz frei, niemand hat Macht über dich, niemand kann dir befehlen, hörst du, du bist frei, du bist frei, du bist frei!" Doch Ferdinand (des Dichters ‚alter ego'?!) bekennt: *„Nie war ich fest! Nie war ich sicher. Alles das war Lüge, ein Verstecken vor meiner Angst."* Das hieraus resultierende Ringen wirkt auf die Leserschaft so bedrückend und anstrengend wie die ‚Schizophrenien' der oben zitierten Tagebucheintragungen Zweigs aus dem ersten Kriegsjahr. Die *innere* Ablehnung des militärischen Menschenmordens steht für den Protagonisten der Novelle fest: „Aber seltsam, die Magie der militärischen Worte überwältigte ihn von neuem." – 1918 gab es kurzzeitig wirklich die Gefahr für den in der Schweiz lebenden Stefan Zweig, nach Österreich zurückberufen zu werden (s. o.). Zur

[30] ERDEM 2018, S. 276.

entschiedenen Verweigerung findet der Künstler der Novelle erst, als er nach Ankunft eines Zuges dem entsetzlichen Ergebnis der Völkerschlachten selbst ins Angesicht schaut; biographisch bezeugt ist durch Friderike von Winternitz, die damalige Lebensgefährtin des Schriftstellers, die dem entsprechende „Begegnung mit verwundeten Frontsoldaten auf einem Innsbrucker Bahnhof“[31]. – Jetzt sollte man sich auch daran erinnern, dass Zweig schon 1915 in *Lazarettzügen* eine entscheidende Tuchfühlung mit dem „eigentlich Grausigen des Krieges“ widerfahren war (→S. 350-352). – Was aber hat es nun mit der angsteinflößenden „Magie der militärischen Worte“ – den Ansprüchen des Staates (samt seiner ‚Autoritäten‘), der vermeintlich großen ‚Gemeinschaft‘ oder auch ‚nur‘ der bürgerlichen Gesellschaft[32] – auf sich? Das Bedürfnis, ein ‚nützliches Glied‘ für das große Ganze zu sein, ist im Kontext des Dichterlebens wohl kaum losgelöst zu betrachten von der eigenen Zugehörigkeit zu einer Minderheit, der weite Kreise ‚Vaterlandsverrat‘ und chronische ‚Drückebergerei‘ unterstellten. Schon früh wußte Stefan Zweig um kommende Gefährdungen: „Ich bin fest überzeugt, daß die Erbitterung, die jetzt schon latent ist, nach dem Kriege sich nicht gegen die Kriegshetzer, die Reichspost-Partei, sondern gegen die Juden entladen wird. Ich bin überzeugt – felsenfest – daß nach dem Kriege der Antisemitismus die Zuflucht der ‚Großöstrreicher‘ sein wird“[33].

Im ersten Nachkriegsjahr beleuchtet Zweig die *„Tragik der Vergeßlichkeit“* (→S. 151-155): „Mit Entsetzen sahen Millionen auf einmal das fremde Blut an ihren Händen, alles war in ihnen bereit, ihre Leidenschaften nun einem hohem Ziel, der Verbrüderung, der letzten Einheit hinzugeben. – Diesen Augenblick der höchsten Erkenntnis, diesen Augenblick, wo die Wahrheit wie ein milder Mond für eine Stunde zwischen den Wolken der Gehässigkeit und der Verdüste-

[31] ERDEM 2018, S. 276.

[32] Vgl. auch eine Aufzeichnung Zweigs vom Frühjahr 1917: „Der jüdische Defect in uns ist – das stellt er [Werfel] für mich einleuchtend fest – die Abhängigkeit, die seelisch-geistige von der Familie. Hier müsste unsere Revolution einsetzen, denn von ihr sind wir unbewusst mehr unterdrückt, als vom Staate. Hier die eingewurzelte Bourgeoisie unsere [sic!] Seelen, das falsche Bedürfnis nach Sicherung, die Sorge um unsere Leiblichkeit“ (zitiert nach HEY'L 2000).

[33] Zitiert nach: HEY'L 2000.

rung vortrat, ihn haben wir erlebt vor einem Jahre." Angesichts der Friedensverhandlungen plädiert er für *„Die Wahl der Staatsangehörigkeit"* (→S. 156-157): „Solange das letzte Ideal nicht erfüllbar ist – Weltbürger zu sein, frei vom Staate, ganz nur der letzten Gemeinschaft der Menschheit zugehörig – muß es unsere Aufgabe sein, das Staatsproblem zu einem möglichst menschlichen zu gestalten. Und zur Freiheit des Menschen gehört Freiheit der Entschließung: … als ein Recht für die sonst Rechtlosen". Im *„Epilog einer vergeblichen Bemühung"* (→S. 158-161) klingt die Hoffnung an, eine neue übernationale, geschwisterliche Jugend werde sich organisieren; doch die Hemmnisse für einen wirklichen Wechsel des ‚Zivilisationsparadigmas' sind altbekannt: „Dr. Schulte-Vaerting hat jüngst in einem sehr schönen Aufsatz erzählt, wie die Welt seit Jahrtausenden immer nur den Krieg und nie den Frieden zu finanzieren sich entschlossen hat."

Eine möglicherweise durch Zweigs Begegnung mit Rabindranath Tagore im Juni 1920 inspirierte Legende, die zuerst 1922 als eigenständiges Werk erscheint, trägt den Titel *„Die Augen des ewigen Bruders"* (→S. 162-195)[34]: „Der Unsichtbare hat mir ein Zeichen gesandt, und mein Herz hat es verstanden. Ich erschlug meinen Bruder, auf daß ich nun wisse, daß jeder, der einen Menschen erschlägt, seinen Bruder tötet. Ich kann nicht Führer sein im Kriege, denn im Schwerte ist Gewalt, und Gewalt befeindet das Recht. Wer teilhat an der Sünde der Tötung, ist selbst ein Toter. Ich aber will, daß nicht Furcht ausgehe von mir, und lieber das Brot des Bettlers essen, denn unrecht tun wider dies Zeichen, das ich erkannte. Ein kurzes ist das Leben in der ewigen Verwandlung, laß mein Teil mich leben als ein Gerechter." – Wir verletzen und werden verletzt, wir richten und werden gerichtet … Müssen wir, um zur Gewaltfreiheit zu gelangen, uns am Ende ganz auf das Nichttun verlegen oder gar die Gemeinschaft mit anderen Menschen fliehen?

In der rückblickend so genannten ‚Zwischenkriegszeit' veröffentlicht Stefan Zweig, der ganz sicher keiner ‚Stalin-Sympathie' unterlag, einen Bericht über seine Russlandreise von 1928 anlässlich des 100. Geburtstages des ‚Alten von Jasnaja Poljana' (→S. 196-227) und zeigt sich besorgt mit Blick auf die Zukunft Europas (→S. 241-242).

[34] Vgl. zu diesem Werk: BERTHOLD/LARCATI 2018b.

Er arbeitet an Texten über berühmte Botschafter des Friedens wie Romain Rolland (→S. 228-237), Erasmus von Rotterdam (→S. 243-259) und Leo N. Tolstoi (→S. 266-282).

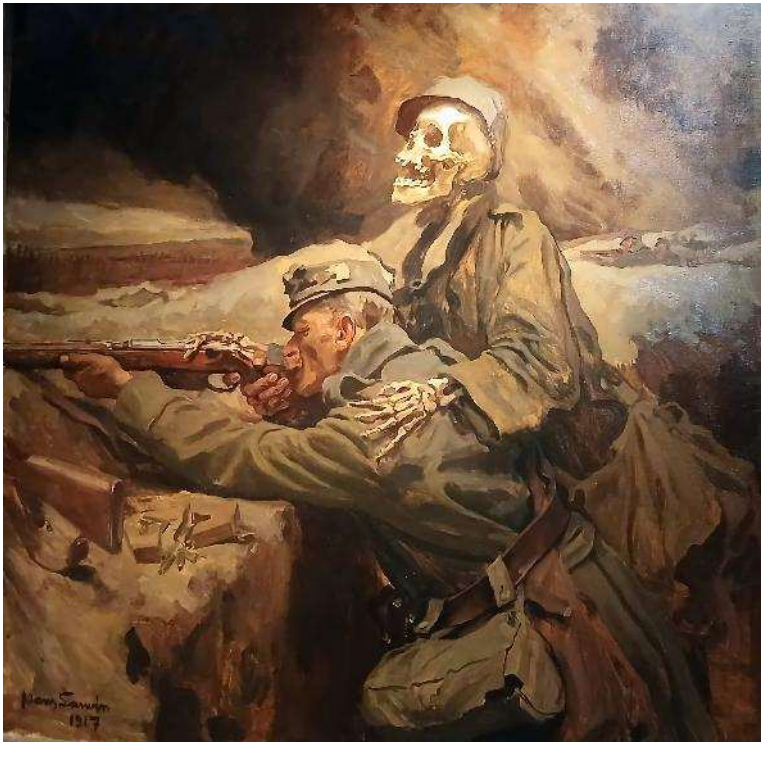
Nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten werden 1933 in vielen deutschen Städten auch die Werke Zweigs öffentlich verbrannt; ein Gleiches wiederholt sich dann am 30. April 1938 auf dem Salzburger Residenzplatz. (Juden und Pazifisten stehen im Faschismus ganz oben auf der Liste der ‚Verbotenen Autoren'). Die letzten acht Jahre seines Lebens hat der Dichter im Exil verbracht (England, USA, Südamerika, zuletzt Brasilien). 1936 enthält sein Text *„1914 und heute"* (→S. 260-265) eine Klage, die leider für unsere Gegenwart ganz unverändert übernommen werden kann: „Die Aufrüstung geschieht in ungeheuren Proportionen und am lichten Tage; täglich kann man in allen europäischen Zeitungen als Segnungen der Aufrüstung gerühmt lesen, daß sie die Arbeitslosigkeit vermindere, die Börse belebe." Noch vor Beginn des zweiten Weltkrieges verlangt er im Vortrag *„Geschichtsschreibung von morgen"* (→S. 283-299) die Abkehr von einem Jahrtausende alten Irrweg der späten Menschheitsgeschichte: „Nur Hannibal, Scipio, Attila, Napoleon waren wichtig, nur Männer, die Kriege geführt, wurden uns als Helden dargestellt, und so von Anfang an unseren fügsamen Gehirnen der Gedanke mit immer wiederholtem Hammerschlag eingehämmert, das Wichtigste unserer Welt sei der Krieg und die wesentlichste Leistung eines Menschen, eines Volkes der Sieg. Unserer Generation wurde, und ich fürchte, auch der von heute noch in allen europäischen Ländern, von Anfang an eingeprägt, daß nur der Erfolg in unserer Welt entscheidet, daß jede Anwendung der Gewalt, auch des Krieges, eine nicht nur erlaubte, sondern auch wünschenswerte Handlung darstellt, falls sie dem Vaterland zum Vorteil gereicht. […] Die neue Geschichte, die wir fordern, muß von der Höhe des kulturell Erreichten und im Hinblick auf den weiteren Anstieg geschrieben werden – im Gegensatz zur Geschichte von gestern, die bloß Nationalgeschichte und Kriegsgeschichte war." Die humanistische Fortschrittsvision beschwört Zweig hernach auch noch im Vortragsmanuskript *„Die Geschichte als Dichterin"* vom September 1939 (→S. 304-320): „Immer kommt es also im Letzten darauf an, wieviel eine einzelne Nation an Schöpferischem der ganzen Menschheit gibt. Hoffen wir, daß die Stunde nicht mehr fern ist, wo die Völker

einzig in diesem Sinne des Einander-Gebens wetteifern werden, wo nicht durch Gewalt, sondern durch seine künstlerische Begabung eines das andere von seiner Daseinsberechtigung überzeugen kann, und die Geschichte, statt weiter nur eine Ballade unaufhörlicher Kriege zu sein, anheben wird als hymnisches Heldengedicht gemeinsamen Aufstiegs."

Die Arbeit an den autobiographischen Erinnerungen *„Die Welt von Gestern"* (→S. 321-377) in den Jahren 1939-1941 lenkt den Blick noch einmal zurück auf das Hoffen nach dem Ende des Menschenschlachthauses 1914-1918 – fern vom Grundgefühl der ‚Vergeblichkeit': „Die Hölle lag hinter uns, was konnte nach ihr uns noch erschrecken? Eine andere Welt war im Anbeginn. Und da wir jung waren, sagten wir uns: es wird die unsere sein, die Welt, die wir erträumt, eine bessere, humanere Welt."

Im Mai 1940 teilt Stefan Zweig mit Blick auf die Verbrechen der deutschen Faschisten sein Leiden an einer weit verbreiteten Teilnahmslosigkeit im Erdenrund mit (→S. 378-382): „Dieses Schweigen, dieses furchtbare, undurchdringbare, endlose Schweigen, ich höre es bei Nacht, ich höre es am Tag, es erfüllt mein Ohr und meine Seele mit seinem unbeschreiblichen Schrecken. Es ist unerträglicher als jeder Lärm; es ist mehr Grauen in ihm als im Donner, als im Heulen der Sirene, als im Krachen der Explosionen." In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1942 scheidet er zusammen mit seiner zweiten Ehefrau Charlotte geb. Altmann (geb. 1908) in Petrópolis (Brasilien) ‚freiwillig' aus dem Leben: „Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus" (22.II.1942). Bis zum Ende hat der Dichter sein Bekenntnis zum Pazifismus nicht widerrufen. Das haben ihm – bis heute – viele verübelt. Mit hoher Achtung für den Freund sagt hingegen Franz Werfel, der selbst wohl zu jener Zeit einen abweichenden Standort einnimmt, in seiner Rede zur Trauerfeier 1942 (→S. 387-394): „Ja, Stefan Zweig war ein Mann ohne Zorn. Darum war er auch einer der ganz wenigen echten Pazifisten, die es gibt. Für ihn bedeutete der Krieg die irdische Hölle, an die man nur mit Heulen und Zähneklappern denkt."

Im Oktober 2026 | Peter Bürger



Hans Larwin (1873-1938), Wien:
Gemälde „Soldat und Tod“ aus dem Jahr 1917 | Bildquelle:
https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Hans_Larwin?uselang=de | Bildbearbeitung: Bernd Schaller, Düsseldorf

Stefan Zweig

Die schlaflose Welt

(18. August 1914)[1]

Es ist weniger Schlaf jetzt in der Welt, länger die Nächte und länger die Tage. In jedem Lande des unendlichen Europa, in jeder Stadt, jeder Gasse, jedem Haus, jedem Gemache ist der ruhige Atem des Schlummers gekürzt und versichert, wie eine einzige schwüle erstickende Sommernacht glüht die feurige Zeit in die Nächte nieder und macht die Sinne wirr. Wie viele hüben und drüben, die sonst sanft in der schwarzen Barke des Schlafs – bewimpelt mit bunten und flatternden Träumen – hinüberglitten vom Abend in den Morgen, hören jetzt nachts die Uhren wandern, wandern und wandern den ganzen ungeheuren Weg vom Licht zum Licht, und fühlen innen den Holzwurm der Sorgen und Gedanken unablässig fressen und nagen, bis das Herz ihnen wund wird und krank. Eine ganze Menschheit fiebert jetzt nachts und tags, furchtbare übermächtige Wachheit funkelt durch die aufgereizten Sinne von Millionen, Schicksal dringt unsichtbar durch die Tausende Fenster und Türen und scheucht den Schlummer, scheucht das Vergessen von jeder Lagerstatt. Es ist weniger Schlaf jetzt in der Welt, länger die Nächte und länger die Tage.

Keiner ist jetzt allein mit sich und seinem Schicksal, jeder späht aus sich hinaus in die Ferne. Nachts, in der Stunde, da er allein liegt und wach im geschützten, verriegelten Haus, fliegen seine Sinne zu Freunden und Fernen: vielleicht wird zu dieser gleichen Stunde irgendein Teil seines Schicksals erfüllt, ein Reitersturm in einem galizischen Dorfe, ein Überfall zur See, all das, was zu ebendieser Sekunde tausend und Tausende Meilen weit geschieht, hat Bezug auf sein Leben. Und die Seele weiß es, sie dehnt sich und möchte in Ahnung, in Sehnsucht etwas fassen davon, feurig ist die Luft von Wünschen und Gebeten, die jetzt von einem Ende der Welt zum anderen

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Die schlaflose Welt*. In: Neue Freie Presse – Morgenblatt, Nr. 17953 vom 18. August 1914, S. 1-2.

hin und wider fliegen. Tausendfaches Gedenken ist rastlos unterwegs, von den schweigenden Städten zu den Lagerfeuern, von einsamer Feldwacht zur Heimat zurück, von den Nahen zu den Fernen schweben unsichtbare Fäden der Liebe und Besorgnis, ein Gespinst des Gefühls, ein unendliches, überflicht jetzt allnachts, alltags die Welt. Wieviel Worte werden jetzt geflüstert, wieviel Gebete dem anteilslosen Raum gesagt, wieviel sehnende Liebe schwingt durch jede Stunde der Nacht! Die Luft zittert unablässig von geheimnisvollen Wellen, für welche die Wissenschaft keinen Namen kennt und deren Beben kein Seismograph zu messen weiß: aber wer vermöchte zu sagen, ob sie ganz ohnmächtig sind, diese Wünsche, ob nicht dies ungeheure, aus den untersten Tiefen der Seele glühende Wollen auch so die Ferne überschwingt wie die Vibrationen der Töne und die elektrische Zuckung? Wo sonst Schlaf war, wesenlose Rast, ist jetzt bildernder Drang: immer und immer wieder müht sich die Seele, durch das nächtige Dunkel die Entfernten zu sehen, die ihr teuer sind, und in der Phantasie erlebt jetzt jeder vielfaches Geschick. Tausend Gedankengänge durchhöhlen den Schlaf, immer und immer stürzt sein schwankes Gebäude wieder zusammen und leer wölbt sich über den Einsamen das bildreiche Dunkel. Und, wacher des Nachts, sind die Menschen jetzt auch wacher des Tags: in den einfachsten Personen, denen man begegnet, ist in diesen Stunden etwas lebendig von der Macht des Redners, des Dichters, des Propheten, das Geheimnisvollste im Menschen ist durch den ungeheuren Druck der Tatsachen gleichsam nach außen gepreßt, jeder einzelne gesteigert in seiner Vitalität. So wie dort draußen im Felde jetzt aus schlichten Bauern, die still und friedlich ein Leben lang ihr Feld bestellten, in erregter Stunde plötzlich das Heldische, das Heroische sich entzündet, so flammt hier aus sonst ganz dunklen und beschwerten Menschen die Fähigkeit der Vision; jeder und jeder erlebt in seinem innern Schauen weit über den gemeinen Kreis seiner Existenz hinaus, und wer sonst nur auf sein Tagewerk blickt, spürt nun in jeder Nachricht beseelte Wirklichkeit und Bild. Immer und immer wieder durchackern jetzt die Menschen mit Sorgen und Visionen die unfruchtbare Scholle der Nacht, und sinken sie endlich hin in den Schlaf, so fühlen sie fremde Träume. Denn das Blut ist heißer in ihren Adern, und aus dieser Schwüle blühen tropische Gewächse des Grauens und der Besorgtheit, Träume, aus denen es Seligkeit ist,

zu erwachen und zu fühlen, daß sie unnützer Alpdruck waren und nur jener entsetzlichste Traum der Menschheit furchtbare Wahrheit: der Krieg aller gegen alle.

Von Schlachten träumen jetzt die Friedlichsten, Kolonnen stürmen und stürzen durch den Schlaf, das Blut tost dunkel vom Widerhall der Kanonen. Und schreckt man empor, so hört man's noch im Wachen, das Getöse der donnernden Wagen, das Klirren der Hufe. Man horcht hinaus, man beugt sich vom Fenster: und wirklich, unten ziehen in langen Reihen die Wagen, die Pferde durch die verlassenen Straßen. Ein paar Soldaten führen am Halfter eine ganze Schar von Pferden, geduldig trotten sie mit schwerem, klingendem Schritt über das laute Pflaster. Auch ihnen, die sonst still in ihren warmen Ställen des Nachts von der Arbeit ruhten, auch den Tieren ist der gewohnte Schlaf genommen, die friedlichen Gespanne sind getrennt und die geschwisterlichen entpaart. Auf den Stationen hört man aus den Waggons die Kühe, die geduldigen, brüllen; von der warmen, weichen Sommerweide werden sie hinausgeführt ins Unbekannte, sogar ihnen, den ganz Dumpfen, ist der Schlummer verstört. Und die Züge fahren hinaus in die schlafende Natur: auch sie ist aufgeschreckt vom Aufruhr der Menschen, Reiterscharen sprengen nachts über Felder, die seit aller Ewigkeit im Dunkel ihre Rast hatten, über die schwarze Fläche des Meeres grellt an tausend Stellen der Lichtkreis der Scheinwerfer, heller als Mondlicht und blendender als die Sonne, selbst unten, das Dunkel der Gewässer, ist aufgestört von den Unterseebooten, die nach Beute jagen. Schüsse donnern durch die schweigenden Berge in Hall und Widerhall, daß die Vögel auftaumeln aus ihren Nestern, nirgends ist der Schlaf mehr sicher, und selbst der Äther, der ewig unberührte, durchquert von der mörderischen Eile der Aeroplane, den unheilbringenden Kometen unserer Zeit. Nichts, nichts darf Ruhe haben und Rast in diesen Tagen, Tier und Natur hat die Menschheit mitgerissen in ihren mörderischen Kampf. Es ist weniger Schlaf jetzt in der Welt, länger die Nächte und länger die Tage.

Aber besinnen wir's nur, wieder und wieder, die Weite der Zeit und daß dies, was jetzt geschieht, ohne Beispiel in der Geschichte, daß es wert ist, schlaflos zu sein und nur wach, unendlich wach. Nie war die Welt seit ihrem Bestand so im Ganzen erregt, nie so aufgereizt in ihrer Gemeinsamkeit. Ein Krieg, das war bislang nur immer

eine einzelne Entzündung im ungeheuren Organismus der Menschheit, ein Glied, das eiterte und ausgebrannt wurde zur Heilung, indes alle anderen in ihren Lebensfunktionen ungehemmt blieben und frei. Es gab immer Unbeteiligte, irgendwo waren immer noch Dörfer, in die keine Botschaft jener Erregung drang, die geruhig ihr Leben abteilten in Tag und Nacht, in Arbeit und Rast. Irgendwo war noch immer der Schlaf und die Stille, Menschen, die lachend in der Frühe erwachten und traumlos schliefen. Aber nun hat die Menschheit, je mehr sie die Erde gewann, sich inniger verbunden, ein Fieber schüttelt jetzt ihren ganzen Organismus, ein Grauen jetzt den ganzen Kosmos. Es gibt keine Werkstatt in Europa, kein einsames Gehöft, keinen Weiler im Wald, dem nicht ein Mann weggerissen ist, an diesem Ringen beteiligt zu sein, und jeder dieser Menschen hängt wiederum mit Fäden des Gefühles an anderen, auch der Geringste strahlt von seinem Wesen so viel Wärme aus, daß es kälter wird, einsamer und leerer mit seinem Entschwinden. Jedes Schicksal bildet Schicksal aus sich, kleine Kreise, die im Wellenschlag sich im Meere des Gefühles erweitern und steigern, in ungeheurer Bindung und gegenseitiger Bestimmung des Erlebens stürzt keiner ins Leere mit seinem Tod, jeder reißt etwas von Fremden mit. Jedem spähen Blicke nach, und dies Schauen und Sehnen, millionenfach erhöht und verwebt mit dem Geschicke ganzer Nationen, schafft nun die Unruhe einer ganzen Welt. Die ganze Menschheit horcht und durch das Wunder der Technik wird ihr gleichzeitig gleiche Antwort. Die Schiffe werfen sich über unzählbare Wellen Botschaft weiter, von den Funktürmen von Nauen und Paris spritzt in Minuten eine Nachricht in die Kolonien Westafrikas und an den Tschadsee, in Indien lesen die Hindus auf den Blättern aus Hanf und Geflecht zu gleicher Stunde die Entscheidung wie die Chinesen auf ihren seidigen Papieren – an die äußersten Nervenenden der Menschheit dringt die Erregung und scheucht das stumpfe Hinleben. Jeder blickt, jeder aus allen Fenstern seiner Sinne nach Botschaft aus, saugt Beruhigung aus den Worten der Mutigen und Furcht aus dem Zweifel der Verzagten. Die Propheten, die wahren und die falschen, haben wieder Macht über die Menge, die jetzt horcht und horcht, im Fieber wandelt und im Fieber liegt, Tag und Nacht, die langen Tage und die unendlichen Nächte dieser Zeit, die wert ist, wach erlebt zu sein.

Denn diese Tage wollen keine Unbeteiligten und auch das Fern-

sein von den Schlachtfeldern ist kein Außensein. Jedem einzelnen von uns wird jetzt das Leben um und um geschüttelt, keiner hat das Recht, ruhig zu schlafen im Ungeheuren der Erregung. In dieser Umwandlung der Nationen und der Völker wandeln wir uns mit, gleichviel, ob wir sie bejahen oder verneinen mit unserm Willen, jeder ist verstrickt in das Geschehen, keiner kühl im Fieber einer Welt. Es gibt kein Gleichbleiben gegenüber verwandelten Wirklichkeiten, keiner steht heute gesichert auf einem Felsen und blickt lächelnd nieder auf die erregte Welle: jeder ist, ob mit, ob ohne sein Wissen, mitgerissen von der Flut und weiß nicht, wohin sie ihn treibt. Keiner kann sich abschnüren, denn mit unserem Blut und Geist kreisen wir im Strom einer Nation und jede Beschleunigung treibt uns weiter, jedes Stocken in ihren Pulsen hemmt den Takt unseres eigenen Lebens. Alles wird, wenn das Fieber gewichen sein wird, neuen Wert für uns haben und gerade das Gleiche wird anders sein. Die deutschen Städte, mit welchem Gefühl wird man sie sehen nach diesem Ringen, und Paris, wie anders, wie fremd wird es dem Gefühle geworden sein! Ich weiß es heute schon, ich werde in Lüttich im gleichen gastlichen Haus nicht mehr mit gleichem Gefühl, mit den gleichen Freunden sitzen können, seit die deutschen Bomben niederhagelten auf die Zitadelle, zwischen manchem Freunde diesseits und jenseits der Grenze werden Schatten von Gefallenen stehen und mit kaltem Atem die Wärme des Wortes wegsaugen. Umlernen werden wir alle müssen vom Gestern zum Morgen durch dieses unübersehbare Heute, dessen Gewalt wir jetzt erst nur im Grauen spüren, und zu einer neuen Lebensform genesen durch dies Fieber, das jetzt unsere Tage glühend und unsere Nächte so schwül macht. Eine andere Generation steigt hinter uns empor, deren Gefühle gehärtet sind an diesem Feuer, anders werden sie sein, die in jenen Jahren Siege sahen, wo wir nur Zurückweichen erblickten, Zagen und Mattigkeit. Aus der Verwirrung dieser Tage wird eine neue Ordnung sich bilden, der sich stark und helfend zu fügen unsere erste Sorge sein muß.

Eine neue Ordnung – denn dies schlaflose Fieber, die Unrast, das Hoffen und Harren, das unseren Tagen und Nächten jetzt die Ruhe aufzehrt, kann nicht dauern. Wie furchtbar alle Vernichtung sich jetzt über die verstörte Welt zu breiten scheint, so ist sie doch gering gegen die noch gewaltigere Kraft des Lebens, das nach jeder An-

spannung sich immer wieder Rast erzwingt, um sich neuerdings stärker und schöner zu gestalten. Ein neuer Friede – oh, wie ferne glänzen heute noch seine lichten Schwingen durch Staub und Pulverdampf! – wird die alte Ordnung des Lebens wieder erbauen, Arbeit des Tages und Rast der Nacht, in die tausend Stuben, die jetzt wach sind in Aufregung und Angst, wird die Stille heimkehren mit sänftigendem Schlaf und beruhigte Sterne wieder niedersehen auf eine selig atmende Natur. Was jetzt noch als Grauen anmutet, wird dann in erhabener Verwandlung schon Größe sein; ohne Bedauern und beinahe mit Sehnsucht werden wir dieser unendlichen Nächte gedenken, da in so wundervoller Erweiterung wir werdendes Schicksal im Blute spürten und den heißen Atem der Zeit über unseren wachen Lidern. Nur wer die Krankheit erlebt hat, kennt das ganze Glück des Gesundens, nur der Schlaflose die Süße des wiedergewonnenen Schlummers. Die Heimkehrenden und die Zurückgebliebenen werden des Lebens froher sein als die Vergangenen, ernster und richtiger werden sie seinen Wert und seine Schönheit zu werten wissen, und fast möchte man der neuen Gestaltung sich entgegensehnen, wären nicht noch heute wie in den antiken Tagen die Fliesen des Friedenstempels genetzt mit geopfertem Blut und dieser neue selige Schlaf der Welt erkauft mit dem Tod von Millionen ihrer edelsten Gebilde.

Stefan Zweig

Warum nur Belgien, warum nicht auch Polen?

Eine Frage an die Neutralen
(4. April 1915)[1]

Von allen Völkern und Nationen, über Meer und Land, ist das Mitleid der ganzen unbeteiligten Welt in diesen Tagen einer einzigen Richtung zugeströmt, um dem Lande zu helfen, das als erstes Opfer im Ringen Europas fiel. Unbeteiligt am Kriege und doch teilnehmend an dem Unglück, das er schuf, haben die neutralen Staaten einhellig Belgien ihre spendende Liebe zugewandt. Offene Arme haben die nun Heimatlosen empfangen, sanfte Worte ihren Schmerz begütigt. In Holland hat man die Flüchtlinge geborgen, in Dänemark sie aufgenommen, aus Italien, aus Afrika und Australien wurden ihnen Kleider gesandt, Parlamente haben sie gegrüßt, Dichter sie gefeiert, Millionen und Millionen sind ihnen zugeflossen. Mit großer Geste hat Vanderbilt allein ihnen allmonatlich eine Million Dollar versprochen, aber auch die Armen und Ärmsten haben sich draußen gesellt, um mit tausend Gaben der Einzelnen den Einzelnen zu helfen, Mitleid dem Unglück, Überfluß der Entbehrung. Nicht nur in Paris und London, auch in neutralen Residenzen haben die Sänger für Belgien gesungen, die Theater gespielt, die Dichter gesprochen, Frauen sind mit belgischen Bändern und Fahnen von Tür zu Tür gegangen, und Deutschland nicht zuletzt, das gezwungen war, als Feind in das Land zu rücken, hat tausendfältig die Notdurft der Zurückgebliebenen zu lindern gesucht. Wunderbar hat man hier die große menschliche Gemeinsamkeit des Mitleidens, die Einheit des gütigen Empfindens in einer zerklüfteten Zeit spüren können, und man möchte sich rein ihrer freuen, aufrichtig und unbedenklich, wäre dies Mitleid immer selbstlos und arglos, bloß eine sanfte Hand, Leiden zu lindern und zu begütigen. Aber

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Warum nur Belgien, warum nicht auch Polen*? Eine Frage an die Neutralen. In: Neue Freie Presse (Wien), 4. April 1915.

dieses Mitleid ist vielfach dann zur Waffe geschmiedet worden, um andere zu treffen, Haß zu zeugen, während es Liebe sein wollte, und vor allem, es ist als Schleier gebreitet worden, um anderes Leiden zu verhüllen. Davon muß einmal gesprochen sein.

Mit keinem Wort denke ich daran, Belgien etwas von der großen menschlichen Sympathie wegreden zu wollen, der dieser unglückliche Staat heute teilhaftig wird, ja kein Zwang könnte mich dazu vermögen, ihm die Gaben der Güte und des Geldes zu mißgönnen, da ich doch selbst in tiefstem Herzen das Mitgefühl für jeden einzelnen der dort Betroffenen teile. Nichts von der Hilfe möchte ich ihm abspenstig machen, nichts von der Sympathie, nicht einen einzigen Franken der Unterstützung seiner tragischen Not entfremden. Mag zwischen Staat und Staat Schuld stehen oder Mißverständnis, der Einzelbetroffene ist immer der Unschuldige, und ich wüßte nichts, nicht einen einzigen Fall menschlichen Leidens und menschlicher Qual in diesen Tagen, die man wagen dürfte, verdient zu nennen. All die unseligen Menschen, die im Sommer noch friedlich saßen im bestallten Haus, mit Pflug und Sense über die flandrischen Felder hinschritten, von sicherem Strand das Meer heranwogen sahen als einzigen Feind und nun geflohen sind unter fremdes Dach, manche vielleicht unter den nackten Himmel, die Hab und Gut, Freund und Heimat hinter sich ließen, alle diese Tausende stehen jenseits von Schuld und Unrecht im heiligen Bereiche des Unglücks, das nur das Mitleid ehrfürchtig betreten soll. Hier noch zu mißgönnen, mag Fanatikern des Völkerhasses möglich sein, aber keinem, der sich um die innere Gerechtigkeit bemüht. Vielleicht bin ich besonders geneigt, das Schicksal Belgiens in seiner vollen Tragik zu empfinden, weil ich kostbarste Stunden meines Lebens seiner Landschaft, seinen Menschen, seinen Bildern und Büchern verdanke, vielleicht fühle ich das Schreckliche dieses Niedersturzes deutlicher, weil ich noch die letzten Tage vor dem Kriege, ein Ahnungsloser unter Ahnungslosen, in diesen Städten und Straßen verbrachte, von denen manche seitdem der eiserne Absatz des Krieges für Jahre niedergetreten hat. Aber ich glaube, es gibt überhaupt keinen Deutschen, der selbst bei erbitterter Gegnerschaft diesen Flüchtigen sein Mitleid weigerte, keinen, der die Hand niederschlagen wollte, die den Verwaisten und Verarmten Zehrung und Hilfe bietet. Niemand, auch in Feindesland, wird fähig sein, hier zu wehren und zu rechnen, ob

diese Hilfe verdient sei oder nicht, denn der Unglückliche ist ja niemals mehr im Unrecht und der Hilfsbedürftige durch seine Not schon immer auch der Würdige.

Aber doch: einer Frage wird man draußen die Antwort nicht weigern dürfen, und sie muß gestellt sein an alle, Freund und Feind und vor allem an die Neutralen, an jene, die fern bleiben wollen mit der Leidenschaft und nur nahe sein mit dem Gefühl. Eine Frage, so selbstverständlich und doch so selten gestellt, eine Frage, die durchaus nicht dieses Mitleid mildern will, sondern im Gegenteil, es weiten und erhöhen, die vielleicht heißeste, brennendste Frage unserer Zeit: warum dieses Mitempfinden, diese Anteilnahme, diese Begeisterung des Gefühls nur für Belgien, nur für Belgien allein? Ist wirklich alles menschliche Leiden heute einzig zwischen Schelde und Maass beschränkt, ist inmitten der kämpfenden und ringenden Völker nicht auch noch ein anderes Land, das ebenso leidet, dessen Menschen in gleicher Angst und gleichem Grauen gleich erbarmungswürdig und gleich unschuldig in fremden Häusern und auf fremden Straßen irren? Ist nicht neben diesem belgischen Leiden, das man ausschreit, rühmt und verherrlicht, für das alle Stimmen der Welt mit Engelszungen reden, für das Millionen Hände Balsam und Güte bereithalten, noch ein anderes Leiden in der Welt, ein anderes Volk in gleicher Not, dessen Martyrium mit merkwürdiger Geflissentlichkeit verschwiegen wird, um dessen Schicksal niemand im neutralen Lande sich kümmert? Die Frage ist, ich weiß es, auch eine Anklage, aber nicht ein Einzelner ist es, der sie erhebt, sondern es sind Millionen Stimmen, die um Hilfe rufen und deren Schrei nicht in die Ferne dringt.

Das Leiden hat kein Maß, und Unglück läßt sich gegen Unglück nicht wägen, aber doch, es kann geruhig gesagt sein, daß dieses andere Volk nichts Geringeres erlitten hat als Belgien, sondern eher mehr, hundertfach mehr. Ich brauchte seinen Namen nicht zu nennen und jeder wüßte es, auch diejenigen, die es nicht zu wissen scheinen, die mit einer seltsamen hypnotischen Beharrlichkeit auf der Landkarte nur zu der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich starren, als ob nicht auch einem anderen Volk und keinem geringeren das entsetzliche Los zugefallen wäre, zwischen den zermalmenden Anprall von Millionenarmeen gestellt zu sein. Es ist das Märtyrerland der Neuzeit, seit Jahrhunderten auf das Kreuz des Lei-

dens geschlagen, und doch lebendig, zerrissenen Leibes und glühender Seele, trotz aller Wunden und Qualen. Man hat ihm das Rückgrat seiner Selbständigkeit gebrochen, man hat es in die Knie gezwungen, aber nichts hat seinen Geist, seinen Glauben an die Auferstehung und zukünftige Größe brechen können. Und seine zehn Millionen, zerrissen in drei Länder, sind heute wieder eins in dieser Stunde, freilich nur durch ihren Wunsch, durch das Schicksal und vor allem: durch ihre Qual.

Dieses Land Polen hat erlitten, was ein Land nur erleiden kann, und dieselbe Welt, die für Belgien tausend Tränen hatte, Mitleid und Güte, nennt seinen Namen nicht. Noch ist die Stunde nicht gekommen, sein ganzes Martyrium zu erzählen, noch hat es, gegeißelt seit Monaten, noch immer nicht alle Stationen des Kalvarienweges zu dem Gipfel seiner Leiden durchschritten, aber schon ist, was diesem Volke zufiel, ohne Beispiel im Schmerzensbuche des irdischen Duldens. Seit Hunderten von Jahren ist es elendsgewohnt, aber dies ist doch seine härteste Stunde, denn was Belgien einen einzigen Monat erlitt, das duldet es nun schon unendliche Frist. Über Belgien ist die deutsche Heereswelle hingestürzt, alles mitschwemmend, was sich ihr in den Weg stellte, so wie ein aufgeregtes Wasser Muscheln und Steine zerreibt, aber es war ein einziger Anprall. Nun sind die stürzenden Massen verströmt, in den Kanälen des geregelten Krieges gedämmt, und mitten im Weltkrieg hat dieses Land wieder einen – vielleicht trügerischen – Glanz von Frieden. In Brüssel glänzen abends spiegelnd die Fenster und Straßen von Licht, in den Fabriken kreisen die schaffenden Räder, auf den Schienen sausen die Züge, über die Äcker schreitet mit Sterz und Pflug, säend und erntend, der Bauer. Noch mag die deutsche Gegenwart einzelne bedrücken, ruhig aber und sicher geht der Atem des Landes. In Polen sind heute wie vor Monaten drei Millionen Soldaten noch immer in steter kämpfender Flut, von den Karpathen bis hinauf zum deutschen Haff und Meer ist kein Dorf, eine Stadt, kein Pfad und kein Weg, der den Krieg nicht gesehen. Von Freund zu Feind geschmettert, zwischen allem Auf und Nieder des Krieges, vom Vormarsch und Rückgang der Heere schaukelt das Volk von Hoffnung zu Verzweiflung, vom ersten bis zum heutigen Tage ist Polen das schaurige, verwüstete Blachfeld des Dreivölkerkrieges zwischen Rußland, Deutschland und Österreich.

Die Welt weiß es, sie muß es wissen, und doch – ich frage warum, warum? – spricht niemand von Polen. Niemand wagte, stellte man ihn Blick in Blick zu dieser furchtbaren Frage, niemand wagte zu behaupten, daß dort etwas nicht geschehen sei von all dem, um dessentwillen man Belgien bemitleidet und beklagt. Niemand in neutralem Land ist so naiv, zu glauben, Kosaken seien sanfter als die deutschen Barbaren und der Krieg hier ein menschenfreundlich Geschäft. Es ist nicht nötig, mit Greuelgeschichten sein grausiges Schicksal zu belegen, es genügt für den, der den Krieg gesehen oder dem genug Phantasie zu eigen ist, um ihn auch von ferne, innerlich mit gesteigertem Gefühl zu erleben, es genügt zu sagen: daß Polen seit acht Monaten der Kriegschauplatz von Millionenheeren ist. Es genügt oder es müßte genügen, um das Mitleid einer Welt zu wecken. Wo sonst unter sorglich bestellter Scholle das Getreide sproßte, birgt nun die aufgewühlte Erde eine andere, unfruchtbare Saat, die Leichen der Krieger und die Kadaver der Pferde. Die blanken Adern der Bahnen sind aufgerissen, die Brücken gesprengt, die Wege verstaut, der Pulsschlag eines großen Landes fiebrig und krank geworden und das kostbare Blut der Menschen längst seinen Adern entströmt. Aus den Städten, von denen manche zu Trümmern geschossen wurden, sind die Bürger in rasender Flucht geflohen, Millionäre als Bettler, viele Frauen mit der Schmach gewaltsamer Befleckung. Im Sommer sind die Unglücklichen weggeflohen, ohne ein warmes Kleid in einen fremden Winter hinein, wie die dunkeln Raben des Unglücks dem Sturm vorausjagend, der ihre Häuser knickte und ihr Schicksal zerbrach. Alle Bande hat der Schrecken und die Eile gesprengt, Vater und Bruder, Mutter und Schwester, flüchtend im Tumult, haben sich verloren, dahin und dorthin geschleudert von der plötzlichen Welle, und seit Monaten hat man bei uns in allen Zeitungen die Schreie gelesen, wie sie sich wieder suchten über eine ganze Welt von Unglück hinweg. In fremden Städten müssen sie wohnen, in Baracken und Lagern, sinnlos, hilflos ihre Tage verbringend, nur die Stunden zählend bis zur Heimkehr, abgelöste wertlose Splitter einer einst tätigen und sinnvollen Gesamtheit. Die aber zurückblieben, mußten furchtbarer Gäste Diener sein, unbewehrt Kosaken empfangen, die sie plünderten, unbeschützt Kälte ertragen, die sie bedrängte, wehrlos dem Hunger gegenüberstehen, der ihnen die Kehle drückte. Was sich an irdischen Leiden

ersinnen läßt, Leiden des Körpers, der Sinne und der Seele, haben hier nicht Hunderte und Tausende, sondern Zehntausende und Hunderttausende erlitten, ein ganzes Volk sein Martyrium ohnegleichen.

Und in diesem Volk ist es wiederum ein Volk, das den Kelch der Qualen bis zum Rande geleert hat, auch sie seit Jahrhunderten Leidensgewohnte und doch nie so geprüft: die Juden. Denn dort in Galizien, in Russisch-Polen ist das Judentum noch Volk, ein Volk mit eigener Sitte, Gebräuchen, Sonderheit und Sprache. Innerhalb aller anderen Nationen ist die Judenfrage in diesem Kriege gleichsam aufgezehrt worden im Feuerbrand der Geschehnisse. In Deutschland, in Frankreich, in England und Österreich sind die Juden unterschiedlos eingegangen in die Leidenschaften der Völker, aber im russischen Polen und in Galizien, so weit es die Russen besetzen, ist ihr Schicksal sofort ein Sonderschicksal, ein Proletenschicksal geworden. Alle Rechte sind ihnen genommen worden, und alle Leiden aufgehäuft. Wenn sie flüchteten, konnten sie noch sehen, wie hinter ihnen ihr Hab und Gut von Flamme und Raub vernichtet wurde, wenn sie blieben, hatten sie ihre Liebe zu Österreich unter der Anschuldigung der Spionage und des Verrates zu büßen. Sie waren es, die von der Bevölkerung den einrückenden Russen gleichsam als Opfer dargebracht wurden, an denen ihr erster Zorn sich kühlen, ihre böseste Lust sich entladen sollte, sie waren die besten Geiseln ihrer Forderungen, das sicherste Unterpfand ihrer Raubgier, weil sie nach dem Gesetz des Landes und des Krieges vogelfrei waren für jede Willkür und Anmaßung. Noch ist die Stunde nicht gekommen, um das ganze Ausmaß ihrer Leiden der Welt zu sagen, noch sind zuviel der Stimmen jetzt oder für immer erdrosselt, erst nach dem Kriege wird hier eine Anklage erhoben werden müssen gegen alle, die es verschuldet und gegen die Welt, die schweigend und durch ihr Schweigen zustimmend diese Verbrechen geduldet hat. Aber auch die Flüchtigen, die in furchtbarer Diaspora über ganz Österreich sich verstreuten und nach Rußland zurück, soweit das Gesetz ihnen dort Heimstatt erlaubt, leben seit Monaten nur vom bittern Brot des Mitleids und der Fremde. Seit den Tagen Nebukadnezars und der Zerstörung des Tempels hat das jüdische Volk vielleicht keine härtere Prüfung bestanden.

Und immer wieder, immer heftiger, je mehr man die ganze Weite

dieses Unglücks bedenkt, bricht einem die Frage aus der Brust, warum die Welt, warum die Neutralen, die selig Unbeteiligten, immer nur von Belgien reden und immer nur Belgien bedenken, warum sie wie in einer geheimnisvollen Übereinkunft all diese Qualen und Leiden Polens sich selber verschweigen? Ist es eine Unwissenheit oder ist es ein Nichtwissenwollen? Ist es nur darum, weil die österreichische Regierung nicht wie die französische und englische und belgische Greuelbücher herausgegeben hat mit Dokumenten und Photographien, weil sie keine Agenten und keine Kinematographen nach Amerika und Holland und in die Schweiz sandte, dort das ganze Elend zu entrollen? Ist wirklich die Phantasie der Unbeteiligten, ist sie tatsächlich so träge, daß sie erst mit dem glühenden Eisen von Grausamkeiten, mit den vergifteten Spitzen der Verleumdung aus ihrer Ruhe geweckt werden kann? Muß wirklich ein so ungeheures, tragisches Geschehen erst pathetisiert werden, ist nicht in dem brechenden, gequälten Blick eines hingemarterten Volkes schon Klage und Ergriffenheit genug? Es scheint nicht. Ein paar Polen von Rang und Namen haben sich in der Schweiz zusammengetan, um Hilfe zu werben, aber keine Schiffe sind von Australien gekommen mit Getreide, kein Vanderbilt hat Millionen gespendet, kein Parlament diese Leiden gegrüßt, kein Dichter sie besungen. Vergebens sucht man sich's zu erklären. Liegt es vielleicht an dem Mangel an sinnlicher Sichtbarkeit, gründet diese Indifferenz sich darauf, daß Belgien nach außen hin eine Nation bildet und Polen keine? Das kann der wahre Grund nicht sein. Denn erstlich ist Belgien, das flämisch-wallonische, nicht einheitlich in Sprache und Art, und bei Polen wiederum müßte gerade seine Zerrissenheit, die künstliche Zerrissenheit der Nation und ihr durch alle Schicksalsschläge nicht abzutötender Einheitsdrang dem Mitleid nur noch tiefere Regung abzwingen. Das kann nicht sein. Oder gibt es vielleicht wirklich, wie Bertha Zuckerkandl bei uns so schön sagte, „Rangstufen des Mitleids", existieren Kategorien der Sympathie für Länder erster und zweiter Ordnung? Ist Belgien vielleicht darum so bedauert worden, weil es ein reiches Land war, strotzend von Kunst und Kultur, und Polen so verachtet um seiner Armut willen? Aber Armut sollte doch nur die Reibfläche sein, an der sich das Mitleid zur Flamme entzündet, und wenn auch in Polen viele Menschen gedarbt haben, so darf doch niemand ihre Kultur verächtlich besehen. In den geplünderten Schlössern waren

Kunstwerke gehäuft, so schön und wertvoll, wie in den belgischen Städten, und eine Granate, die die Marienkirche in Krakau, die Skulpturen des Veit Stoß zertrümmerte, vernichtete der Menschheit nicht weniger als jene von Mecheln oder Löwen. Auch dies kann also die Ursache sein, warum die Welt so beharrlich sich dem Schicksal Polens verschließt. Aufrecht und immer drohender bleibt die Frage. In dieser Parteilichkeit des Mitleids muß ein Tieferes verborgen sein. Das Gefühl hat ja geheimnisvolle Zusammenhänge, und die Sympathien Kohäsionen abseits der Vernunft. Und es wäre denkbar, daß durch Nachbarschaft und historische Verbrüderung Belgien der lateinischen und angelsächsischen Rasse wesensnäher sei als Polen, daß irgendwo in den Fibern ihres nationalen Wesens früher der Nerv des Empfindens bei belgischem Schicksal mitvibrierte, daß ihr Gefühl nicht mit Zahlen Stadt an Stadt messe, sondern Neigung das Erlebnis Flandern lebendiger tönte. Aber man muß nicht künstliche Argumente formen, um zu beweisen, daß Belgien der europäischen Kultur nie näher war als Polen. Im Gegenteil: wenn es in Europa ein Land gab, das Belgien verhöhnte und verachtete, so ist es Frankreich seit einem Jahrhundert gewesen. Seine ganze Literatur ist einhellig in Verspottung und Verdammung der flandrischen Nachbarn. Baudelaires Lieblingsgedanke war, ein Buch gegen die Belgier zu schreiben, seine Notizen dazu sind Lauge und Spott. Octave Mirabeau hat es in unseren Tagen dann wirklich geschrieben, in hundert einzelnen Manifestationen hat sich die Abwehr Frankreichs gegen die belgische Kunst in den letzten Jahrzehnten geäußert. Vergebens hat sich Maeterlinck um die Akademie bemüht, ihre Türen blieben ihm verschlossen, keinem ihrer Dramatiker hat das französische Theater sich aufgetan – wenn ich das eine Stück nicht zähle, ‚Le Mariage de Mademoiselle Beulemans', ein Hohnstück auf Belgien, das mehr als ein Jahr tagtäglich in einem Pariser Theater bejubelt wurde – und würde man Briefe und Schriften der besten Belgier von heute durchforschen, so fände man nur Klage und Erbitterung über französische Zurückweisung. Gegen England wiederum hatte Belgien ein Jahrzehnt lang sich politisch zu wehren, als dort ein plötzlich reges moralisches Gefühl die „belgian atrocities" am Kongo entdeckte (seltsamerweise knapp nach der Entdeckung der Kupferminen) und man aus sittlichen Gründen den grausamen Belgiern ihre Kolonie wegnehmen wollte. Blätterte man die

Zeitungen von zehn Jahren zurück, man fände in ihnen den gleichen Text wie heute gegen Deutschland. Von leidenschaftlicher, eingewurzelter Sympathie für Belgien im französischen oder englischen Sprachgebiet war also nicht zu reden und noch weniger von historischer Feindseligkeit gegen Polen. Eine Polin war Königin von Frankreich gewesen, und Tausende, viele Tausende sind für die Sache Frankreichs und der Freiheit unter Napoleons Fahne verblutet.

„Enfants de la Pologne, / Marchez en Catalogne!"

so jubelte man ihnen vor einem Jahrhundert in Paris zu, und sie marschierten nach Spanien, nach Niederland, nach allem Feindeslande Frankreichs. In Moskau, an der Beresina, am Ebro und in Italien haben die polnischen Lanzenreiter für Frankreichs Ehre gekämpft, als einer der letzten verließ in der Völkerschlacht bei Leipzig der Prinz Poniatowski die fliehende französische Armee und stürzte unter der zersprengten Brücke in den Tod. Paris war die Heimstatt aller großen Polen, Chopin schuf dort seine größten Werke, Mickiewicz, der nationale Dichter, lehrte an der Sorbonne die Geschichte und den Geist seines Volkes. Alle Dichter der Romantik in allen Ländern haben Verse geschmiedet für die Freiheit Polens, und noch in unseren Tagen hat England ihre Revolution bejubelt und Amerika den Präsidenten bestürmt, als man in Rußland Pogrome erfand und die Tage von Kischenew den Namen Rußlands befleckten. All dies war vor Zeiten und war noch gestern rege im Bewußtsein der Welt. Und heute sind alle Nationen plötzlich einig im Mitleid für Belgien, aber keine hat ein Wort oder eine Träne für Polen.

Warum, warum diese seltsame Parteilichkeit? Noch immer hat die Frage keine Antwort. Immer erbitterter, immer leidenschaftlicher muß sie von neuem gestellt sein. Und es gibt nur eine Antwort dafür: das Mitleid der Neutralen ist bewußt und einseitig beeinflußt worden. Eine Agitation hat von der ersten Stunde eingesetzt, die billig war, solange sie bloß der Linderung des belgischen Leidens galt, die aber verbrecherisch wird, sobald sie versucht, dies Mitleid, dies spendende, quellende Mitleid der Neutralen in eine Waffe gegen Deutschland zu verwandeln, und vor allem in einen Deckmantel, unter dem die Qual Polens, das Leiden dieser Nation vor den Augen der Welt versteckt werden soll. Von den Beteiligten kann ich den

Versuch verstehen, die Parteilosen zur Partei zu machen. Es ist nur zu verständlich, daß die Verbündeten heute für Belgien werben, daß sie Greuelbücher herausgeben, daß Maeterlinck nach Italien reist und Vandervelde nach Amerika, daß eine Anklage hier organisiert wird, um Deutschland zu schädigen und Helfer in diesem Kriege zu gewinnen. Ich kann es verstehen, daß die besten Bürger dieses unglücklichen Landes heute Prediger sind und Werber für ihre Heimat, ja sogar ihren Haß kann ich verstehen, selbst da noch, wo er in seinen Äußerungen sinnlos wird. Ich kann – ohne es zu billigen – sogar verstehen, daß sie die Leiden ihres Landes umschmieden zu einer Waffe. Denn alles wird ja in diesen Tagen des Weltkrieges seiner eigentlichen Bestimmung entzogen und einzig zu dem Zwecke gewandt, um Vernichtung zu erzeugen. Fabriken, die sonst friedliche Geräte schufen, zeugen jetzt schneidenden Stahl, Bahnen und Schiffe, die der Umwertung der Waren und dem Vergnügen der Friedlichen dienten, befördern jetzt Armeen und Munition, Philosophen wenden ihren Witz daran, die Notwendigkeit des Krieges zu beweisen, und die Dichter – Kriegslieferanten auch sie – zeugen Haß und Begeisterung, Explosive des Geistes. Alle Gefühle sind für Kriegszwecke in Beschlag genommen, die Leidenschaft, der Mut, der Glaube, die Begeisterung, und so mag auch dieses Grausamste begreiflich sein, daß selbst das menschliche Leiden, das doch nicht den Nationen gehört, sondern dem Allmenschlichen, dem Ewigen, daß auch dies mißbraucht wird als eine Waffe, Leidenschaft zu zünden, als Kitzel, den Zorn zu erregen und das Rachegefühl. Selbst dies kann man aus dem Affekt der Leidenden verstehen, daß sie ihre Qual umwenden wie eine Waffe gegen denjenigen, von dem sie meinen, daß er sie ihnen schuf. Aber nur zu einem darf das Leiden und sein wundervolles Gegengefühl, das Mitleid, nicht mißbraucht werden: zum Betäubungsmittel des Gewissens. Es darf die Qual Belgiens nicht bunt vorgezeigt werden, um diejenige Polens zu verhüllen; es darf nicht Deutschland der Grausamkeit angeklagt werden, um die Untaten der Kosaken und das Stöhnen ihrer Opfer zu überschreien, es darf das Mitleid für ein Volk nicht mit dem Ellbogen weggedrängt werden von der Agitation für die Not eines andern. Hier müssen die Neutralen gewarnt werden, ihr Mitleid, das Abwehr und Schutz sein will, nicht zur Waffe verhärten zu lassen. Mitleid muß eine Macht jenseits aller Politik bleiben, eine Gewalt jen-

seits aller irdischen Gewalten, niemand darf sich vermessen, sie einzig an sich zu reißen und sie Fremden zu entwinden. Das Leiden Belgiens darf das Leiden Polens in der Meinung der Welt nicht vergewaltigen.

Ich wiederhole noch einmal – denn heute, wo lügnerische Leidenschaft an jedem Wort so lange rüttelt, bis es umgestoßen mit verkehrter Meinung auf dem Kopf steht, soll jedes lieber mit doppeltem Schlage festgerammt werden – ich wiederhole noch einmal, daß ich Belgien nicht vom Mitleid Europas, vom Mitleid Amerikas nehmen möchte, das so übermächtig ihm jetzt entgegenströmt, kein Wort der Güte, keine Träne der Anteilnahme, keinen Heller des Geldes. Im Gegenteil, ich finde es wundervoll, daß zu einer Zeit, wo die Völker Europas Gemeinschaften geschlossen haben, sich mit den Waffen zu unterstützen oder mit den Waffen zu bekämpfen, noch eine andere große Gemeinschaft auf Erden ist, die des Mitleids und der Anteilnahme, die der Güte und der Hilfsbereitschaft. Aber eben weil diese Quelle so rein und reichlich strömt, darf sie nicht getrübt werden durch politische Tendenzen, nicht einem Volke einzig zuströmen und andere dürsten lassen, die gleicherweise ihrer bedürfen. Das Mitleid der Welt darf sich durch einseitige Agitationen nicht kaptivieren lassen, wenn es rein und seines Namens würdig bleiben will. Es darf kein Unterschied gemacht werden im Gefühl für die Verjagten Belgiens und die Heimatlosen Polens. Für neutrale Länder muß das Leiden Belgiens und Polens, Deutschlands und Frankreichs, Österreichs und Rußlands, Ungarns und Serbiens gleich schmerzlich sein und gleich ergreifend, weil es allmenschliches Leiden ist, jenseits von Vaterland und Heimat. Solange das Mitleid der Neutralen sich jedem gibt, ist es Menschlichkeit, sobald es Unterschiede macht, wird es Politik. Und das Herz der Welt darf heute sich nicht einem Einzelnen auftun, es ist nötig, oh so nötig, daß es alle bedenke. Haben die Kriegführenden die bittere Pflicht, sich getrennt zu fühlen in Freund und Feind, so ist den Neutralen die selige auferlegt, alle als Brüder zu empfinden und allen ihr Mitleid zu geben.

Vielleicht mag es manchen von ihnen zu viel scheinen, mit seinem Mitleid plötzlich eine ganze Welt umspannen zu müssen, Tausende und Millionen von Schicksalen in sich mit all ihren Schmerzen nachzubilden, den Kreis, seines bewegten Gefühls so jäh bestürmt ins Unendliche zu erweitern. Aber doch, gerade dies darf gefordert

sein. Nichts hat dieser Krieg so deutlich uns gelehrt, als die ungeheure Steigerungsfähigkeit des Gefühls und der gemeinsamen Leidenschaft. Tausende im Kriegsland, die in Freundschaft und Nachbarschaft lebten mit jedem und jedem, mußten plötzlich sich einen heißen Haß aus dem Herzen graben, der ganze Völker, ganze Nationen, die halbe Erde umfaßte, Kräfte der Feindseligkeit, die in diesen stillen Menschen nur als Keime verborgen lagen, quollen plötzlich auf und überwuchsen ihr ganzes Wesen. Die Erbitterung in Europa hat sich plötzlich über Nacht verhundertfacht, vertausendfacht, Völker, Millionen Menschen haben eine Expansion des Gefühls erlebt, wie sie nie zu erdenken war. Aber in demselben Maße, wie diese seelischen Kräfte der Befeindung in den kriegführenden Staaten sich verbreitert haben, müssen in den seligen Ländern, die nicht gezwungen sind, zu hassen, die keiner befeindet und keiner beleidigt, jene hohen Gefühle sich weiten und mehren, die Gefühle der Bindung und Brüderlichkeit: das Mitleid und die teilnehmende Güte. Sie, die nicht hassen müssen, wie unendlich können sie lieben, sie, denen nichts genommen wird, wie überschwenglich sollten sie geben! Soll unsere Welt im Gleichgewicht bleiben, so muß all diesen Mächten der Entzweiung und des Hasses die bindende Kraft der Versöhnung und der Liebe in gleichem Maße entgegengesetzt werden, die Seelen müssen in den Friedensländern jedes einzelne sich so weiten, bis sie mit ihrem Fühlen die ganze Welt umspannt. Sie dürfen nicht wählen zwischen den Leiden der kämpfenden Völker, Ausnahmen und Bevorzugungen machen, ihre Pflicht ist, parteilos zu sein im Menschlichen und ihre Anteilnahme freizuhalten von Beeinflussung. Denn jede Sympathie ist heute ethisch nichtig und wertlos, die sich bescheidet, die nur Belgien umfaßt. Will sie wahrhaft menschlich sein und die Forderung ihres innern Bruderwillens erfüllen, so muß sie weiter ausgreifen und sich so tief beseelen, bis sie alle jene Länder, alle jene Völker umgreifen kann, wo der Krieg heute Menschen leiden läßt, wo Hilfe eine Notwendigkeit und Trost eine Pflicht ist. Unendlich wie das Leiden muß heute auch das Mitleiden werden, fremd allen Grenzen und aufgeschwungen ins Grenzenlose, soll diese Stunde nicht nur des Hasses, sondern auch der Güte äußerstes Maß für alle Zeiten sein.

Stefan Zweig

Die Legende der dritten Taube

(Entstanden im Februar 1916)[1]

In dem Buche vom Anfang der Zeit ist die Geschichte der ersten Taube erzählt und die der zweiten, die Urvater Noah aus der Arche um Botschaft sandte, als die Schleusen des Himmels sich schlossen und die Gewässer der Tiefe versiegten. Doch die Reise und das Schicksal der dritten Taube, wer hat sie gekündet? Auf dem Gipfel des Berges Ararat war das rettende Schiff gestrandet, das in seinem Schoß alles von der Sintflut verschonte Leben barg, und als des Urvaters Blick vom Maste nur Woge und Welle sah, unendliches Gewässer, da sandte er eine Taube, die erste, aus, daß sie ihm Botschaft bringe, ob irgendwo schon Land zu schauen sei unter dem entwölkten Himmel.

Die erste Taube, so wird dort erzählt, hob sich auf und spannte die Schwingen. Sie flog gen Osten und gen Westen, aber Wasser war noch überall. Nirgends fand sie Rast für ihren Flug, und allmählich begannen ihr die Flügel zu lahmen. So kehrte sie zurück zum einzigen Festen der Welt, zur Arche, und flatterte um das ruhende Schiff auf dem Berggipfel, bis Noah die Hand ausstreckte und sie heim zu sich in die Arche nahm.

Sieben Tage wartete er nun, sieben Tage, in denen kein Regen fiel und die Gewässer sanken, dann nahm er neuerlich eine Taube, die zweite, und sandte sie um Kunde. Die Taube flog aus des Morgens, und als sie wiederkam zur Vesperzeit, da trug sie als erstes Zeichen der befreiten Erde ein Ölblatt im Schnabel. So vernahm Noah, daß die Wipfel der Bäume schon über Wasser ragten und die Prüfung bestanden sei.

---

[1] Textquelle für die Darbietung an dieser Stelle | https://projekt-gutenberg.org/authors/stefan-zweig/books/legenden/chapter/5/ [Erstveröffentlichung: *Die Legende der dritten Taube*. Erstdruck mit zwei Lithographien von August Gaul als Beilage zu: *Der Bildermann. Steinzeichnungen fürs deutsche Volk* (Erster Jahrgang, Heft 17 vom 5. Dezember 1916). Berlin: Paul Cassirer 1916].

Nach abermals sieben Tagen sandte er wiederum eine Taube, die dritte, auf Kunde, und sie flog in die Welt. Morgens flog sie aus und kehrte doch des Abends nicht zurück, Tag um Tag harrte Noah, doch sie kam nicht wieder. Da wußte der Urvater, daß die Erde frei sei und die Wasser gesunken. Von der Taube aber, der dritten, hat er niemals wieder vernommen und auch die Menschheit nicht, nie ward ihre Legende gekündet bis in unsere Tage.

Dies aber war der dritten Taube Reise und Geschick. Des Morgens war sie von der dumpfen Kammer des Schiffes ausgeflogen, darin im Dunkel die gepreßten Tiere murrten vor Ungeduld und ein Gedränge war von Hufen und Klauen, ein wüstes Getön von Brüllen und Pfeifen und Zischen und Bellen, sie war ausgeflogen aus der Enge in die unendliche Weite, aus dem Dunkel in das Licht. Da sie aber die Schwinge nun hob in die lichtklare, vom Regen süß gewürzte Luft, wogte mit einemmal Freiheit um sie und die Gnade des Unbegrenzten. Von der Tiefe schimmerten die Wasser, wie feuchtes Moos leuchteten grün die Wälder, von den Wiesen stieg weiß der Brodem der Frühe, und das duftende Gären der Pflanzen durchsüßte die Wiesen. Glanz fiel von den metallenen Himmeln spiegelnd herab, an den Zinnen der Berge brach die steigende Sonne sich in unendlichen Morgenröten, wie rotes Blut schimmerte davon das Meer, wie heißes Blut dampfte davon die blühende Erde. Göttlich war es, dies Erwachen zu schauen, und seligen Blicks wiegte die Taube sich mit flachen Schwingen über der purpurnen Welt, über Länder und Meere flog sie dahin und ward im Träumen allmählich selber ein schwingender Traum. Wie Gott selbst sah sie als erste nun die befreite Erde, und ihres Schauens war kein Ende. Längst hatte sie Noah, den Weißbart der Arche, vergessen und seinen Auftrag, längst vergessen die Wiederkehr. Denn die Welt war ihr nun Heimat geworden und der Himmel ihr eigenstes Haus.

So flog die dritte Taube, der ungetreue Bote des Urvaters, über die leere Welt, weiter, immer weiter, vom Sturm ihres Glückes getragen, vom Wind ihrer seligen Unrast, weiter flog sie, immer weiter, bis die Schwingen ihr schwer wurden und bleiern das Gefieder. Die Erde zog sie nieder zu sich mit wuchtigem Zwang, immer tiefer senkten sich die matten Flügel, daß sie der feuchten Bäume Wipfel schon streiften, und am Abend des zweiten Tages ließ sie sich endlich sinken in die Tiefe eines Waldes, der noch namenlos war wie

alles in jenem Anfang der Zeit. Im Dickicht des Gezweigs barg sie sich und ruhte von der luftigen Fahrt. Reisig deckte sie zu, Wind schläferte sie ein, kühl war es im Gezweige des Tags und warm in der waldigen Wohnung des Nachts. Bald vergaß sie die windigen Himmel und die Lockung der Ferne, die grüne Wölbung schloß sie ein und die Zeit wuchs ungezählt über sie.

Es war ein Wald unserer nahen Welt, den die verirrte Taube sich zur Hausung erkoren, aber noch weilten keine Menschen darin, und in dieser Einsamkeit ward sie allmählich selber zum Traum. Im Dunkel, im nachtgrünen, nistete sie, und die Jahre gingen an ihr vorüber, und es vergaß sie der Tod, denn alle jene Tiere, jeder Gattung das eine, das noch die erste Welt vor der Sintflut gesehen, sie können nicht sterben, und kein Jäger vermag etwas wider sie. Unsichtbar nisten sie in den unerforschten Falten des Erdkleids, und so diese Taube auch in der Tiefe des Waldes. Manchmal freilich kam Ahnen über sie von der Menschen Gegenwart, ein Schuß knallte und sprang hundertfach wider von den grünen Wänden, Holzfäller schlugen gegen die Stämme, daß rings das Dunkel dröhnte, das leise Lachen der Verliebten, die verschlungen ins Abseits gingen, gurrte heimlich im Gezweige, und das Singen der Kinder, die Beeren suchten, tönte dünn und fern. Die versunkene Taube, versponnen in Laub und Traum, hörte manchmal diese Stimmen der Welt, aber sie lauschte ihnen ohne Ängste und blieb in ihrem Dunkel. Einmal aber in diesen Tagen hub der ganze Wald an zu dröhnen, und es donnerte, als bräche die Erde entzwei. Durch die Luft sausten pfeifend schwarze, metallene Massen, und wo sie fielen, sprang die Erde entsetzt empor, und die Bäume brachen wie Halme. Menschen in farbigen Gewändern warfen den Tod einander zu, und die furchtbaren Maschinen schleuderten Feuer und Brand. Blitze fuhren von der Erde in die Wolken und Donner ihnen nach; es war, als wolle das Land in den Himmel springen oder der Himmel niederfallen über das Land. Die Taube fuhr auf aus ihrem Traum. Tod war über ihr und Vernichtung; wie einst die Wasser, so schwoll nun das Feuer über die Welt. Jäh spannte sie die Flügel und schwirrte empor, sich andere Heimstatt zu suchen als den stürzenden Wald: eine Stätte des Friedens.

Sie schwirrte auf und flog über unsere Welt, um Frieden zu finden, aber wohin sie flog, überall waren diese Blitze, diese Donner

der Menschen, überall Krieg. Ein Meer von Feuer und Blut überschwemmte wie einstens die Erde, eine Sintflut war wieder gekommen, und hastig flügelte sie durch unsere Länder, eine Stätte der Rast zu erspähn und dann aufzuschweben zum Urvater, ihm das Ölblatt der Verheißung zu bringen. Aber nirgends war es zu finden in diesen Tagen, immer höher schwoll die Flut des Verderbens über die Menschheit, immer weiter fraß sich der Brand durch unsere Welt. Noch hat sie die Rast nicht gefunden, noch die Menschheit den Frieden nicht, und eher darf sie nicht heimkehren, nicht ruhen für alle Zeit.

Keiner hat sie gesehen, die verirrte mythische Taube, die friedensuchende, in unseren Tagen, aber doch flattert sie über unsern Häuptern, ängstlich und schon flügelmatt. Manchmal, des Nachts nur, wenn man aufschreckt aus dem Schlaf, hört man ein Rauschen oben in der Luft, ein hastiges Jagen im Dunkel, verstörten Flug und ratlose Flucht. Auf ihren Schwingen schweben all unsere schwarzen Gedanken, in ihrer Angst wogen all unsere Wünsche, und die da zwischen Himmel und Erde zitternd schwebt, die verirrte Taube, unser eigenes Schicksal kündet sie nun, der ungetreue Bote von einst, an den Urvater der Menschheit. Und wieder harrt wie vor Tausenden Jahren eine Welt, daß einer die Hand ihr entgegenbreite und erkenne, es sei genug nun der Prüfung.

Stefan Zweig

Der Turm zu Babel

(Mai 1916)[1]

Die tiefsten Legenden der Menschheit walten um ihren Anbeginn. Die Symbole des Ursprungs haben eine wundervolle dichterische Kraft und gleichsam selbsttätig deuten sie auf jeden späteren großen Augenblick der Geschichte zurück, in der sich Völker erneuern und bedeutende Epochen ihren Anbeginn nehmen. Und es ist in den Büchern der Bibel, noch auf den ersten Blättern, bald nach dem Chaos der Schöpfung, ein wunderbarer Mythos der Menschheit erzählt. Damals, kaum erstanden aus dem Unbekannten, noch umschattet von der Dämmerung des Unbewußten, hatten die Menschen sich zusammengetan zu einem gemeinsamen Werk. Sie standen in einer fremden, weglosen Welt, die ihnen finster schien und gefährlich, hoch über sich aber sahen sie den Himmel stehen, rein und klar, als ewigen Spiegel des Unendlichen, nach dem eine Sehnsucht ihnen eingeboren war. Und so traten sie zusammen und sprachen: „Wohlauf, lasset uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen für die Ewigkeit." Und sie taten sich zusammen, kneteten Lehm und brannten Ziegel daraus und huben an zu bauen, daß es ein Turm werde, der hinreiche in Gottes Saal zu seinen Sternen und zu der blanken Schale des Mondes.

Gott sah vom Himmel das kleine Mühen und mochte gelächelt haben, wie er die Menschen erblickte, die selbst klein, durch die Ferne wie winzige Insekten noch Kleineres zusammentaten, geknetete Erde und behauene Steine. Ein Spiel mochte es ihn dünken, einfältig und ungefährlich, was die Menschen da unten begannen in ihrem wirren Verlangen nach Ewigkeit. Aber bald sah er die Grund-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Der Turm zu Babel*. – Zuerst veröffentlicht als Übersetzung ins Französische (‚Le Carmel', April/Mai 1916) sowie deutsch in der Berliner ‚Vossischen Zeitung' vom 8. Mai 1916; Texterfassung hier nach der erstmals 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt".

festen des Turmes wachsen, weil die Menschen einträchtig waren und einhellig, weil sie nicht innehielten in ihrem Werke und einträchtig sich halfen, einer dem anderen. Und da sagte er sich: „Sie werden nicht ablassen von dem Turm, ehe sie ihn nicht vollendet haben." Zum ersten Male erkannte er die Größe des Geistes, den er selbst in die Menschen getan. Er ward inne, daß es nicht mehr der seine war, der dann ewig ruhte nach sieben Tagen des Werkes, sondern ein anderer, gefährlicher, wundervoller Geist der Unermüdlichkeit, der nicht abläßt von der Erfüllung. Und zum ersten Male ward Gott bange vor den Menschen, denn sie waren stark, wenn sie ähnlich waren wie er selbst, eine Einheit. Er begann nachzusinnen, wie er das Werk hemmen könnte. Und er fand, daß er nur stärker wäre als sie, wenn sie nicht mehr einträchtig wären, und tat Zwietracht zwischen sie. Er sprach zu sich selbst: „Lasset uns sie verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme." Damals wurde Gott zum ersten Male grausam gegen die Menschheit.

Und Gottes finsterer Entschluß wurde Tat. Er reckte die Hand aus gegen die Fleißigen, die unten in emsiger Eintracht wirkten, und schlug ihren Geist. Die bitterste Stunde der Menschheit war gekommen. Plötzlich über Nacht, mitten am Werk, verstanden sie einander nicht mehr. Sie schrien sich zu, aber keiner begriff des anderen Rede, und da sie sich nicht verstanden, ergrimmten sie gegeneinander. Sie warfen ihre Ziegel weg, Haue und Kelle, sie stritten und zankten, und schließlich liefen sie alle fort vom gemeinsamen Werke, jeder in sein Heim, jeder in seine Heimat. Über alle Felder und Wälder der Erde zerstreuten sie sich, bauten jeder nur mehr seine enge Heimstatt, die nicht in die Wolken reichte und nicht zu Gott, sondern nur eben sein Haupt schützte und seinen nächtlichen Schlaf. Der Turm Babels aber, der gewaltige, blieb verlassen, Regen und Wind rissen an seinen Zinnen, die schon den Himmel nahe gesehen, allmählich sanken sie ein, bröckelten ab und zerbrachen. Bald war er Legende, nur ausgezeichnet im Lied, und die Menschheit vergaß das größte Werk ihrer Jugend.

Hunderte und Tausende Jahre gingen darüber hin, die Menschen lebten seitdem in der Abgeschiedenheit ihrer Sprachen. Sie taten Grenzen zwischen ihre Felder und Länder. Grenzen zwischen ihre Glauben und Sitten, fremd lebten sie nebeneinander, und wenn sie ihre Marken überschritten, so war es nur, um sich zu berauben.

Jahrhunderte, Jahrtausende gab es keine Einheit zwischen ihnen, nur abgesonderten Stolz und eigensüchtiges Werk. Aber doch, wie von einem Traum mußte aus ihrer gemeinsamen Kindheit noch eine Ahnung des großen Werkes in ihnen sein, denn allmählich ansteigend in die Reife der Jahre, begannen sie wieder einander nachzufragen und unbewußt den verlorenen Zusammenhang zu suchen. Ein paar kühne Menschen machten den Anfang, sie besuchten fremde Reiche, brachten Botschaft heim, allmählich befreundeten sich die Völker, eines lernte vom anderen, sie tauschten ihr Wissen, ihre Werte, ihre Metalle, und allmählich entdeckten sie, daß verschiedene Sprachen keine Entfremdung sein müßten und Grenzen kein Abgrund zwischen den Völkern. Ihre Weisen erkannten, daß keine Wissenschaft aus einem Volk allein die Unendlichkeit begreifen könnte, bald empfanden auch die Gelehrten, daß der Austausch der Erkenntnisse rascher den gemeinsamen Fortschritt befördere, die Dichter übertrugen die Worte der Brüder in die eigenen und Musik, die einzige, die frei ward vom engen Band der Sprache, durchdrang gemeinsam aller Gefühle. Die Menschen liebten das Leben mehr, seit sie wußten, daß auch eine Einigkeit möglich war jenseits der Sprache, ja sie dankten Gott für das, was er als Strafe über sie verhängt, dankten ihm, daß er diese Vielfalt ihnen zugeteilt, weil er ihnen damit die Möglichkeit gegeben, vielfach die Welt zu genießen und an den Verschiedenheiten die eigene Einheit stärker bewußt zu lieben.

So begann er allmählich auf Europas Boden wieder zu erstehen, der Turm zu Babel, das Denkmal der brüderlichen Gemeinschaft, das Monument der menschlichen Solidarität. Nicht die stumpfe Materie war es mehr, Ziegel und Ton, Mörtel und Erde, den sie wählten, um den Himmel zu erreichen, Gott und Welt zu verbrüdern. Aus dem feinsten unzerstörbarsten Stoff des irdischen Wesens, aus Geist und Erfahrung, aus den sublimsten seelischen Substanzen war er erbaut, der neue Turm. Breit und tief war das Fundament, die Weisheit des Morgenlandes hatte es vertieft, christliche Lehre gab ihm das Gleichgewicht und die Menschheit der Antike die ehernen Quadern. Alles, was je die Menschheit getan, was der irdische Geist vollbracht, ward eingefügt in diesen Turm und er stieg empor. Jede Nation steuerte bei, was sie schuf zu diesem Denkmal Europas, junge Völker drängten sich heran und lernten von den alten, gaben

ihre unberührte Kraft zu der weisen Erfahrung. Sie lernten voneinander die Kunstgriffe und daß jeder anders arbeitete, erhöhte nur den gemeinsamen Eifer, denn wenn einer mehr tat, so war es Ansporn für den Nachbarn, und die Zwistigkeiten, die manchmal unter den Nationen manche verwirrten, konnten keinen Einhalt tun an dem gemeinsamen Werk.

So wuchs der Turm, der neue Turm von Babel, und nie stieg seine Spitze so hoch empor wie in unserer Zeit. Nie waren die Nationen gegenseitig so sehr in ihren Geist eingedrungen, nie die Wissenschaften ähnlich innig verknotet, nie der Handel so sehr verwoben zu einem wundervollen Netz und nie hatten die Menschen Europas ihre Heimat und die ganze Welt so sehr geliebt. Schon mußten sie in diesem Rausch der Einheit den Himmel fühlen, denn die Dichter aller Sprachen begannen gerade in den letzten Jahren in Hymnen die Schönheit des Seins und des Schaffens zu preisen und fühlten sich wie einst die Erbauer des mythischen Turms, schon selbst der Gott durch die Nähe der Erfüllung. Das Denkmal stieg auf, alles Heilige der Menschheit war darin versammelt und Musik umflutete es wie ein Sturm.

Aber der Gott über ihnen, der unsterblich ist wie die Menschheit selbst, sah erschreckt den Turm wieder wachsen, den er schon einmal zerschlagen, und ihm bangte wiederum. Und wiederum wußte er, daß er nur stärker sein könnte als die Menschheit, wenn er wieder Zwietracht sendete und es vollbrachte, daß die Menschen einander nicht verstünden. Wieder war er grausam, wieder sandte er Verwirrung unter sie, und nun, nach tausend und tausend Jahren, ist dieser entsetzliche Augenblick mitten in unserem Leben erneuert. Über Nacht verstanden die Menschen einander nicht mehr, die friedlich miteinander geschaffen, und weil sie sich nicht verstanden, ergrimmten sie gegeneinander. Wieder warfen sie ihr Arbeitszeug weg und richteten es als Waffe gegeneinander, die Gelehrten ihre Wissenschaft, die Techniker ihre Entdeckungen, die Dichter ihre Worte, die Priester ihre Glauben, alles wurde tödliche Waffe, was früher Handhabe war zu lebendigem Werk.

Das ist unser furchtbarer Augenblick von heute. Der neue Turm von Babel, das große Denkmal der geistigen Einheit Europas, ist verfallen, die Werkleute haben sich verlaufen. Noch stehen seine Zinnen, noch ragen seine unsichtbaren Quadern über der verwirrten

Welt, aber ohne die gemeinsame Mühe, die erhaltende, fortdauernde, wird er stürzen in Vergessenheit. Wie jener andere in den Tagen der Mythe. Viele sind heute unter allen Völkern, die solches wünschen, die das, was ihre Nationen beigetragen zum Gemeinsamen, am liebsten auslösen möchten aus dem wundervollen Bau, unbesorgt darum, ob er in Brüche ginge, um allein mit der verminderten Kraft ihrer Volksgemeinschaft den Himmel und die Unendlichkeit zu erreichen. Aber andere sind noch zur Stelle, die meinen, es könne niemals einem Volke, einer Nation, gelingen, zu erreichen, was kaum die vereinte europäische Kraft in Jahrhunderten heroischer Gemeinsamkeit vermocht. Menschen, die gläubig glauben, daß dieses Denkmal sich hier vollenden müsse, in unserem Europa, wo es begonnen ward, und nicht vielleicht in fremden Erdteilen, in Amerika, in Asien. Noch ist die Stunde nicht reif zu gemeinsamer Tätigkeit, noch zu groß die Verwirrung, die Gott in die Seelen sandte, und Jahre werden vielleicht vergehen, ehe die Brüder von einst wieder in friedlichem Wettbewerb gegen die Unendlichkeit schaffen. Aber wir müssen doch wieder an den Bau zurück, jeder an die Stelle, wo er ihn verließ in dem Augenblick der Verwirrung. Vielleicht werden wir einander bei der Arbeit Jahre nicht sehen, vielleicht kaum hören voneinander. Aber wenn wir nun schaffen, jeder an seiner Stelle, mit der alten Glut, so wird der Turm wieder aufsteigen, und auf den Höhen werden sich die Nationen wiederfinden.

Stefan Zweig

„Jeremias“: Drama wider das Kriegsgeschrei

(Ausgewählte Szenen | Entstehungszeit 1915-1917)[1]

DIE MUTTER: Es ist Zeit! Es ist Zeit! Mannbar bist du des langen, eines Weibes verlanget dies Haus und der Kinder, damit erweckt sei deines Vaters Bild.

JEREMIAS (*in grimmigem Schmerz*): Ein Weib heimführen in Wüstung? Kinder zeugen dem Würger? Wahrlich, nicht bräutlich nahet die Stunde!

DIE MUTTER: Ich faß dich nicht.

JEREMIAS: Soll ich bauen ein Haus in den Abgrund und mein Leben in den Tod? Soll ich säen der Fäulnis und lobpreisen die Vernichtung? Ich sage dir, Mutter, wohl dem, der sein Herz nicht hängt jetzt ans Lebendige, denn wer atmet diesen Tag, trinkt schon von seinem Tod.

DIE MUTTER: Welch ein Wahn ist über dir? Wannen war sanfter die Zeit, wann stiller im Frieden dies Land?

JEREMIAS: Nein, Mutter, sie sagen Friede und Friede, die Toren, aber es ist darob kein Friede noch, und sie legen sich nieder und vermeinen Schlaf, die Arglosen, und schlafen schon in ihren Tod. Mutter, eine Zeit ist nahe wie keine gewesen je in Israel, und ein Krieg, wie noch keiner über Erden gefahren! Eine Zeit, daß neiden werden die Lebendigen die Toten in der Grube um ihren Frieden und die Schauenden die Blinden um ihr Dunkel. Noch ist es nicht sichtig den Toren, noch ist es nicht offenbar den Träu-

[1] Textquelle für die nachfolgenden Auszüge | Stefan ZWEIG: *Jeremias*. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. [Erste Auflage 1917]. Leipzig: Insel-Verlag 1918. – Gleichzeitig mit dem hier vorliegenden Stefan-Zweig-Lesebuch *„Bekenntnisse zum Pazifismus“* erscheint in unserer Reihe auch noch folgender Band mit dem ungekürzten Drama: Stefan ZWEIG, *Jeremias*. Nebst der Legende vom begrabenen Leuchter und weiteren Beigaben. Schalom-Bibliothek 2026.

mern, doch ich, ich hab es geschauet Nacht um Nacht. Immer höher brennet der Brand, immer näher nahet der Feind, er ist da, der Tag des Getümmels und der Zertretung, schon steiget des Krieges rot Gestirn aus der Nacht.

———

EIN BOTE: Der König hat den Rat berufen.

STIMMEN: Krieg … er beschließet den Krieg … Krieg …

ABIMELECH: Wen hat er berufen?

DER BOTE: Imre, den Ältesten, Nachum, den Verwalter; und auch an dich ergehet sein Ruf.

ABIMELECH: Zauderern bin ich gesellt und Klüglern, die das Wort wägen und schauern vor der Tat. Aber ich bringe mein Schwert, und ich will es von mir werfen, darf ich es nicht zücken wider Assur. Dein ist die Stunde, ich kämpfe für sie, Volk von Jerusalem!

DIE MENGE: Heil Abimelech … Heil Abimelech … heil dir, du Gottesstreiter … heil …

(*ABIMELECH eilt in den Palast*.)

BARUCH: Ihm nach, ihm nach! Der König soll unsere Stimme hören, er höre unsern Willen erdonnern vor seinem Palast.

SEBULON: Ich verstoße dich, wenn du nicht schweigest. Der König will beraten, und Ruhe muß sein um den Ratschluß.

BARUCH: Er soll nicht beraten. Er beschließe! Er beschließe den Krieg! Wir alle wollen den Krieg.

STIMMEN: Ja, wir alle … wir alle … schreit auf zu ihm …

EINE STIMME: Nein, ich will keinen Krieg … ich will keinen Krieg …

STIMMEN: Schweige … Verräter … noch ein Gekaufter … wer bist du … nieder mit ihm … wer bist du …

DER SPRECHER: Ein Bauer bin ich, und nur im Frieden blüht mein Feld. Aber der Krieg stampft meine Äcker und zerstößt mir die Scholle. Ich will keinen Krieg, ich will nicht!

BARUCH (*wild*): Schmach über dich! Schmach über dich! Daß du doch faultest in deinem Acker und ersticktest an deinen Früchten! Fluch denen, die am Gewinn ihren Mut messen und an ihrem Leben des Landes Geschick! Israel ist unser Acker, und wir wollen ihn düngen mit unserm Blute, denn, ihr Brüder, es ist Seligkeit, zu sterben für den alleinigen Gott.

DER SPRECHER: So stirb und lasse mich leben. Die Erde liebe ich, auch sie ist Gottes, und er hat sie mir zu eigen gegeben.

———

JEREMIAS (*hat sich emporgeschwungen*): Brüder in Israel, Brüder in Jerusalem, einen Sturm hört ich fahren im Traume wider Zion, und Kriegsvolk wider unsere Mauern, und sie warfen nieder das Gebälk und stürzten die Zinnen, Flamme saß auf den Dächern wie ein rot Tier und fraß leer unsere Hausung. Es war kein Stein mehr, der stund auf dem andern, und eine Wüstung in den Gassen; so viel Tote sah ich liegen wie Kehricht, daß das Herz sich mir wandte im Leibe und die Siegel meines Mundes aufbrachen im Schlaf …

PASHUR: Wahnwitz schreit von den Stufen des Tempels.

HANANJA: Fallsucht plaget ihn, und er plaget uns.

BARUCH: Hinunter mit ihm!

STIMMEN: Nein, die Träume wollen wir hören … was deuten sie … ein Irrwitziger ist er … ein Narr … fort mit ihm …

JEREMIAS: Doch da ich wach auffuhr im Schweiße meines Leibes, ihr Brüder, da spottete ich mein, wie diese meiner spotten! Denn war nicht Friede im Lande, ihr Brüder, saß die Stille nicht auf den Mauern und kein Wind rührete sie an? Und ich ging fort vom Hause und schämete mich meines Ängstens und ging her zum Markte, daß ich mich freute des Friedens. Da scholl Jauchzen her, und das Herz brach mir ein inwendig, denn ein Jauchzen war es zum Kriege. Meine Brüder, da ward bitter wie Galle meine Seele, und das Wort sprang mir zum Munde wider meinen Willen, denn saget wahrhaft, ihr Brüder: ist Krieg ein so kostbar Ding, daß ihr ihn lobpreiset? Ist er so gütig, daß ihr ihn ersehnet, ist er so wohltätig, daß ihr ihn grüßet mit der Brunst eures Herzens? Ich aber sage dir, Volk von Jerusalem, ein bös und bissig Tier ist der Krieg, er frißt das Fleisch von den Starken und saugt das Mark von den Mächtigen, die Städte zermalmt er in seinen Kinnladen, und mit den Hufen zerstampft er das Land. Nicht schläfert ihn ein mehr, der ihn weckte, und wer das Schwert zücket, mag leicht selber darein fallen. Weh darum über den Fürwitz, der Streit anhebt ohne Not, denn auf einem Wege wird er aus-

ziehn, und auf sieben wird er rückfliehen, weh denen, die Mord tun am Frieden mit dem Wort! Hüte dich vor ihnen, hüte dich, Volk von Jerusalem!

BARUCH: Vor den Feiglingen hüte dich, Volk von Jerusalem, vor den Gekauften und Verrätern!

[…]

JEREMIAS: Was wecket ihr auf das reißende Tier mit eurem Gejauchze, was locket ihr in die Stadt den König von Mitternacht, was rufet ihr zum Kriege, Männer Jerusalems? Habet ihr dem Mord eure Söhne gezeuget, und der Schande eure Töchter? Ward dem Feuer eure Hausung gebaut und dem Prellbock die Mauer? Besinne dich, Israel, halt ein, eh du rennest ins Dunkel, Jerusalem! Ist denn so hart deine Knechtschaft, ist so brennend dein Leiden? Siehe, siehe um dich: es ist Gottes Sonne über dem Lande, und eure Weinstöcke blühen in Frieden, es schreiten beseligt die Bräute mit ihren Erwählten, es spielen einfältig die Kinder, und sanft glänzet der Mond in Jerusalems Schlaf. Das Feuer hat seinen Ort und das Wasser seine Stätte, die Speicher ihre Fülle und Gott sein geräumiges Haus. Sage, Israel, sage, ist es nicht schön in Zions Mauern, ist es nicht lind in Sarons Talen, nicht selig an des Jordans blauem Gefäll? Oh, laß es dir genug sein, friedsam zu wohnen unter Gottes beruhigtem Blick, und halte den Frieden, halte ihn fest in deinen Mauern, Volk von Jerusalem, halte den Frieden!

SEBULON: Recht redet er! Heil ihm! Wie Gold ist seine Rede!

PASHUR: Wie chaldäisch Gold!

[…]

JEREMIAS: Laut spreche ich vor dem Volke: Besser den Zins des Goldes zahlen dem Feinde, denn den Zins des Blutes dem Kriege! Besser der Weise sein, denn der Starke, besser Gottes Knecht, denn der Menschen Herr!

[…]

JEREMIAS: Doch es stehet auch geschrieben daselbst: „Wenn ihr stille bleibet, würde euch geholfen, durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein."

[…]

HANANJA: Unheiligem Krieg ist es gesagt, Zwist der Geschlechter Israels! Doch dies ist ein heiliger Krieg, ein Gotteskrieg ist es,

Jerusalem, um deines ewigen Namens willen, ein Gotteskrieg, ein Gotteskrieg!

JEREMIAS: Abtut Gottes Namen vom Kriege, denn nicht Gott führet Krieg, sondern die Menschen! Heilig ist kein Krieg, heilig ist kein Tod, heilig ist nur das Leben.

[…]

EIN WEIB (*Jeremias anspeiend*): Schmach wär er für uns! Da dem Manne, der sich verkriecht und uns schändet! Krieg … Krieg wider Assur!

JEREMIAS (*in Zorn ausbrechend*): Wer bist du, die du so brünstig bist nach dem Blute? Hast du deine Lenden aufgetan für das Grab und deine Kinder gesäugt für die Grube? Fluch über den Mann, der nach Blut schreit, aber siebenmal Fluch über die Frauen, die brünstig sind nach dem Kriege, denn die Frucht ihres Leibes wird er fressen, und die Knechte Assurs werden worfeln um sie und um ihr Gewand. Klageweiber werdet ihr sein und mit den Nägeln zerren an euren Wangen, schrill Heulen wird aus euren Zähnen brechen, die gespien wider mich und wider den Frieden …

STIMMEN (*Weiber*): Wehe … wehe … höret den Fluch … unsere Söhne … wehe … wehe … der Furchtbare … wehe …

BARUCH: Die Frauen schreckst du, du Zagherziger, doch die Männer nicht. Hinunter mit dir!

EINIGE KRIEGER: Hinunter! Jagt ihn in die Gasse!

HANANJA: Sperrt ihm den Mund!

STIMMEN: Fort … er verstört die Frauen … fort … genug Unheil gekündet … kalt ward mein Gebein, da er sprach … er schweige … schweige …

JEREMIAS: Ich schweige nicht, ich schweige nicht, denn in mir schreit Jerusalem! Jerusalems Mauern stehen in meinem Herzen, und sie wollen nicht sinken, Israels Lande blühen in meiner Seele, und ich will sie behüten! Dein eigen Blut schreiet aus mir, Jerusalem, daß es nicht vergossen werde, dein Same, daß er nicht versprengt werde, deine Steine, daß sie nicht stürzen, und dein Name, daß er nicht vergehe! Halte dich fest, du Schwankende, und birg deine Kinder an dich, höre, Jerusalem, des Warnenden Stimme höre, meine liebende Angst, meine ängstende Liebe höre! Höre sie, Zion, du Gottesburg, und wahre den Frieden, wahre den Frieden …

———

BARUCH (*ihn stützend*): Ich … helfe dir … Jeremias … wider meinen Willen und meinen Glauben … denn Macht ist in dir, die mich zwingt … wie heiß dein Auge brennt im Willen … Einen Schwachen und Scheuen vermeinte ich dich, darum stand ich wider dich, der du schmähtest die Tat und den sanften Frieden gefordert.

JEREMIAS: Meinst du, der Frieden sei eine Tat nicht und aller Taten Tat? Tag um Tag mußt du ihn reißen aus dem Maule der Lügner und aus dem Herzen der Menschen; als einer mußt du stehen gegen sie alle, denn immer ist das Lärmen bei den vielen und die Worte bei der Lüge. Stark müssen die Sanftmütigen sein, und die den Frieden wollen, stehen im ewigen Streit. Oh, ich weiß, daß ich in Fluch gehe und sie Tod wider mich werfen, aber ich fürchte mich nicht, denn Gottestat muß ich tun, und wer Gottestat will, darf nicht ängstig sein vor der Menschen Haß.

[…]

JEREMIAS (*Stimme sich gewaltig erhebend*): Tu ab das Schwert, Zedekia! Du rettest Jerusalem! Friede gib Israel! Gottes Friede!

———

DER ERSTE KRIEGER (*hart*): Ich will nichts hören als den Wachtruf. Laß rollen, laß rauschen!

DER ZWEITE KRIEGER: Warum wirft Gott die Völker gegeneinander? Es ist doch so viel Raum unter dem Himmel, daß einer nicht störte den andern. Viel Land noch harrt der Pflugschar, viele Wälder des Beiles, und doch schärfen sie Schwerter aus den Pflügen und schlagen in lebendiges Fleisch mit den Äxten. Ich verstehe es nicht, ich verstehe es nicht!

DER ERSTE KRIEGER: Von jeher war es so.

DER ZWEITE KRIEGER: Aber muß es so sein? Warum will Gott den Krieg zwischen den Völkern?

DER ERSTE KRIEGER: Die Völker begehren seiner um seinetwillen.

DER ZWEITE KRIEGER: Wer sind die Völker? Bist du nicht unsres Volkes einer, bin ich es nicht, und unsere Frauen, die meine und die deine, sind die nicht Volkes Teil, und haben wir dieses Krieges

begehrt? Hier stehe ich und halte einen Speer, nicht weiß ich, wider wen ich ihn wende. Dort unten im Dunkel wartet unwissend der, dem er zugeschliffen ward, ich kenne ihn nicht, nie habe ich sein Antlitz gesehen und die Brust, die ich mit Tod ihm durchstoße. Und ein anderer wärmt dort unten vielleicht jetzt am Lagerfeuer die Hand, die meinen Kindern den Vater stößt, und hat mich nie geschaut und nie Kränkung gehabt von meinem Leben. Fremd sind wir einander wie die Bäume des Waldes, doch die wachsen still und blühen aus sich, wir aber wüten widereinander mit der Axt und dem Speer, bis das Harz unseres Blutes aus den Leibern quillt. Was ist dies, das Tod unter die Menschen stellt und den Haß säet zwischen sie, da dem Leben so viel Raum ist und der Liebe so lange Frist? Ich verstehe es nicht, ich verstehe es nicht!

DER ERSTE KRIEGER: Von Gott muß es kommen; denn von jeher war es so! Ich frage nicht weiter.

DER ZWEITE KRIEGER: Gott kann diesen Frevel nicht wollen. Er hat das Leben gegeben um des Lebens willen. Auf seinen Namen häufen die Menschen alles, was sie nicht verstehen. Nicht von Gott kommt der Krieg, woher mag er nun stammen?

[…]

DER ERSTE KRIEGER: Sie haben den Krieg begonnen, in unsern Frieden sind sie gefahren.

DER ZWEITE KRIEGER: Die in Jerusalem sagen das so. Doch vielleicht auch sagen sie das gleiche in Babel. Wenn man redete miteinander, man würde vielleicht klar.

DER ERSTE KRIEGER: Du darfst nicht reden mit ihnen. Wir müssen sie schlagen, so ist uns befohlen, wir müssen gehorchen.

DER ZWEITE KRIEGER: Ich weiß es mit meinen Sinnen, daß ich nicht darf, und fasse es doch nicht mit meiner Seele. Wem dienen wir mit ihrem Tod?

DER ERSTE KRIEGER: Was fragst du, Einfältiger? Dem Könige dienen wir und unserm Gott.

DER ZWEITE KRIEGER: Aber Gott hat gesagt und es stehet geschrieben: „Du sollst nicht töten." Wer weiß, wenn ich mein Schwert nähme und würfe es fort, ich diente ihm wahrhafter denn mit der Feinde Blut.

———

JEREMIAS: Baruch, Baruch, siehst du Lager und Zelt, siehest du dies schlafende Meer wogen von Mitternacht her …

BARUCH (*schauernd*): Ich sehe den Feind … ich sehe die Zelte …

JEREMIAS: Die Nacht siehest du, den Schlaf und die falsche Stille der Rast. Aber in meinem Ohr gellen die Trompeten schon und klirren die Waffen, wenn sie aufstehen und stürmen wider uns! Die Mauer, darauf wir festen Fußes noch wuchten, schon krachet sie hin, und den Schrei der Gejagten, ich höre ihn, höre ihn schon. Sie kommen, weh, sie sind da, aufschäumt ihre erzene Flut! Baruch, Baruch, wehe, mein Wort stund auf über Israel, ich höre den Tod, wie er fährt über die Stadt und die Mauern, sie fallen und mit ihnen Jerusalem. Baruch, Baruch, ich sehe es wach; denn Gott hat ein Auge mir aufgerissen im Schwarzen meines Leibes, daß ichs schaue, und einen Schrei getan in meine Eingeweide, daß ich ihn stoße aus mir wie ein Horn. Was schlafen sie noch! Was schlafen sie noch! Oh, es ist Zeit, daß man sie wecke, es ist Zeit, denn sie schlafen in ihren Tod hinein und brüten in ihr Verderben. Es ist Zeit, daß man aufschreie Jerusalem, es ist Zeit, es ist Zeit!…

———

JEREMIAS: Das Blut ist ein Graben zwischen den Völkern. So tiefer du ihn ziehest, so schwerer wirst du ihn dämmen. Darum laß sprechen die Worte vor dem Schwert, geh hin zum König oder sende ihm Botschaft!

ZEDEKIA: Ich soll zu Nabukadnezar, meinem Feinde?

JEREMIAS: Sende Boten an ihn, vielleicht, daß du noch rettest Jerusalem!

ABIMELECH: Eine Schmach sind seine Worte, eine Schmach für Israel … fort mit dem Zagherzigen …

ZEDEKIA: Warum soll ich senden zu ihm, warum ich als der erste? Bin ich sein Knecht denn, bin ich der Besiegte schon?

JEREMIAS: Es muß einer den Frieden beginnen, wie einer den Krieg.

ZEDEKIA: Warum soll ich es sein, der als der erste spricht, warum ich und nicht er? Soll er meinen, daß ich verzagte? Möge er senden

zu mir, so will ich Zwiesprache halten und erwägen sein Wort. Doch warum ich als der erste?

JEREMIAS: Selig, der als erster die Hand bietet für den Frieden, selig der König, der das Blut spart seines Volkes.

ZEDEKIA: Und wenn ich die Hand böte, wenn ich mein Herz bezwänge, Jeremias, wenn ich so täte, wie du heischest, und er stößt sie zurück, meine Hand?

JEREMIAS: Selig die Verstoßenen um der Gerechtigkeit willen, denn Gott nimmt sie auf an sein Herz.

ZEDEKIA: Ich aber sage dir, die Kinder würden meiner spotten und die Weiber lachen meiner Schmach.

JEREMIAS: Besser, der Narren Gelächter hinter dir, als der Witwen Klage. Nicht deiner gedenke jetzt, sondern des Volkes, dem du gesetzt bist von heiliger Hand. Laß dich verlachen von den Toren um der Gerechtigkeit willen, aber tu Gottes Tat! Tu auf die Tore, tu auf dein Herz, Zedekia, bedenke, du rettest Jerusalem! Du hast dich erhoben wider Assur, so beuge dich vor ihm!

[…]

STIMMEN: Man steinige ihn … ein Söldling ist er … er will die Stadt den Chaldäern preisgeben … laß ihn töten … er betet um unser Verderben …

[…]

JEREMIAS: Tod steht über Jerusalem, Tod über uns allen. Nur Ergebung kann uns erretten.

———

BARUCH: Nicht quäle dich, Meister … der Schmerz verwirret dich.

JEREMIAS: So sage doch, zeuge, künde mir, daß ichs gewahr sei … was hab ich vermocht? Eine Stadt hängt am Tode, und ihre Not verzehret mich … von Träumen bin ich allnächtens umtan und schmerzhaft trächtig des Worts … so sag, was vermocht ich wider den Herren der Stunde … meine Warnung, wen warnete sie … nicht daß er einen Boten sendete von Zelt zu Zelt … nicht daß ein Mensch seine Schritte aufhübe als Bote des Friedens … Oh, die Luft frißt meine Schreie, und das Gelächter der Menschen schluckt meine Schreie, zur Schande bin ich gezeugt und zur Plage geboren! Wem hab ich Freude geschenket? Ein Greuel bin

ich den Gerechten und meiner Mutter Kümmernis. Kein Weib trägt ein Kind mir im Schoß, und kein Lebendiger glaubet meiner Rede!

BARUCH: Ich glaube dir, ich laß dich nicht.

JEREMIAS: Du glaubest mir … noch immer … dann hör mein Wort … So du mir glaubest, verlaß mich! Denn du verderbest dich. Geh zu den andern, die Süße predigen und triefen von Verheißung, geh zu Hananja, der Sieg sagt, und nicht spotte ihrer mehr, denn wisse, sie sind besser denn ich. Ihre Lüge, sie zeuget noch Kühnheit, doch schlaff sind die Lenden meines Worts, sie wecken keinen Samen des Sieges. Ohnmacht nur zeugt meine Ohnmacht. Oh und sage, wer ist unnützer, denn der Friede schreit zwischen den Schwertern, wer törichter als der Weisheit Verkünder in der Trunkenen Mitte? Ist denn nicht Freude der Menschen Brot und die Hoffnung ihre Speise? Gesegnet, wer tröstet, verflucht, wer nur fluchet … daß ihm darre die Zunge … daß auslösche, der Anstoß ist und Ärgernis …

BARUCH: Nein, ich weiche nicht von dir … Du bist der Große … Dich hab ich erwählt um deines Leidens willen.

JEREMIAS: Nicht lobe mich, nicht lobe mich … mich verbrennet die Scham … was hab ich denn Jerusalem zum Heile getan … hab ich gebeugt des Königs Starrnis, hab ich zum Rechten geführt das irrend Volk, hab ich erweckt den Boten des Friedens mit meiner Rede Stachel? Nur geschrien habe ich und gefluchet, doch mein Geschrei war ein Blitz, der in Wasser fährt, und mein Fluch ein Wind, der nicht wehet … wo ist meine Tat … wem brachte ich Segen … wo schuf ich den Frieden … wo weckte ich den Boten zum Wege, da ich selber gestrauchelt … […]

DER ERSTE KRIEGER (*ist herbeigeeilt*): Was rufst du da … was schreist du in die Nacht …

JEREMIAS (*sich aufrichtend*): Ich rufe … ich rufe, und doch hört keiner auf mich …

———

ZEDEKIA: So höre, was keiner weiß, denn meine Räte. Ein Bote kam von Nabukadnezar, daß wir wendeten den Krieg von unseren Völkern.

JEREMIAS (*jauchzend*): Gelobt sei Gott! Tu auf ihm die Tore, tu auf der Demut dein Herz!

ZEDEKIA: Nicht juble zu früh! Hart ist, was er fordert von uns, und seine Hoffart ohne Maß.

JEREMIAS: Hoffärtig warst du wider ihn, so nimm nun Hoffart von ihm. Zwinge dein Herz, doch rette die Stadt!

ZEDEKIA: Meine Ehre hat er gefordert.

JEREMIAS: Gib sie hin für die Stadt!

ZEDEKIA: Ist nicht Ehre mein Amt und der Stolz meine Krone?

JEREMIAS: Was dein ist, wirf weg! Besser als Ehre ist Friede, besser Leiden denn Sterben.

———

JEREMIAS (*… Ein Schluchzen geht durch seinen Körper. Allmählich richtet er sich ganz empor. Seine Augen starren in die Ferne mit ekstatischem Blick, sein ganzer Leib ist durchschüttelt von mächtiger Bewegung. Er spricht abwesend wie im Gebet, die Hände aufhebend, überwältigt von innern Gesichten*):

Oh wehe, wie bist du vom Himmel gefallen,
Jerusalem, prächtiger Morgenstern,
Und gedachtest doch über die Welten zu steigen!
Über die Wolken wolltest du fahren,
Doch wehe, du bist gesunken, du Schöner,
Nieder, oh nieder, in Dunkel und Nacht.[2]

———

[2] [Stefan Zweig richtet hier ein biblisches Spottlied auf den König von Babylon – gewendet – gegen ‚Jerusalem'. | Vgl. Jesaja 14,12-15: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du hell leuchtender Morgenstern! Zu Boden wurdest du geschmettert, du Welteroberer! Du hattest dir vorgenommen, immer höher hinauf bis zum Himmel zu steigen. Du dachtest: ‚Hoch über Gottes Sternen will ich meinen Thron aufstellen. Auf dem Berg im äußersten Norden, wo die Götter sich versammeln, dort will ich meine Residenz errichten. Hoch über die Wolken steige ich hinauf, dann bin ich dem höchsten Gott gleich!' Doch hinunter ins Totenreich wurdest du gestürzt, hinunter in die tiefsten Tiefen der Erde."]

JEREMIAS: So steh auf, du Volk, aus deiner Klage; wie einen Stab nimm deinen Glauben, und du wirst schreiten aus deinen Nöten, wie du geschritten tausend und tausend Jahre! Selig die Besiegten, die wir sind um seinetwillen, selig unsere Vertriebenheit! Selig, daß wir alles verlieren, um ihn zu finden, selig unser hart Schicksal, selig unsere Plage und Prüfung! Denn zur Dauer sind wir erwählt durch das Leid und zur Ewigkeit durch die Erneuung! Könige, die uns Herren waren, sind vergangen wie Rauch; Völker, die uns geknechtet, zerstreut und zertreten ihr Samen; Städte, darin wir dieneten, geborsten und der Schakale Hausung; doch Israel lebt und veraltet nicht an den Zeiten, ist doch das Leid seine Kraft und der Sturz seine Stufe. Durch Leiden haben wir die Zeit bestanden, immer war Untergang unser Anbeginn, doch aus allen Tiefen hub er uns immer an sein heilig Herz! Gedenket, gedenket der einstigen Mühsal und gedenket, wie wir sie bestanden; gedenket, gedenket Mizraims, des Diensthauses, der ersten Prüfung! Rühmet die Plage, ihr Geplagten, rühmet die Prüfung, ihr Geprüften, rühmet den Gott, der uns ihr erwählte in alle Ewigkeit!

———

JEREMIAS:

Und nie wird geschehn, daß er unser vergißt.
Bedenket, bedenket,
Daß, wenn er uns niedrigt, daß, wenn er uns kränket,
Dies Leiden nur Brand seiner Liebe ist.
So beugt euch, ihr Brüder, dem Joch in Ergebung,
Segnet die Schickung, so uns geschah,
Leiden ist Prüfung und Prüfung Erhebung,
Erniedrigung macht uns nur gottesnah,
Jeder Sturz führt höher in seine Reiche,
Denn nur die Besiegten wissen um ihn:
Ihr Brüder, auf denn! Auf, ihn zu erreichen!
Auf, Brüder, lasset uns gotteswärts ziehn! […]

STIMMEN: Ja … sage … künde, verkünde … schauen wir wieder Jerusalem?

JEREMIAS: Ewig wird inwendig es schauen,
Wes Seele nicht Knecht seiner Knechtschaft ist,

Und mit dem Maß seines Gottvertrauens
Die Tiefe allirdischen Leidens durchmißt.
Ihm glänzet urmächtig, am innersten Grunde
Des Herzens Zion zu jeglicher Stunde,
Schöner als wir es vordem gekannt,
Jede Fremde wird ihm das Gottesland!
Oh, wer vertrauet, dem ist es erbauet,
Wer glaubt, schaut immer Jerusalem!

STIMMEN: Wir glauben … wir glauben … ewig werden wir es schauen … Der Glaube ist unser Jerusalem!

EIN ANDERER (*vortretend*): Doch sage, du Führer, wer wird es uns bauen?

JEREMIAS:
Die Inbrunst des Sehnens, die Nacht unsrer Kerker,
Und das Leiden, das euch gelehrigt hat,
Ihr selber werdet die heiligen Werker,
Umschafft ihr die Seelen zur seligen Stadt.
Aus euern Trauern erhebet die Mauern,
Und je tiefer die Völker euch niederbeugen,
Um so höher werden sie gottwärts aufsteigen,
Um so schöner erstehet Jerusalem!

STIMMEN: Ja, laßt es uns bauen … das Senkblei niederwerfen in unsere Leiden … laßt uns die Steine bebauen unseres Schmerzes … zu Gott die Richtschnur erhoben … bauen wir Jerusalem.

EIN ANDERER: Doch sage, du Führer, wird es dann dauern?

JEREMIAS: Steine bröckeln, es stürzen die Mauern
Irdischer Werke, die Reiche veralten,
Städte verschwemmen im Strome der Zeit,
Doch was die Seelen in Leiden gestalten,
Dauert in Gottes Allewigkeit.
Wer kann sie zerstören,
Die unsichtbaren,
Innen geschauten,
Tränenerbauten
Zinnen der heiligen Zuversicht,
Wer kann ihn uns rauben
Den seligen Glauben,
Wer stürzet des Herzens Jerusalem? […]

ANDERE STIMME DER SCHREITENDEN:

Aus weiten Wassern werden wir trinken,
Die bitter brennen dem sehnenden Mund,
Mit Fremdnis werden uns Bäume umschatten
Und Stimmen des Ängstens wehen der Wind,
Doch keine Fremde wird uns zur Ferne,
Denn von den Sternen wehet uns Tröstung;
Träume der Heimat enttauchen den Nächten,
Und unsere Seele erstehet gekräftigt
Von der heiligen Zehrung Jerusalem! […]

DIE STIMME DER AUSZIEHENDEN (*sich mächtig erhebend, da nun die Letzten unter ihnen auszuschreiten beginnen*):

Wir wandern den heiligen Weg unserer Leiden,
Von Prüfung und Prüfung zur Läuterung,
Wir ewig Bekriegte und ewig Besiegte,
Wir ewig Verstrickte und ewig Befreite,
Wir ewig Zerstückte und ewig Erneute,
Wir aller Völker Spielball und Spott,
Wir einzig Heimatlosen der Erde,
Wir wandern in alle Ewigkeiten,
Die Letztgebliebnen
Unendlicher Schar
Heimwärts zu Gott,
Der aller Anfang und Ausgang war,
Bis daß er uns selber die Heimstatt werde,
Der ruhlos wie wir mit Sternen und Jahren
Die Welt umwandert und leuchtend umkreist,
Und wir ganz aufgehn im Unsichtbaren:
Verlorenes Volk, unsterblicher Geist.

DER CHALDÄER: Siehe, siehe, wie sie in die Sonne schreiten! Es ist ein Glanz auf diesem Volke, ein Morgenrot auf ihren Häupten. Mächtig muß ihr Gott sein.

DER CHALDÄISCHE HAUPTMANN: Ihr Gott? Haben wir nicht seine Altäre zerbrochen? Haben wir nicht gesiegt über ihn?

DER CHALDÄER: Man kann das Unsichtbare nicht besiegen! Man kann Menschen töten, aber nicht den Gott, der in ihnen lebt. Man kann ein Volk bezwingen, doch nie seinen Geist.

Stefan Zweig

Bertha von Suttner

Eine Ansprache, inmitten des Weltkriegs im April 1917
anläßlich der Eröffnung des Internationalen Frauenkongresses
für Völkerverständigung in Bern[1]

Diese Zeit, die größte Verwandlerin aller Werte, hat nicht nur die wirkliche, sondern auch die moralische Welt umgestaltet. Namen, die uns einst als Sternbilder der Ehrfurcht hoch im Himmel der Seele standen, sind ins Tägliche niedergesunken, und Gestalten wiederum, die wir in der Friedenszeit kaum beachtet, wachsen, vom Schatten der Ereignisse überhöht, mächtig in unserer inneren Welt. Und wie kaum ein anderer ist heute der lange mit lächelnder Überlegenheit ausgesprochene Name einer Frau klingend in unserem Herzen geworden, der Name Bertha von Suttners, den eine künftige Zeit unter den heroischen und tragischen der Geistesgeschichte aufzählen wird. Unsichtbar beseelt der von ihr gelebte Gedanke jetzt die ganze europäische Welt, er füllt mit seinem Atem diese Stunde, und da er wahrhaftig in Ihnen allen lebendig ist, so wäre es undankbare Vergeßlichkeit, jener nicht zu gedenken, die ihn in unser Leben mit ihrem eigenen Leben hineingestaltet hat.

Ich weiß nicht, ob gerade mir persönlich ein Recht zusteht, von dieser außerordentlichen Frau zu Ihnen zu sprechen, denn – daß ich's nur unverhohlen und mit Beschämung sage – ich muß mich selbst zu den allzu vielen zählen, die sie nicht genug verehrten, die ihr Werk nicht hinlänglich würdigten, solange sie selbst noch eine Wirkende war. Und wie leicht wäre es gewesen, eine wie gute, wie dankbare Pflicht! Sie lebte nah, mitten in unserer Welt in Wien, sie

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Bertha von Suttner. Eine Ansprache, inmitten des Weltkriegs im April 1917 anläßlich der Eröffnung des Internationalen Frauenkongresses für Völkerverständigung in Bern*. Erstveröffentlichung in: Neue Freie Presse (Wien), 21. Juni 1918. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

war zugänglich, ja werbend um jeden einzelnen Menschen, und ihre schönste Freude blieb, neue Gefolgschaft um ihre Idee zu versammeln. Mehrmals hatte ich Gelegenheit, ihr zu begegnen; und das Gütige ihrer Erscheinung, das Mildgeistige ihres Wesens, die unendliche Macht des tätigen Willens, der die schon gealterte Frau beseelte, war zu hinreißend offenbar, als daß man sich der Verehrung hätte verschließen können. Tiefe Sympathie mußte jeden fühlenden Menschen ihrem Wirken verbinden, aber doch, was für eine laue, lässige, untätige Sympathie war dies, die wir alle ihrer Idee entgegenbrachten, indes sie wirkend glühte in der Leidenschaft ihrer prophetischen Angst. Versuchen wir nicht auszuweichen: unser aller Mitschuld ist es im letzten, daß ihre leidenschaftliche Bemühung, statt im Mittelpunkte des europäischen Denkens zu stehen, auf kleine Kongresse, auf eine unterirdische und kaum fühlbare Wirkung beschränkt blieb, und diese unsere späte Dankbarkeit spricht uns nicht frei von unsühnbarer Schuld. Aber je mehr wir unseren eigenen Irrtum erkennen, desto mehr sind wir auch befähigt, die moralische Schönheit und die überzeitliche Mission dieser Frau zu würdigen und zu erkennen.

Sie wissen alle, daß es Bertha von Suttner erspart geblieben ist, dieses Grauen, dessen erbitterte und zugleich ohnmächtige Zeugen wir heute sind, zu erleben, daß nur der Tod sie weghalten konnte, führend an der Stelle zu sein, wo Sie sich heute versammeln. Acht Tage vor jenem Revolverschuß zu Sarajevo ist sie hingegangen, das Schicksal liebt solche dramatische Fingerzeige, und einen Monat später schien schon ihr Lebensgedanke, die Vermeidung des Weltkrieges, ihr nachgestorben. Aber nur Menschen sind vergänglich, niemals die Gedanken. Gleichsam die unsterbliche Seele der Menschheit, lassen sie sich nieder in einzelnen Gestalten und Nationen, aber nur scheinbar sterben sie mit ihnen. Sie wandern weiter in neue Gestalten, wandern weiter, bis sie sich erfüllt haben. Und eben darum, weil Bertha von Suttner diese Erfüllung, die vielleicht schon ganz nahe, nicht erleben durfte, eben um der scheinbaren Vergeblichkeit ihrer Existenz willen, ist es notwendig, dieses Lebens zu gedenken, das nichts anderes war als die in Tragik verwandelte Idee unserer Zeit.

Bertha von Suttner war eine österreichische Aristokratin, eine geborene Gräfin Kinsky, und ihr ganzes lebendiges Wirken ist sym-

bolisch zwischen die beiden einzigen Kriege gestellt, die Österreich im letzten halben Jahrhundert geführt hat, den Krieg von 1866 und den gegenwärtigen. Sie hatte den ersten dieser Kriege, fast ein Kind noch, gesehen, aber so gesehen, wie eine wahrhafte Frau den Krieg sehen soll, mit allem menschlichen Mitleid und unendlichem Grauen. Und ihr ganzes Leben galt einzig der Idee, eine Wiederholung dieses Grauens ihrer Heimat und – denn sie war nicht nur Österreicherin, sondern auch Weltbürgerin – der ganzen Welt zu ersparen. In den drei Worten, die sie als Titel ihrem ersten Buche voransetzte, hat sie alles gesagt, was sie sagen wollte. Es hieß ‚Die Waffen nieder!', und Sie wissen, daß dieses Buch – leider nicht auch der Gedanke – sich die ganze Welt erobert hat. Nur ein einziges Mal noch war einer Frau durch ein literarisches Werk ein ähnlich agitatorischer Erfolg beschieden gewesen, der Amerikanerin Beecher-Stowe mit ihrem Roman ‚Onkel Toms Hütte', der ganz allein die Sklaverei erschlug und Millionen geknechteter Menschen befreite. Und Millionen geängstigter Menschen zu befreien durch ihr Pamphlet war auch der Sinn von Bertha von Suttners literarischem Wirken, und dies möge Ihnen ein bedeutsames Zeichen sein, daß es auch einer Frau in der Kunst immer gegeben ist, das Äußerste zu erreichen, wenn sie sich selber treu bleibt, wenn sie an die elementarsten menschlichen Mächte, an das Mitleid und das Muttergefühl, appelliert. An dieses urtümlichste, elementarste Empfinden, an das Allmuttergefiihl aller Mütter der Welt, hat sich Bertha von Suttner gewandt, als sie den Ruf in die Welt schrie: „Die Waffen nieder!" Andere haben vielleicht den Gedanken des Weltfriedens geistiger und gedanklicher gestaltet, vor allem Tolstoi, der es als höchste Freiheit des Menschen, als die Knechtschaft vor Gott empfand, daß ein Leben das andere achten müsse. Eine Reihe Philosophen, Rechtslehrer und Nationalökonomen wiederum haben weittragende Theorien zur Vermeidung blutiger Austragungen von Völkerstreiten ersonnen. Und heute erst, mitten im Kriege, erkennen wir die Fülle der Probleme, die sich aus dem Zwiespalt der inneren menschlichen und der äußeren staatlichen Verantwortlichkeit jedes einzelnen ergeben. Sie aber, Bertha von Suttner, ging den geraden Weg. Sie hatte einen heiligen Köhlerglauben an die Vernunft der Menschheit und sagte ihr nichts anderes, immer, immer wieder, als die ganz primitive Wahrheit, die in allen Bibeln der Welt steht: Du

sollst nicht töten. Sie sagte es mit einem neuen Worte: „Die Waffen nieder!“ und sagte es so leidenschaftlich, so oft, so unermüdlich wie niemand vor ihr, denn – eine Kinderlose, hatte sie unendlich viel überschüssige Liebe an die Welt zu geben. Als sie das erstemal dieses Wort: „Die Waffen nieder!“ in die Welt schrie, liefen ihr die Leute zu und horchten auf. Aber als sie immer wieder nur dasselbe sagte: „Die Waffen nieder! Die Waffen nieder!“, begann sich die Neugier zu langweilen. Man nahm diese leidenschaftliche Monotonie des Gedankens für Armut, seine Sinnfälligkeit für Banalität. Einige begannen sich zu ärgern, sie dachten: was es wohl not tue, mitten im Frieden immer nach Frieden zu rufen. Sie galt ja unserer scheinklugen Welt als Gespensterseherin und die öffentliche Meinung drückte sie allmählich in den Winkel hin zu den Okkultisten und Theosophen, Vegetarianern und Volapükerfindern, in jene Winkelgasse knapp neben dem Narrenturm. Sie aber ließ nicht ab; immer wiederholte sie den Ruf, als wollte sie ihn einhämmern in den Kopf der Menschheit. Allmählich war sie etwas ganz Lächerliches geworden, die Friedens-Bertha der Witzblätter, und man nannte sie eine gute Frau mit jener mitleidigen Betonung, durch die man Güte der Dummheit nachbarlich macht.

Aber ebendiese Frau, von der man meinte, sie habe nichts als ihre drei Worte der Welt zu sagen, hatte das tiefe Instinktgefühl Kassandras und zugleich die Wachsamkeit Lynkeus', des Türmers. Nicht nur, daß sie mit vorfühlender Angst diesen Weltkrieg gleichsam atmosphärisch gewittert, nicht nur, daß sie das anklagende Gewissen der Völker durch Jahrzehnte gewesen, sie hatte auch die einzige notwendige Waffe der Zeit rechtzeitig zu fassen gesucht: die Organisation. Wachsam, wie sie war, hatte sie beobachtet, wie in allen Ländern gleichzeitig die entsetzliche Maschine des Krieges sich vervollkommnete, wie diese Organisation alle Gebiete vertrustete, wie sie Industrie, Literatur und Kunst in ihre Sphäre einbezog, wie die niederen Instinkte der Menschheit, Stolz, Neid, Mordlust, Ruhmsucht, und anderseits die edelsten, die Begeisterung, der Opferwille, das Gemeingefühl, als Rohstoffe in ihr verarbeitet wurden. Und sie sah ein, daß man mit unbewehrtem Gefühl eine solche gigantische Maschine nicht zerstören könne, daß man im Gegenteil ihrer Organisation eine andere, gleichstarke und noch stärkere entgegensetzen müsse, der Kriegsorganisation eine Friedensorganisa-

tion. Man mag denken, wie man will, von der Idee der Organisation – ob man sie bejaht als einen Triumph der modernen Menschheit, ob man sie verneint als die Mechanisierung der Persönlichkeit, sie ist und besteht als die stärkste Wesensform der Gegenwart, und selbst der, der sie zerstören will, kann es heute nur durch ihre eigene Methode. Dies hatte Bertha von Suttner als erste vorahnend erkannt – „Vorbereitung ist alles", dieses Lieblingswort der Militaristen, nahm sie ihren Gegnern weg für den Frieden und versuchte eine Mobilisierung aller gegen die einheitliche Gefahr. Und es hat sich als richtig erwiesen, daß diese Idee der inneren und äußeren Vorbereitung nicht nur für die Nationen, sondern auch für den einzelnen Menschen die einzige Rettung im gegebenen Augenblicke war. Denn fast alle der wenigen hervorragenden Menschen, die vom ersten Tage an Kriegsgegner gewesen sind, waren es nicht aus einer Improvisation der Seele, sondern aus einer Organisation ihrer Ideen. Tolstoi war befestigt durch zwanzig Jahre geschlossenen Denkens, Rolland hatte lang vor dem Kriege in seinem Romane durch einen Vergleich der europäischen Bruderkulturen seine Überzeugung von der Unzerstörbarkeit der höheren Gemeinschaft gewonnen. Nur diejenigen, die nicht überrascht waren, die Vorbereiteten, die innerlich Organisierten, hatten ihre ganze Kraft zum seelischen Protest bereit, und wenn fast die ganze Welt zu den Überraschten zählte, so war es nur, weil sie sich nicht rechtzeitig jener Organisation gegen den Krieg eingefugt, die Bertha von Suttner begonnen. Freilich, wie kurz war ihr Leben gegen die Unendlichkeit der Aufgabe! Wie leicht hat es der Kriegswille, wie schwer der Pazifismus! Denn während jener an die offenen Instinkte der Menschheit, die der Kraft, des Stolzes, der Leidenschaft, appelliert, während er auf tausendjähriger Tradition geharnischt mit uralten Argumenten steht, muß der Friedenswille immer erst die verborgenen Instinkte, die der Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit, wecken und hat der Tradition nichts entgegenzusetzen als das Ungewisse der Utopie.

Alle diese Schwierigkeiten hatte sie, die Bertha von Suttner, vielleicht besser erkannt, als wir wissen. Aber sie war eine Idealistin, und das heißt nicht, wie die meisten Menschen meinen: den Widerstand der Wirklichkeit gegen die Idee übersehen und mißkennen, sondern heißt: trotz diesem Widerstand die für notwendig erkannte Idee zu Ende leben. Gewiß: sie hatte vielleicht nur diesen einen

Gedanken: „Die Waffen nieder!“, aber es ist ihre unvergängliche Größe, daß dieser Gedanke nicht nur der richtige, sondern auch der einzig und einzig wichtige unserer Epoche gewesen war. Und es bedeutete dann die Arbeit ihrer dreißig tätigen Jahre, diesen Gedanken immer tiefer in die Wirklichkeit einzubauen. Aber wer half ihr, wer stand zu ihr? Wer trat bei in diese Friedensgesellschaft, die sie begründet? Waren wir nicht alle aus jenem Mißtrauen gegen Vereine, aus jenem unedlen Hochmut, einer Selbstverständlichkeit zu dienen, ihren Plänen fern geblieben? Meinten wir nicht alle, wir könnten, jeder einzeln, Wesentlicheres wirken als im Zusammenschluß? Sie aber, gleichgültig gegen alle Gleichgültigkeit, unermüdlich in ihrer Arbeit, gründete Friedensgesellschaften, die österreichische, die ungarische, eilte von Kongreß zu Kongreß, suchte die Staatslenker und die Diplomaten auf, die ihr halbe Worte und unverbindliche Versprechen gaben. Sie warb um die Massen und um die Nationen. Und da sie die Gemeinschaft nicht fand, suchte sie die einzelnen. Sie fand Alfred Nobel, den Erfinder des furchtbaren Sprengstoffes, und weckte sein Gewissen, daß er jenen Preis stiftete, der wenigstens einmal im Jahre die Menschheit an die Existenz einer Friedensorganisation erinnerte. Sie fand Carnegie, den Herrn von Pittsburg, wo Tag und Nacht Tausende an Kanonen und Gewehren hämmern, und gewann ihn ihrem Gedanken. Sie flocht von Mensch zu Mensch eine Kette, klein, aber doch die Besten verbindend, eine Kette zwischen den Nationen, die selbst heute unter dem Anprall von dreißig Millionen Soldaten nicht ganz zerrissen ist. So gab diese heroische Agitatorin der Menschheit ein dauerhaftes Beispiel, daß die Frau, selbst wenn ihr das Recht der öffentlichen Einflußnahme auf Politik durch das verweigerte Wahlrecht versagt ist, deshalb doch nicht zur Untätigkeit und Wirkungslosigkeit verdammt bleibt, daß ihr immer der Weg offen steht, durch Menschlichkeit auf Menschen einzuwirken, Seele zu Seele, indem sie in jenen, die verantwortlich sind, das Gewissen weckt. Und wie hat sie gerüttelt an diesem Gewissen der Menschheit, wie war sie wachsam auf ihrer „Friedenswarte“. Monat für Monat hat sie in dieser Zeitschrift eine Kritik der Ereignisse gegeben, die wenig gelesen, wenig bemerkt wurde – und tragischerweise immer nur von den tausend schon überzeugten Menschen und nicht von den Hunderttausenden, die hätten überzeugt werden müssen! Als einzige hatte sie das Radikalmittel gewiesen, während

die andern mit diplomatischen Salben und politischen Tränklein immer wieder ein trügerisch vorübergehendes Wohlbefinden erzielten: „Die Waffen nieder!“ Seit zwanzig Jahren hatte Bertha von Suttner um diesen Weltkrieg gewußt, indes wir alle atemnah neben ihr ahnungslos unser Leben lebten.

Aber – ich frage Sie und mich – spreche ich wirklich wahr, wenn ich sage, wir waren ahnungslos gewesen, wir hätten nicht um diesen Weltkrieg gewußt. Ein Ja und ein Nein, beides als Antwort wäre Übertreibung, denn es gibt eine eigentümliche Art des Wissens in jedem Menschen, eine eigentümliche und gefährliche Art des Wissens und gleichzeitig Nichtwissenwollens, die mit einer elementaren Funktion unseres Lebenswillens zusammenhängt. Wir bemerken vieles und bemerken es doch nicht bewußt, weil wir es nicht bemerken wollen, weil wir es gewaltsam verdrängen und ins Unterbewußtsein, in die Dämmerung des Gefühls zurückstoßen. Wir wissen alle um unsern Tod, der in uns lebt und wächst, aber wir wollen es nicht wissen, um heller zu leben, und tun so, vor uns selbst, als atmeten wir ewig. Wir wissen, daß, während wir durch eine Frühlingslandschaft fahren und das gleitende Bild vor den Fenstern genießen, vorn an der Lokomotive ein halbnackter rußiger Mensch vom Kesselbrand angeglüht wird, aber weil wir wissen, daß wir nicht voll genießen könnten mit diesem Gedanken, unterdrücken wir gewaltsam den Gedanken. Und so haben wir im Frieden aus Lässigkeit, aus Leichtfertigkeit, aus seelischem Selbsterhaltungstrieb an den Krieg nicht geglaubt, weil wir uns nicht stören lassen wollten. Sie aber, Bertha von Suttner, hatte einsam die tragische Mission übernommen, die ewige Aufstörerin zu sein, unbequem ihrer Zeit wie Kassandra in Troja und Jeremias in Jerusalem. Sie hatte sich heroisch entschlossen, lieber im Gelächter der Menschen zu leben als in Trägheit des Herzens.

Dies aber ist und bleibt ihre denkwürdige Größe und ihr Beispiel für diese Stunde, daß sie sich durch Lächerlichkeit nie abhalten ließ, tätig zu sein. Dostojewski hat einmal gesagt, der größte menschliche Fehler, die gefährlichste Hemmung unserer Kräfte sei unsere Angst, lächerlich zu erscheinen. Diese Angst hatte sie überwunden. Sie schrak nicht zurück, das scheinbar Unerreichbare zu fordern. Sie wußte ja selbst besser als jeder andere um die tiefe Tragik der Idee, die sie vertrat, um die fast vernichtende Tragik des Pazifismus, daß

er nie zeitgemäß erscheint, im Frieden überflüssig, im Kriege wahnwitzig, im Frieden kraftlos und in der Kriegszeit hilflos. Dennoch hat sie es auf sich genommen, zeitlebens den Törichten als Don Quichotte geltend, der gegen Windmühlen ficht, aber heute wissen wir es schauernd, was sie immer wußte, daß diese Windmühlen nicht Wind, sondern die Knochen der europäischen Jugend zerreiben. Vielleicht sind auch wir vor den Klugen und Kühlen jetzt der Lächerlichkeit und des Narrentums verdächtig, wenn wir das scheinbar Unerreichbare fordern, während Millionen Menschen im Kampfe stehen, von der Brüderlichkeit und Versöhnung der Nationen sprechen. Aber gerade dieser hohen Frau Beispiel zeigt, daß Erfolg mit Wirkung nicht verwechselt werden darf, und, was zeitlich unwirksam, durchaus nicht schon zukünftig unfruchtbar ist. Mögen andere an uns die Schuld begehen, die wir an dieser Frau begangen haben, daß wir nur mit lauter Freundlichkeit neben ihrem Leben standen und sie mit unserer strafwürdigen Passivität verhinderten, ihre Idee zu verwirklichen, ihr Beispiel zeigt wunderbar beseelt, daß man nur dann ins Lebendige wirkt, wenn man einzig auf seine Gedanken blickt und nicht auf seine äußeren Möglichkeiten in der Zeit, wenn man aus einem Leben eine Überzeugung macht und aus einer Überzeugung ein Leben.

Stefan Zweig

Das Feuer

(Über Henri Barbusses „Le feu“)
Juli 1917[1]

Dem Erfolg der Stunde, dem höchst zufälligen, zu vertrauen, bedeutet Gefahr, aber Gefahr auch, ihn zu mißachten. Jede Wirkung hat zumindest den Wert, ihre Ursache erkenntlich zu machen, und so drückt immer ein sensationeller Erfolg schon durch seine bloße Existenz eine immaterielle Tatsache aus: irgendein seelisches Bedürfnis, das er erfüllt, eine ungesprochene Frage, die er beantwortet, eine nationale Stimmung, die er formuliert. Als sichtbare sinnliche Symptome der seelischen Verwandlungen sind die großen Erfolge darum für die Diagnose der Zeitpsychologie unschätzbar, und besser als aus allen Dokumenten und Berichten werden spätere Generationen aus den Auflagenziffern und Jahreszahlen der Erfolgsbücher einmal die Bluttemperatur Europas und alle ihre Schwankungen in den drei Kriegsjahren ablesen können. Aber schon heute wird es für die Erkenntnis der Stunde, ja selbst als politischer Behelf uns nicht ganz gleichgültig sein dürfen, wie das Erfolgsbuch seelisch beschaffen ist, das jetzt in Frankreich gleichsam im Sturm alle anderen Kriegsbücher überrannt hat, denn aus den repräsentativen Männern einer Nation erkennen wir am besten ein Land, aus den Erfolgen einer Zeit sie selber, die Zeit. So wie in Rousseaus „Contrat social“ die Revolution, in Goethes „Werther“ die Romantik, in Turgenjews „Väter und Söhne“ der Nihilismus in prophetischem Vorgefühl zusammengeballt war – so verkündet uns Henri Barbusses „Le feu“ die französische Besinnung von heute und vielleicht die europäische Verbrüderung von morgen. Es kann, es darf bei uns die Tatsache nicht übersehen werden, daß der stärkste Erfolg eines Kriegsbuches in Frankreich heute der eines leidenschaftlichen Friedensbuches geworden ist.

---

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Das Feuer*. In: Neue Freie Presse (Wien), 8. Juli 1917. (Texterfassung hier nach der erstmals 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt“.)

Henri Barbusse – der Gebildete muß sich nicht schämen, diesen Namen bislang nie gehört zu haben, auch derjenige nicht einmal, der in französischer Literatur recht bewandert zu sein vermeinte. Man kannte den jungen Dichter in der engsten Pariser Gesellschaft als den Schwiegersohn Catulle Mendès, kannte ihn auch ein wenig durch Verse und einen Roman ‚L'enfer', der Talent verriet. Aber Talent, wie kleingemünzt und abgegriffen ist heute das Wort geworden, das einst in Rom und Griechenland als Goldbarren zugewogen wurde! Hätte eine deutsche Granate den Infanteristen Barbusse bei Crouy oder Souchez statt seines Nebenmannes zerschmettert, so wäre das kleine Bläschen seines Ruhmes rasch vertrocknet. Die Kameraden im Felde hätten ein paar Erdschollen über seinen Körper, die Zeitungen ein paar Zeilen über sein Gedächtnis geschüttet, und einer der stärksten Verkünder unserer Zeit wäre (wie so viele, deren Namen, deren Werke wir nicht ahnen) spurlos im riesigen Mörser der Vernichtung zerstampft worden. Heute aber, kaum ein halbes Jahr nach seinem Erscheinen, trägt dies Buch ‚Le feu' auf dem Umschlag schon den erstaunlichen Vermerk „Hundertstes Tausend". Und eine Jugend in Frankreich und weit darüber hinaus, eine ganze Welt sieht in Henri Barbusse den berufenen Verkünder ihres innersten Gefühles.

Dieses Welterfolgsbuch, das mit einer explosiven Kraft wie seit ‚Nana' kein französisches Werk sich in die Zeit geschleudert hat, ist es ein Roman? Fast wäre man geneigt zu sagen: das Gegenteil eines Romanes. Denn Roman meint doch eigentlich Erfindungswerk, Phantasieprodukt, verwandeltes, gesteigertes, umgestaltetes Leben – „fiction" nennt der präzise englische Sprachgeist kurzweg alle schöngeistige Prosa –, dieses Buches Wert dagegen ist in erster Linie seine Nichterfindung, seine nackte, unmittelbare Wahrhaftigkeit und Tatsächlichkeit. Barbusse versucht nicht das Blut rosenrot zu färben und den Krieg in ein bravouröses Jugendspiel umzulügen, er verschmäht patriotisches Pathos als Steigerung und den berühmten Schützengrabenhumor, von dem die im Hinterland so viel zu faseln wissen, als Milderung der tragischen Geschehnisse. Er dichtet nicht zu, er harmonisiert nicht den Widersinn, er schildert das Leben, und mehr noch als dies den Tod im Kriege, die Existenz des französischen Infanteristen in Dreck und Feuer, der teuflischen Sphäre, der irdischen Hölle.

Ein Tagebuch also aus dem Krieg, eines von Tausenden, das erste nicht und gewiß nicht das letzte aus unserer in ein Hüben und Drüben zerrissenen Welt. Aber warum trifft gerade dieses so mitten ins allgemeine allmenschliche Gefühl, warum entlockt es, ähnlich einem antiken Drama, zugleich mit unendlichem Grauen auch jene geheimnisvolle schreckhaft-schöne Erregung der gepreßten Brust, die das Gräßliche zum Tragischen, das Sinnlose zum Symbol, das bloß Schmerzhafte zur seelischen Erschütterung erhöht? Warum dies Buch von allen so sehr und für eine ganze Welt? Es ist immer schwer, bei einem großen Kunstwerk die einheitliche Form seiner Wirkung zu finden, denn unendlich viele unterirdische Kräfte kristallisieren seine wirkende Kraft, aber ich glaube, hier beruht der unvergeßliche Wert des Werkes vor allem auf seiner einzigartigen Optik, seiner doppelten Perspektive: daß es einerseits aus dem tiefsten menschlichen Abgrund des Leidens, aus der dumpfen Erdhöhle des Schützengrabens vom französischen Infanteristen Barbusse und zugleich aus freiester moralisch-menschlicher Höhe vom allweltlichen Dichter Barbusse gesehen ist. Der Schauende, der Leidende ist als Atom in dem Chaos der Millionen verloren und doch gleichzeitig ihm entwunden durch seine geistige Freiheit, die selbst in dieser Hölle des Hasses und der befohlenen Zerfleischung die Fähigkeit der Liebe und Versöhnung nicht für einen Augenblick preisgibt. Darum zeigt dies sein Buch ebensoviel Meisterschaft der Kunst wie der Menschlichkeit.

Schon die rein literarische Technik ist in ‚Le feu' eine ganz erstmalige und persönliche. Nichts wird Eigenschicksal darin, alles nur kollektives Erlebnis. Nicht das Tagebuch eines einzelnen Soldaten bietet er dar, sondern das „Journal d'une escouade", das Erlebnis einer Gruppe, das Schicksal seines Infanteriezuges. Zwischen den beiden bisherigen Möglichkeiten der dichterischen Darstellung, der von außen oder innen, der objektiven oder der subjektiven, hat Barbusse hier die dritte gewählt: die kollektive. Der Krieg ist nicht wie bei Tolstoi mit allgegenwärtiger Eindringlichkeit in allen seinen Formen, aus allen seinen Stockwerken zugleich gesehen, in der Stube des Feldherrn, im Gemach des Kaisers, in der Seele des Bauern oder des Offiziers, unter dem unendlichen Horizont der Weltgeschichte; nicht aber auch wie bei Liliencron und Stendhal bloß aus der Optik des eigenen Auges, des persönlichen Gesichtsfeldes. Hier ist das

erlebende, schauende Ich zu einer neuen Einheit verzehnfacht, hier spricht und schildert statt des einzelnen die Kameradschaft der siebzehn Mann, die in diesen hundert Wochen in der feurigen Esse gemeinsamen Leidens zu einer einzigen Einheit zusammengeschmolzen ist. Der Infanteriezug, die kleinste militärische Einheit des Weltkrieges, sie erzählt in dem Buche den gigantischen Krieg.

Barbusse, ihn selbst, den Dichter, ihn spürt man vorerst gar nicht. Er ist gleichsam nur Trichter des Grammophons, in den diese siebzehn Stimmen sprechen und stöhnen, der anonyme Horcher und Künder ihrer Leiden, er ist unsichtbar wie der Maler vor dem Bilde, das er von außen mit dem Innersten seines Wesens füllt. Aufgelöst in brüderliche Gemeinschaft erlebt er nichts abgesondert und persönlich mehr, aber was er erlebt, lebt er mit siebzehn Seelen. Er ist der Horchende und darum der Schweigende, er läßt die Stimmen um sich aus dem Leben in sein Buch hineinsprechen, wie sie sprechen, und fälscht die Worte der Kameraden nicht um. Er läßt ihnen das Eckige und Brockige ihrer Bauernsprache und damit die Unmittelbarkeit des Ausdruckes, er poliert den rauhen Dialekt nicht ab und lackiert ihre Rede nicht mit Aphorismen und Reflexionen. Im Pariser Welsch, im Argot sind drei Viertel dieses Buches geschrieben und darum kaum für jene verständlich, die ihr Französisch aus Grammatiken und von braven Gouvernanten lernten; aber selbst, der seinen Sprachschatz auf dem Montmartre ergänzte, stolpert über manches Wort, das die Akademie im Jahre 1914 noch nicht kannte und erst der Schützengraben gestanzt hat. Meisterhaft ist diese neue Technik der Gruppendarstellung, und vor allem: sie ist mehr als Technik, weil sie nicht dem Kunstgriff eines geschmeidigen Literaten entwuchs, sondern einer menschlichen Notwendigkeit, dem treudankbaren Gefühl einer hundertwöchigen Gemeinschaft unter dem gleichen nächtlichen Zelt aus Segeltuch, und jenem anderen, feurig gesponnenen, der deutschen Granaten. Losgerissen von der eigenen heimatlichen Welt, eingeschüttet in die unendliche des Krieges, wird diese Handvoll Menschen ihm seine Heimat, seine Familie, sein Volk. Was er lebt, lebt er mit ihnen und durch sie, sie haben ein Leben und einen Tod. Wie in der Höhle Polyphems die Gefährten des Odysseus sich zusammendrängen und wissen, daß in der nächsten Minute die riesenhaft grausame Hand in ihre Reihen greifen und zwei von ihnen fassen wird, und keiner weiß es noch

wen, so kauern diese Siebzehn hier tagelang, nächtelang zusammen in ihrer Deckung, und die Urangst preßt ihnen die letzten Worte aus der Seele. Und diese Worte der Angst vor dem Tode und andererseits die dumpfen tierischen Schreie der ewigen Ekstase vor dem täglich neugeschenkten Leben – stärker als all die schönen Worte, mit denen die rückwärts heimischen Dichter und die Pariser Zeitungen den Krieg „verklären" – sie sind die unbeschreiblichen, unvergeßlichen im Werke des Henri Barbusse, diese Gespräche im Dunkel des Lebens vor dem Dunkel des Todes.

Und der ganze Krieg, der unübersichtliche, breite, vielfältige, massige, gigantische Krieg, er ist in diese Gespräche einfacher und eben in ihrer Schlichtheit ergreifender Menschen ganz klein zusammengeballt wie in einen winzigen Knäuel. Aber die Stunden, die langen unzählbaren Stunden des Wartens – Warten ist ja die Haupttätigkeit dieses Krieges, Warten auf Befehle, auf Entscheidungen, auf Ablösung, auf Urlaub, auf Tod, auf Frieden, auf Menschlichkeit – sie rollen ihn allmählich auf. Gleichsam mit kindlich spielender Hand lockern die Gespräche Masche um Masche dieses ungeheure stählerne Netz, mit dem Frankreich und unser ganzes tragisches Europa überspannt ist, sein ganzes phantastisches Nervengewebe wird deutlicher sichtbar in diesen bäurischen Bemerkungen, als es jemals kalte erklärende Darstellung zu veranschaulichen vermöchte. Ich will an Beispielen zu zeigen versuchen, wie diese Technik des Gespräches bei Barbusse im Spiel den ganzen Mechanismus des Krieges auseinanderlegt. Es ist Ruhepause. Kameraden rüsten in müßiger Stunde ihre Rucksäcke und schütten sie vergleichend aus. Stück um Stück sieht man darin das ganze befohlene Rüstzeug des Infanteristen, seinen militärischen Bedarf und zugleich in dem heimlich Zugepackten jedes Tornisters den individuellen Charakter jedes einzelnen. Der holt die Photographie seiner Frau mit den beiden Kindern heraus, der zweite ein Andenken, der dritte ein Kartenspiel, der vierte ein handliches Stoßmesser, und sie betasten ihre kläglichen Kostbarkeiten gegenseitig Stück um Stück. Sie vergleichen, wie man praktischer anordnen könnte, sie packen also gleichsam vor den Augen des Lesers ihre Tornister aus, sie sprechen und vergleichen, sie erinnern sich an diesen winzigen Gegenständen an Vergessenes zu Hause und im Krieg, und allmählich rollt die ganze Heimat, die ganze Ferne aus den geöffneten Rucksäcken in das Buch

hinein. Oder einer kommt zurück von der Heimat; eine „bonne blessure", wie dort drüben die französischen Infanteristen zärtlich den Schuß nennen, der statt des Todes dem Glücksvogel ein paar Wochen Urlaub bringt, hat ihm Gelegenheit gegeben, sich im Hinterland aufzuhalten, und nun schildert er den Weg vom Spital zur Etappe, von der Etappe ins Hinterland, schildert die Vexationen der französischen Bürokratie, den Hochmut der Offiziere, all die bitteren und süßen Erfahrungen mit den verschiedenen Samaritern. Die Kameraden mengen ihre Erfahrungen ein, und aus Rede und Widerrede erwächst allmählich eine (wenig freundliche) Schilderung des französischen Hinterlandes. Mit ein paar losen Einzelbildern ist blitzschnell so die geschlossene Vision des komplizierten Gefüges sinnfällig gemacht, auf dem die vorderste kämpfende Front elastisch ruht. Oder eine rasche Lektion über Artillerie! Sie wachen auf vom Donner einer Kanonade und beschreiben gegenseitig nach den Tönen der Geschosse die Kaliber und ihre Wirkung. Wie der Jäger die Stimmen der Tiere, so erkennen diese Höllenbewohner am bloßen Geräusch die Geschosse, sie unterscheiden genau, bloß nach dem Schall, auf Zentimetergröße die schweren Granaten und agnoszieren mit ganz besonderem Grauen die zerschmetternden österreichischen Mörsergeschosse, die sie vor Verdun zuerst kennengelernt. Sie schildern mit ihren Rufen und Schreien und Scherzen unbewußt die Flugbahn, die Wirkung, die Schnelligkeit der Geschosse, und unmerklich wird aus dem bäuerisch und banal geführten Gespräch ein ungeheuer anschauliches Bild der fürchterlichsten Waffe dieses Krieges, der Artillerie.

Aus solchen kleinen Darstellungen, Episoden und Anekdoten ist das ganze Buch gestaltet. Einzelne sind unvergeßlich in ihrer Schönheit oder ihrem Grauen. Da ist die des Fliegers, der Sonntag morgens über den Stellungen kreist und zu beiden Seiten der Schützenlinie je eine dunkle, viereckige, gleichartige Masse wahrnimmt. Er schraubt sich nieder, dies Seltsame zu erkunden, und sieht zur Rechten und zur Linken eine gleichzeitige Feldmesse, die deutsche und die französische. Von beiden Seiten tönt zu gleicher Stunde zum gleichen Himmel und zum gleichen Gott Gesang und Gebet zweier Sprachen, zweier Völker empor, aber ehe noch die frommen Worte zu ihm aufrauschen, splittern schon die Schrapnelle der Abwehrgeschütze um seinen Apparat. Oder jene andere Geschichte, die des

Soldaten aus Souchez, der in der Wüstenei des früheren Ortes, im zerschmetterten Nichts des Heimatortes wie ein Blinder umhertappt und sein eigenes Haus nicht mehr zu erkennen vermag, so gänzlich um und um ist seine Heimat verwüstet. Oder die des Soldaten, der die Leiche seines Bruders – des letzten von sechs – sucht und nicht weiß, daß sie eine Armspanne von seinem Lager hinter dem Erdwall liegt und die Uhr, die er die ganze Nacht ticken hörte, die des Gesuchten ist, die mit ihrem kalten Mechanismus sein warmes junges Leben überdauert. Unvergeßlich durch Grauen, unvergeßlich durch Wirklichkeit, unvergeßlich durch Kunst der Darstellung sind diese Episoden, und doch, und doch: immer und immer stöhnt der einzelne der französischen Soldaten, klagt der Dichter aus ihnen verzweifelnd: „On ne peut pas se figurer!" Man kann es sich nicht vorstellen: das wird der immerwährend wiederkehrende Rhythmus, das Leitmotiv des Werkes. Entsetzlichstes stellt Blatt um Blatt der Dichter dar und fühlt doch immer, er sagt nicht genug, nicht genug des Leidens, nicht genug der Qual. Denn selbst wenn er alle Höllen dieses Krieges schildert, das Grauen, das entsetzliche, wie dies darstellen, die unsichtbarste und grausamste aller seiner Qualen, seine Unendlichkeit, die Zeit, die langsame, allzu langsam fließende Zeit? Sekunden und Minuten, die kann man mitdenken, aber die Monate, die Jahre, wie sie fassen, diese Dauer, diese Monotonie, diese Ewigkeit? Sie verzweifeln, die französischen Infanteristen, und er verzweifelt mit ihnen, sie an der Welt, er an der Kunst. Das äußerste Leiden der Menschen wird hier zugleich zur höchsten Not, zur Verzweiflung des Künstlers.

Endlosigkeit, Zermürbung, Müdigkeit, Unabsehbarkeit dreier Jahre, diesen letzten Höllenkreis des französischen Infanteristen von heute, den Zola in seinem ‚Débâcle' noch nicht kennen konnte, ihn schildert heute Barbusse seinen Landsleuten und der Welt. Als Drohung hält er den politischen Patrioten und hinterländlerischen Durchhaltern diese letzte Qual ihrer Opfer entgegen, kein Leiden schildert er, der Soldat und Kämpfer war, ein makelloser Zeuge, so grausam wie dieses der unermeßlichen Dauer, vor der es keine Rettung gibt. Denn auch die Pause, der Urlaub, die angebliche Rast, auch sie ist den Heloten des rasend gewordenen Nationalismus, den Infanteristen, vergiftet, eine grausame Farce, grinst sie aus diesem Buche der Qual. Barbusse schildert den ersten Besuch der Urlauber

in Paris. Noch klebt der Schmutz des Erdloches an ihren Kleidern, noch gellen ihnen die Ohren vom Donner der Geschütze, noch krampft sich ihnen die Seele von den Bildern des Grauens. Und sie kommen über die Boulevards, die von Müßigen strotzen, die Automobile sausen geputzte Menschen hin, die Geschäfte funkeln Lockung, die Frauen mit den Blicken. Nichts, niemand weiß von Krieg, allen diesen Menschen ist er fern wie der strahlende Himmel über den Dächern. Aber doch: hier ist ein Zeichen. Vor einem Geschäft sammeln sich Leute und bestaunen hinter der Glasscheibe ein sonderbares Ding. Was ist es? Sie drängen sich mit und sehen die lebensgroße Wachsfigur eines deutschen Offiziers in echter deutscher Uniform mit dem eisernen Kreuz aus Pappe, die, um Gnade kniend, ihre beiden Wachsarme bettelnd zu der ebenfalls wächsernen Figur eines französischen Offiziers emporhebt, dessen karminrote Kinderwangen und blöd verdrehte Glasaugen auf ihn niederstarren. Unter dieser einfältigen Spielerei steht groß angeschrieben „Kamerad", das Spottwort für die Deutschen. Die Soldaten sehen hin, Grauen und Ekel faßt sie an: so denken sich also hier diese Müßiggänger die Deutschen, so denken sie sich hier im Hinterlande den Krieg! Eine elegante Dame streift sie parfümiert an und fragt: „Nicht wahr, meine Herren, Sie, die Sie wirklich Soldaten sind, Sie müssen das auch gesehen haben?" Und die beiden, gewürgt von Ekel, stammeln ein furchtsames „Ja … ja …" und die anderen glänzen vor Freude. Sie gehen weiter in ein Café, Plauderer reihen sich ihnen an, rühmen sie als echte Soldaten, ein Herr erzählt, wie gern er, der Begeisterte, in den Krieg gegangen wäre, aber das böse Ministerium gäbe ihn nicht frei, ein anderer erklärt ihnen, daß er hier ebenso wichtig für den Staat sei wie sie draußen. Wieder sagen sie: „Ja … ja … ja …" gutwillig und scheu zu allem, aber sie spüren tief innen, zwischen ihnen und jenen ist eine Grenze, sie sprechen verschiedene Sprachen. Und sie irren weiter, die Armen, namenlos vergessen fühlen sie sich in der Großstadt, in diesem Paris, das nur an sich selbst und sein Vergnügen denkt, und plötzlich sagt der eine: „Weißt du, es gibt kein Land heute mehr, sondern zwei Länder im Land, und die sind einander zu fremd. Dort draußen ist man zu unglücklich und hier ist man zu glücklich." Verloren fühlen sie sich in der Hauptstadt Frankreichs, die sie mit ihrem Blut in tausend Tagen verteidigten, und gesenkten Hauptes wandern sie aus der steinernen

Fremde zurück in ihre andere, in die furchtbare Heimat, in ihre Schützengräben.

Sie sind wieder zu Hause, sind wieder Familie, die „escouade". Nun aber hebt der letzte Akt dieser menschlichen Tragödie an. Sie wachen nachts auf vom Alarm und werden aus dem Schlaf in den Sturm geschickt. Die Schilderung dieser Apokalypse unserer modernen Menschheit hat Barbusse so grausam, so entsetzlich lebendig – oder besser: so entsetzlich mörderisch – gestaltet, daß man sie nicht wieder zu erzählen vermag. Die Seele verbrennt einem, daß es solche Stunden auf unserer Erde gibt, und der Atem wird nicht mehr frei für das Wort, davon zu sprechen.

Dann kommt die Nacht nach dem Sturm, nach dem Gemetzel. Es ist vorbei. Die letzten Zwei von den einstmals Siebzehn der Escouade streifen über das von den Granaten zerhämmerte Feld. Sie suchen die Kameraden, die vor einer Stunde mit ihnen beim Kartenspiel saßen, und finden als zerfetzte Leichname die einzelnen Brüder, die sie geliebt, mit denen sie durch diese zwei Jahre verwachsen waren wie Muskel und Haut. Aber doch: in ihr menschliches Grauen, ihre brüderliche Trauer vermengt sich unaufhaltsam die dämonische urweltliche Ekstase der eigenen Existenz, der rasende Triumph: „Ich lebe noch! Ich lebe noch!" Sie haben selber getötet, sie sehen den Tod um sich mit blutenden Schädeln und grinsenden Fratzen und wissen doch nur das eine, daß sie selbst noch leben. Sie irren weiter von Leiche zu Leiche. Immer wieder, immer verzweifelter klingt von den furchtbaren Bildern des Grauens das Leitmotiv des Buches auf „on ne peut pas se figurer", man kann es sich nicht vorstellen! Und sie verstummen, sie kriechen zurück mit ihren blutigen Händen durch den Stacheldraht und kauern sich wieder hin in ihre Winkel. Und nun beginnt ganz leise Stimme um Stimme aus dem Dunkel zu sprechen. Ganz namenlos sind sie schon, diese Stimmen der Übriggebliebenen, und manchmal tönen sie dumpf, als sprächen die Toten, die neuen Zehntausend, die neuen Hunderttausend mit, die jetzt vor der deutschen Linie wertlos liegen wie Kot. Sie sprechen, die namenlosen Stimmen, vom Kriege und suchen seinen Sinn. Aber nicht von Elsaß-Lothringen reden die Infanteristen und von Marokko und Syrien wie ihre Minister, sondern nur von dem Leiden und seinem Ende. Einer wagt noch die Phrase, die angelesene, man müsse Deutschland zerstören, damit der Militaris-

mus vernichtet sei. Aber die anderen glauben der Phrase nicht mehr. „Würde Deutschland auch geschlagen, so würde der Militarismus in einem anderen Lande neu erstehen", so sagen sie. Nicht Deutschland müsse im Kriege besiegt werden für immer, sondern er selber, der Krieg, nicht Deutschland ist der Feind des Volkes, sondern der Krieg. „Zwei Armeen, die sich bekriegen, das ist ja eine einzige große Armee, die Selbstmord begeht!" ruft einer aus und alle stimmen ihm stürmisch zu. Kein Wort des Hasses haben diese französischen Kämpfer für Deutschland, und die eben noch mit den Handgranaten in ihre Linie gestürmt waren und mit den Messern wie die Bestien gewütet, sie haben Mitleid mit den Opfern des Krieges und Haß nur gegen den Krieg und all diejenigen, die sie hineingetrieben. Nie dürfe ein solches Leiden mehr über die Menschheit kommen, so schreien sie aus ihrer Not, und nur wenn dies der letzte Krieg der Menschheit gewesen, könne ihr Leiden sinnvoll sein. Keine Provinzen könnten ihr Leiden bezahlen, nur dieser eine letzte Gedanke, daß vor diesem Übermaß ihres Leidens die Menschheit zurückschrecken würde, noch einmal das Kreuz des Krieges freiwillig auf sich zu nehmen. „Guerre à la guerre!" gellt es aus den französischen Reihen über das Leichenfeld wie die Posaune des Gerichtes.

Und das ist Trost für sie, unendlicher Trost, daß sie alle als namenlose Heilande mit ihrer Qual die ganze Zukunft vom Kriege erlösen, daß dies Beispiel alle Generationen für immer ernüchtern wird. Aber nur eine Sekunde lang beruhigt sie dieses Idol. Denn wer, so fragen sie sich, wird dieses unser unermeßliches Leiden der Menschheit schildern, wer weiß es denn? Kein Dichter kann es sich von heimwärts erdenken, und die Kriegsberichterstatter, die „Touristes des tranchées", die Spazierreisenden des Schützengrabens, auch sie haben nur einen Teil ihres Leidens gesehen und nicht den fürchterlichsten gefühlt: den Zwang, die Dauer, die Unendlichkeit. Wer weiß es, wer kennt es, dies Schicksal des Infanteristen? „Wir! Wir allein!" antworten die Stimmen. „Wir! Wir allein, die wir es erlebten!" Aber wie ein Hammer fällt das Bedenken eines auf ihr Herz. „Auch wir nicht, auch wir nicht!" schreit er auf. „Wir vergessen! Es ist zu viel. Man kann es nicht behalten. Auch wir, auch wir werden unser eigenes Leiden vergessen."

Wie ein Feuerbrand fährt dieser Gedanke, der fürchterlichste des fürchterlichen Buches, durch sie hin. „Ja, wir vergessen!" schreit der

eine. „Wenn ich nach Hause komme und die eigenen Briefe lese, die ich aus dem Felde geschrieben, so erkenne ich mich, so erinnere ich mich nicht mehr." Und ein anderer: „Es ist zu viel, um alles zu behalten. Man vergißt die Dauer dieser Nächte, die Qual der Entbehrung, nichts bleibt als Orte und Namen wie im amtlichen Communique." O Durchlässigkeit des Gefühls, o Unbeständigkeit des Erinnerns, o Mattigkeit des Gedankens! Wie Verzweifelte klagen sie sich selber an. „Wir sind ‚machines à oublien', Maschinen des Vergessens. Der Mensch ist nur ein Wesen, das ein wenig denkt und viel vergißt." Auch sie, die einzigen wahrhaften Zeugen, werden stumm sein vor dem Tribunal der Menschheit, auch sie nur stammeln können, statt zu sprechen! Als Helden wird man sie schildern, die sie sich als Märtyrer fühlen, als die maßlos schuldlos Leidenden, ihre Taten wird man kennen, die aneifernden, und nicht ihr Leiden, das allein die Generationen der Zukunft erlösen kann. Wozu dann diese Qual, dieses Leid? Verloren ist ihre Hoffnung: „Tant de malheur est perdu!" Alles Leiden ist vergeblich, wenn es die Menschheit nicht weiß, wenn niemand es wahrhaft bezeugt.

Dieser Zeuge, diese Stimme zu sein, die das Leiden des Infanteristen, des französischen, für alle Zeiten der Menschheit zum Gedenken kündet, hat Henri Barbusse versucht. Wie ein gigantisches Grabdenkmal, gequadert aus Qual, gemörtelt mit Tränen und Blut, ist es über dem Gedächtnis seiner gefallenen Kameraden getürmt, wie ein Fanal der Warnung flammt die erhobene Flamme seiner Leidenschaft in die Zeit hinein. Es wird dauern als Schutzwall gegen die trübe Flut der Gedichte und Traktate der Maulhelden, die eilig aus ihrer „Enthobenheit" vom Kriegsdienst eine Erhobenheit des Gefühls gemacht, als Abwehr und ewiger Hohn gegen die vorsichtigen Patrioten, die so beredet das große Stahlbad gerühmt und sich selbst gehütet, nur die Ferse darin zu netzen – es wird dauern, weil sein Gefühl aus Erlebnis gestaltet ist und weil dies Gefühl keine Grenzen und Völker mehr kennt, nur seinen heiligen Ursprung: die Menschlichkeit. Inmitten der Kämpfe um Entscheidungen der Kraft und des Besitzes ist es schon ein Sieg, der einzige, der im letzten Sinne zählt: der Sieg des klaren Geistes über den Widersinn der Erscheinung, der Sieg der Wahrheit über die Phrase und ihren erbärmlichen Knecht: das Wort.

Stefan Zweig

„Testament des Gewissens“

(28. November 1917)[1]

Ich hinterlasse hier in der Schweiz, ehe ich wieder nach Österreich zurückkehre, das Testament meines Gewissens. Ich habe hier, unbeeinflußt vom Druck des Dienstes, frei der psychischen Depression, die in Kriegsländern unser Gehirn verdunkelt, unsere Seele unsicher macht, meine persönliche Stellung zur Anforderung des Staates durchdenken können und meine Entschlüsse sind nun unbeugsam und klar. Ich glaube, daß es Pflicht jedes Einzelnen ist, nun im vierten Jahre des Krieges auch unter stärkster persönlicher Gefahr, sein Nein zum Kriege nicht nur zu sagen, sondern es in die Tat zu verwandeln. Daß mein Entschluß ein wohlbedachter und freier ist, mögen diese Zeilen erweisen.

Meine äußere Situation ist die folgende. Ich bin 1914 in den Militärdienst eingetreten und habe ihn bis 5. November 1917, weil er ein Dienst ohne Waffe war und in sich nichts zur Erweiterung oder Fortsetzung des Krieges enthielt, ja im letzten ein ganz unnützer war, ohne jeden Widerstand geleistet. Ich habe Auszeichnungen weder erworben noch angestrebt und diese Form des Dienstes dankbar empfunden, weil er mir Zeit ließ, nebenbei in dichterischer und publicistischer Form so stark für mein inneres Ideal der Verbrüderung und Allmenschlichkeit zu wirken, als es überhaupt möglich war. Die ärztlichen Befunde, welche mich immer nur zum Dienste ohne Waffe qualificierten, gaben mir das Bewußtsein, daß meine persönliche Sicherheit keine erschlichene war und ich habe niemals – im Gegensatz zu fast allen andern Dichtern Österreichs und insbesondere den patriotischen wie Hofmansthal (sic!), Schaukal, Hans Müller – den Versuch ge-

[1] Textquelle für die Darbietung an dieser Stelle | Eva PLANK: *Ich will euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben* (Jer 29,11). Die biblische Prophetengestalt und ihre Rezeption in der dramatischen Dichtung *Jeremias* von Stefan Zweig. Göttingen: V&R unipress GmbH 2018, S. 446-448.

macht, durch irgendwie vorgetäuschte Begeisterung mich dem allgemeinen Dienste zu entziehen und mir durch eine Enthebung vom Dienste meine persönliche Freiheit egoistisch zu sichern. Ich bin allen Compromissen ausgewichen und weiche ihnen auch jetzt aus, da sie sich mir in der verlockendsten Form darbieten, da ich zu einem Vortrag über österreichische Künstler in die freie Schweiz einen Urlaub von zwei Monaten erhielt.

Nichts, außer mein gegebenes Versprechen, könnte mich nun hindern, in den Dienst und nach Österreich zurückzukehren. Ich könnte hier als Refractär verbleiben, ohne etwas für mein Leben fürchten zu müssen, ja ich bin sogar gewiß, daß diese harte äußere Form der Absage an den Militärdienst nicht nötig wäre und ich unter irgend einer patriotischen Vorspiegelung oder durch eine vorgetäuschte Erkrankung meinen Aufenthalt bis zum Ende des Krieges hier verlängern könnte. Es erforderte dies nur Zudringlichkeit und vor allem eine Verlängerung der inneren Überzeugung, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit ist, für ein Vaterland, sondern einzig für das Kriegsende zu wirken. Mich ekeln diese Schleichwege des Gewissens, diese akrobatischen Kunststücke einer geschmeidigen Weltanschauung, die nur bezwecken, sich selber in Sicherheit zu bringen. Nicht aus Pflichtgefühl wider den Staat, sondern aus Ekel mich denen hier zu gesellen, die sich unter patriotischen Vorwänden in Sicherheit brachten, um dann gegen eben dieselbe [sic!] Vaterland mit Worten (aber nie mit Taten) zu wirken, kehre ich wieder in den Dienst zurück.

Aber ich bin entschlossen aus meiner innersten Überzeugung heraus und nach eingehendster Beratung mit meinem Gewissen, nur insolange Dienst zu tun, als ich nicht genötigt werde, Waffen zu tragen und von ihnen Gebrauch zu machen. Ich halte im Sinne Tolstois und noch dringender in dem meiner eigenen Erkenntnis dies als das schwerste Verbrechen wider den Geist der Menschlichkeit, das wir begehen können und betrachte es als eine moralische Pflicht, den Mord zu verweigern.

Diese Erkenntnis habe ich versucht in meinem Werke „Jeremias“ dichterisch auszudrücken, ich bin bereit, sie mit meinem Schicksal zu bezeugen. Denn Überzeugungen ohne Gefahr sind verächtlich und ich würde mich, verweigerte ich die Tat meiner innersten Meinung, jenen gleichstellen, die mir die kläglichsten

Erscheinungen dieser Zeit sind, den Patrioten des Wortes, die sich vom Dienst und der Gefahr gedrückt haben. Ich weiß die Gefahr, der ich mit meiner Weigerung begegne und weiche ihr nicht aus.

Es ist mir fern, mit dieser Handlung andere aufreizen zu wollen. Jeder kann das Opfer seiner Überzeugung nur für sich bringen, aber eben dadurch, daß er es für sich bringt, bringt er es für alle. Wichtig ist jedoch für diese Gemeinsamkeit, daß das Opfer nicht sinnlos sei, daß es von den Gewalten der Zeit nicht heimtückisch verscharrt werde im Dunkel. Darum hinterlege ich diese Worte, damit bezeugt sei, daß nicht aus psychischer plötzlicher Furcht, aus einer Nervenkrise ich meine Weigerung biete, sondern aus Überzeugung, aus gestalteter Notwendigkeit.

Frei im Gefühl, der Wenigen als Richter gewiß, vor denen ich mich durch Bewunderung und Liebe verantwortlich fühle, bin ich bereit meine Überzeugung zu bekunden. Ich habe nicht die Eitelkeit, Märtyrer zu werden und suche nicht den Conflict, suche nicht die Gefahr. Ich ziehe es vor, dass diese Zeilen unveröffentlicht bleiben und ich weiter in der Sphäre wirken kann, die meine wesentliche ist, in der künstlerischen Gestaltung. Ich fühle mich nicht stark genug, die Gefahr bewußt herauszufordern, ich will auch keinen aufreizen und verabscheue alle, die andere Menschen für ihre Überzeugung in den Tod oder das Gefängnis jagen wollen – sei es für die patriotische Überzeugung, sei es für die unsere. Aber ich halte meine Kraft gespannt zum Widerstand gegen die Anforderung, die ich als Verbrechen empfinde: Waffen gegen andere Menschen zu gebrauchen. Ich bin bereit zum Kampfe wider den Mord, den einzigen, der mir in dieser Stunde noch notwendig und unausweichlich scheint. Ich bin bereit und er hat begonnen, wenn diese Zeilen erscheinen – nicht als Helfer, die mich beschützen sollen, sondern als Zeugen meiner klaren Überlegung und zielbewußten Entschlossenheit.

Stefan Zweig
An meinem 36. Geburtstage
28. November 1917 | Villeneuve am Genfersee

Stefan Zweig

Das Herz Europas

Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz
(Dezember 1917)[1]

Mögen andere die Schlachten schildern, Feldherren bejubeln, Kaiser und Herzoge rühmen – ich habe nichts gesehen in diesem Kriege, was mir wichtiger schiene, zu schildern, würdiger, erhoben zu werden, als das kleine Haus auf der Place Neuve in Genf, das ehemalige Musee Rath. Die Bilder sind fortgeschafft, aller Schmuck ist ihm genommen. Nur oben auf dem griechischen Gebälke weht die Flagge des Roten Kreuzes und um seine Giebelstirn schlingt sich aus blutfarbenen Buchstaben ein Fries: „Agence Internationale des Prisonniers de Guerre."

Es ist ein Haus, nicht größer als alle anderen der Stadt, nicht erstaunlich sonst durch einen Sinn oder eine Schönheit. Aber jetzt, in diesen drei Jahren, war es die Seele, war es das Herz Europas. In unsichtbarer Brandung strömt hier jeden Tag die Angst, die Sorge, die fragende Not, der schreiende Schrecken von Millionen Völkern heran. In unsichtbarer Ebbe strömt hier täglich Hoffnung, Trost, Ratschlag und Nachricht zu den Millionen zurück. Draußen, von einem Ende zum anderen unserer Welt, blutet aus unzähligen Wunden der gekreuzigte Leib Europas. Hier aber schlägt noch sein Herz. Denn hier antwortet dem wahrhaft unmenschlichen Leiden der Zeit noch ein ewiges Gefühl: das menschliche Mitleid.

Und darum soll von diesem Hause hier erzählt werden. Von dem Musee Rath und seiner Geschichte im Kriege.

DIE Geschichte des Roten Kreuzes ist keinem Gebildeten ganz fremd. Jeder weiß, so glaube ich, daß nach der Schlacht bei Solferino auf die Anregung des Genfer Bürgers Dunant ein internationaler Verein gegründet wurde, um im Kriegsfälle die Verwundeten zu schützen und innerhalb der feindlichen Armeen eine neutrale Sphä-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Das Herz Europas. Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz*. In: Neue Freie Presse (Wien), 23. Dezember 1917.

re des Hilfsdienstes zu schaffen. 1870 hat diese Institution sich schon bewährt und in allen späteren Kriegen. Aber dennoch, wer hat ihrer sich dann noch erinnert im Frieden? Wir sind alle – heute wissen wir es schmerzlich und tragen diese Erkenntnis als unsere Schuld – sehr vergeßlich gewesen, sehr leichtfertig und sehr gleichgültig. Wir waren nicht mißtrauisch genug bei den Zusammenkünften der Großen, waren zu nachsichtig für die Kleinen, die Hetzer und Schwätzer, die vom Kriege im Frieden redeten wie von einem Fußballmatch, und wir waren zu teilnahmslos für die Angst und Vorsorge, für die Beunruhigung der besten und klügsten Menschen. Wir hatten Friedensgesellschaften und die wundervolle Frau in Österreich, Berta von Suttner, und haben sie mit einer Art lächelnder Nachsicht gerade noch gewähren lassen, sie nie geschützt gegen den Hohn und den Spott der anderen. Was uns nicht auf die Nägel brannte, hat uns nicht berührt. Wer von uns hat die Protokolle im Haag genau verfolgt, aus denen dem Rücklesenden heute alles Unheil und alle Versäumnis schreckhaft erkenntlich ist, wer von den Intellektuellen sich jemals um die Kongresse des Roten Kreuzes gekümmert, die irgendwo im Abseits eine unendliche Arbeit in die Zukunft und damit in unsere jetzige Gegenwart hinein getan?

Wer weiß es zum Beispiel, daß 1912 auf dem Kongreß in Washington beschlossen wurde, das Rote Kreuz sollte im Kriegsfälle die Fürsorge für die Gefangenen übernehmen? Im Kriegsfälle! Das Rote Kreuz! Was ging das uns an? Man hat es überlesen in der Zeitung, es war wichtiger wahrscheinlich, von einer neuen Tänzerin zu erfahren oder von einem Raubmord. Wer von uns, wer von uns Schuldigen hat nur eine Sekunde des Dankes für diese bewundernswerten Menschen gehabt, deren ganze Sorge seit Jahren unabänderlich dem Kriege entgegenzitterte wie die Magnetnadel im Kompaß dem Pole? Wer hat es gelesen? Was ging es uns an?

Oh, wieviel ging es uns an! Wir wissen es heute. Und wissen es noch immer nicht genug. Denn was mit den Millionen abgesperrter gefangener Menschenbrüder geschehen wäre, hätte sie nicht hilfreich das Rote Kreuz unter seinen Schutz genommen, kann sich keiner erdenken. Vielleicht sind wenige Beschlüsse in der Geschichte der Menschheit so wichtig wie jener auf dem Kongreß in Washington, den wir überlesen haben oder übersehen, verloren oder vergessen.

Oh, wieviel ging es uns an! Wir wissen es noch immer, noch immer nicht genug!

ZWAR, wir hätten es fühlen können, wären wir genug menschlich gewesen. Denn schon 1912 war ja ein Krieg, eine kleine Generalprobe des großen Mordens. Freilich ein Krieg „irgendwo drunten in der Türkei". Damals wirkte zum erstenmal diese Organisation zugunsten der Gefangenen, übte die noch ungelenken Kräfte. Aber wir, was wußten wir davon? Wir lasen immer nur die Siege und Niederlagen und die Niederlagen und Siege, hörten zu, schauten zu mit einem kaltwarmen, fast sportlichen Interesse. Keiner, keiner unserer Dichter und Intellektuellen (Tolstoi, der einzige, war schon tot) hat damals sich erhoben und statt von Politik von Menschheit gesprochen. O Schuld, unendliche Schuld von uns allen, grausam gerächt bis ins siebente Glied! Gleichgültigkeit von einst und Gleichgültigkeit auch jetzt noch der meisten gegen alle Taten und Leistungen, die nicht heroisch aufgezäumt sind, die nur im Dunkeln, im Abseits geschehen! Noch immer klagen wir nicht genug unsere Schuld an, ahnungslos gewesen zu sein. Noch immer danken wir nicht jenen genug, die es nicht gewesen sind.

UND dann, 1914, war er plötzlich da, der Krieg, der Blitzschlag in unsere aufgeschreckte Welt. Auf den Gassen jauchzte die Menge, und die geistigen Führer, die Dichter, die Professoren, die Künstler – Schmach, unendliche Schmach über sie – jauchzten mit ihnen. In Genf aber traten gleich in den ersten Stunden jene wenigen Menschen sorgenvoll zusammen, die seit Jahren ihr ganzes Leben einzig dieser entsetzlichen Stunde entgegenbauten, und beratschlagten, was zu tun sei. Sieben waren beisammen, das enge ausführende Komitee, und sie begannen, sich die Arbeit einzuteilen, die erste Organisation zu entwerfen. Einer von ihnen bemerkte schüchtern, sie allein würden vielleicht zu wenig sein, und es werde not tun, einige Hilfskräfte aufzunehmen. Man debattierte lange darüber. Auch eine Schreibmaschine wurde vorgeschlagen, doch zunächst als unnötig verworfen. Das kleine enge Bureau, so meinten sie, würde ausreichen bei angestrengter Arbeit, den ganzen Einlauf zu bewältigen. Und noch am selben Tage begannen sie ihr Werk.

Lächerlich, nicht wahr, dieser Mangel an Voraussicht? Lächerlich diese Diskussion um die Schreibmaschine, lächerlich der Gedanke, dies künftige Meer von Grauen mit einem Fingerhut

ausschöpfen zu wollen. Aber ich vermag nicht mitzulächeln über diese schöne Torheit. Denn ich liebe alle Menschen, die sich noch in letzter Stunde diesen selbstmörderischen Wahnsinn Europas nicht ausdenken konnten, die es für unmöglich hielten, daß man im Zeitalter der Zivilisation jahrelang Millionen Menschen in Baracken und umzäunten Lagern festhalten würde wie wilde Tiere. Die es nicht glauben konnten, daß man friedlich im Lande wohnende Frauen und Kinder aus ihren Wohnungen reißen und in künstlicher Abschließung versperren werde. Die es noch heute nicht glauben können und für die es, Tag für Tag, ein neues schreckhaftes Erwachen ist und gleichzeitig wie ein böser Traum.

Ein paar Tage, die ersten des Krieges, saßen diese Menschen von früh bis spät in die Nacht in zwei Zimmern und beantworteten die einlaufenden Fragen. Wie Sturmvögel kamen die ersten Briefe, aber dann wurde es selbst ein Sturm, eine Woge, ein Meer. Plötzlich waren es 1000 Briefe täglich, dann 3000, 5000, 10 000 und Ende Dezember 30 000, die jeden Tag die Angst Europas herschwemmte. In dicken Säcken schleppten die Boten sie herein. Das bloße Sortieren und Einordnen erforderte schon mehr als die ganze Kraft. Vergeblich suchten sie abzudämmen. Man schob den ganzen Verkehr zwischen Deutschland, Österreich und Rußland nach Kopenhagen hinüber. Man nahm Hilfskräfte auf. Jeder einzelne von diesen wunderbaren Menschen arbeitete mit seiner Frau, seinen Kindern bis tief in die Nacht. Aber es half nichts. Es half nichts. Denn schon millionenfach gellten die Angstschreie der Angehörigen Deutschlands, Frankreichs, Englands, Belgiens herüber. Und mitten in dieser Arbeit mußte erst ein System gefunden werden, um einheitlich und gerecht den Einlauf zu erledigen. Der Anfang war ja ganz kindisch. Zuerst hatte man versucht, auf einzelne Bögen die Namen der Gefangenen aufzuschreiben, aber bald wurden es Bände und Bücher, Folianten, Regale, Wände und schließlich tiefe Räume, ein ganzes hohes, vom First bis zum Keller vollgepreßtes Haus. Man brauchte Hilfe, Hilfe an Geld und Menschen, Zeit und Raum.

Die Hilfskräfte, sie waren zuerst zur Stelle. Es wird ein dauernder Ruhmestitel der Stadt Genf bleiben, daß auf den ersten Ruf hin Hunderte und Hunderte sich drängten, hier freiwillige Arbeit zu tun, ein Ruhmestitel anderseits der Leitung des Roten Kreuzes, daß sie, über alle Vorurteile der wahnwitzig gewordenen Welt erhaben,

ohne Bedenken Franzosen, Deutsche, Engländer, Serben und Bulgaren unter demselben Dach friedlich und freundschaftlich nebeneinander arbeiten ließ. Noch heute findet man hier, und vielleicht nur hier in ganz Europa, eine Oase wirklicher Internationalität, freundschaftlichen Verkehr zwischen Menschen aller Völker, die nur ihre Brüderlichkeit fühlen und nicht ihre Feindschaft.

Schwieriger war das Problem des Raumes. Zuerst versuchte man es mit einzelnen Hilfsbureaus, schließlich räumte die Stadt das Musee Rath, in dem 1200 Menschen den ganzen Tag bis tief in die Nacht für die fremden Millionen Soldatenbrüder tätig waren. Draußen gingen die ersten Schlachten und man spürte sie bis hier herein. Denn immer nach jedem Siege, nach jedem Rückzüge schossen neue Sturzbäche von Briefen, Fragen, Telegrammen herab, jede Kampfpause ließ sie ein wenig verebben. Auf einem großen Blatte veranschaulicht jetzt eine statistische Zeichnung den Einlauf und damit die Fieberkurve des Krieges. Steil aufzuckend, wieder nachlassend, neu aufschießend, zeigt sie das schreckhafte pathologische Bild unserer geistigen Krankheitsgeschichte vom August 1914 bis zum heutigen Tage. Aber noch ist Raum für ein leeres Blatt daneben. Noch wird man weiter die Zuckungen des irrwitzigen Europas verfolgen können, bis es in seinem Fieber verbrannt oder hilflos verblutet ist.

ENDLICH war ein wenig Ordnung geschaffen, das Chaos in einen Organismus verwandelt. Nun tickt der ungeheure Betrieb regelmäßig wie eine Uhr. Das System der Auskunft ist ein ganz einfaches. Für jede Anfrage nach einem Vermißten wird ein weißer Zettel ausgestellt, eine „fiche“ ausgeschrieben, die Namen, Rang, Alter des Vermißten enthält und den Tag seiner Abgängigkeit. Gleichzeitig wird von der Feindseite über jeden Gefangenen oder Verwundeten eine spontane Auskunft gesendet und diese gleichfalls mit Namen, Rang und Tag auf einer andersfarbigen, etwa auf einer grünen „fiche“ vermerkt. Begegnet nun der weiße Zettel dem grünen Zettel, so ist die Identifizierung vollendet. Die Familie wird verständigt, in welchem Gefangenenlager sich der Vermißte befindet, und der Wechselstrom zwischen den beiden Polen: Heimat und Feindesland, ist eingeschaltet, der ständige Kontakt gesichert.

Nicht wahr, das ist einfach? Einem Kinde zu erklären, so selbstverständlich scheint dieser Mechanismus. Aber nur scheinbar kann das Militär Menschen in Ziffern verwandeln, nur unzulänglich ein

Zettel eine Person, eine Persönlichkeit darstellen. Denn in Wirklichkeit reißt dieser Kontakt hundertfach ab und ist dann nur durch ganz besondere geistige und psychologische Geschicklichkeit herzustellen. All die Hemmnisse, die Widerwärtigkeiten, die Zufälle, wer kann sie erzählen! Da sind vor allem die Synonyma, die gleichlautenden Namen. Die französische Abteilung zählt vielleicht 5000 Gefangene, die Martin heißen, darunter wieder 500 Henri Martin desselben Regimentes. Auf der deutschen Seite sind die Müllers und die Schulzes die ersten voran im Kriege. Welche Mühe, bei dieser Gleichnamigkeit keine Verwirrung anzurichten, die Kontakte richtig zu legen, die Verbindungen nicht falsch zu leiten. Dann ein anderer Feind: die Rechtschreibung! Lefébre, einen der gebräuchlichsten französischen Eigennamen, kann man in zwanzig Formen schreiben, und der Gefangene selbst weiß oft nicht die richtige. Oder das Gefangenenlager ist glücklich festgestellt, aber ehe ein Brief einlangt, der Gesuchte schon wieder in ein anderes überführt. Oder die Auskunft war falsch, nun wandert sie zu Kameraden und Ärzten. Neue Mühe, neues Forschen! Wer ahnt von fern die unendliche, dunkle, unsichtbare Arbeit wider alle Tücken von Tausch und Tod, von Schicksal und Zufall, bis eine einzige Auskunft richtig gegeben ist, eine einzige, eine einzige Angst von den Millionen gestillt, und immer wieder nur auf eine Stunde, auf eine Woche! Es ist ein Danaidenfaß, das hier sich mit menschlichem Elend füllt. Aber keine Mühe kann es zum Grunde aufschöpfen, dies Blutmeer des Grauens.

Und dann, das große Register des Roten Kreuzes hatte ein Loch. In allen früheren Konventionen hatte man die Zivilgefangenen vergessen, diese Unglückseligsten der Unglückseligen. Oder eigentlich gar nicht vergessen, sondern nur diese Niedertracht zu erdenken vergessen. Denn es ist das traurige Vorrecht dieses Krieges, der angeblich auf einem Höhepunkt der europäischen Zivilisation geführt wird, daß er zur Vervollkommnung der Mordmittel eine neue raffinierte seelische Qual hinzugefügt hat: daß er auch die Schicksale friedlicher Frauen und Kinder in seine Klauen gefaßt. Während früher feindliche Ausländer und Angehörige entweder aus dem Kriegslande heimreisen konnten oder in voller Freiheit im Kriegslande zurückblieben, war in unserer großen Zeit zum erstenmal das Kriegsrecht auch auf die Wehrlosen erstreckt worden, und zwar so brüsk, so unvermutet, daß es für sie im Völkerrecht keine Norm,

keinen Schutz gab (denn das Völkerrecht hätte sich selbst mit einer vorsorgenden Maßregel ins Gesicht geschlagen). So mußte mitten im Kriege mit unermüdlicher Mühe und vielfältiger diplomatischer Verhandlung das Rote Kreuz sich selbst das Recht auf Hilfe erobern. Erst wenn man dieser Allerärmsten Schicksal hier nachfühlend in seiner ganzen entsetzlichen Vielfachheit betrachtet, erkennt man, wie gräßlich das Nervengewebe Europas zerrissen und zerstört ist, und begreift nicht mehr, wie jemals dieser zerrissene Völkerleib unserer Erde wieder gesunden könne.

ABER auch diese Arbeit zur Hilfe der Gefangenen, sie ist nur ein Teil, ein winziger, unendlicher Bruchteil der heroischen Leistung, die hier jene Führer und Organisatoren täglich zu vollbringen haben. Ich könnte zur Verdeutlichung der Riesenmasse Zahlen nennen, die Ziffernhöhe der erledigten Anfragen, der beantworteten Briefe, die hoch in die Millionen gehen. Aber Zahlen, sie sind doch heute nur Rechenexempel der Diplomaten und der Feldherren, und es widert einen an, sie auszuwägen gegen das unermeßliche Gefühl, das oft ein einziger dieser Briefe erregt.

Wie durch einen einzelnen Webstuhl täglich im ewigen Hin und Wider unzählige Fäden, so gehen hier im Laufe der Tage, Wochen, Monate, Jahre, ganze Millionen Schicksale durch die Hände einzelner unermüdlicher Menschen. Oh, diese vielfachen flehentlichen Bitten, die Klagen und Beschwerden, die Wünsche und Fragen, die alle erledigt werden wollen! Was ist hier zu tun! Und vor allem, was wird hier getan! Das Rote Kreuz in Genf überwacht gleichzeitig die Gefangenenlager, ob in jedem einzelnen genügend Nahrung und Freiheit den Internierten gegeben werde. Es nimmt die Bitten – die flehenden, herzzerreißenden Bitten um Austausch der Schwerverwundeten zu einem Gesundungsurlaub in der Schweiz entgegen. Es ist in einem das Bankhaus, das die Geldanweisungen von der Heimat in die Ferne besorgt, die Paketpost, die Liebesgaben vermittelt, die ärztliche Überwachung und die letzte Instanz aller Beschwerden. Es bietet sich als diplomatisches Schachbrett, auf dem, Zug um Zug, die feindlichen Nationen für ihre eigenen Gefangenen kämpfen. Es ist eine letzte Instanz jenseits des Krieges, und doch gleichzeitig in seiner Mitte für die Appelle der Vernunft und der Menschlichkeit.

Und wunderbar ist in dieser Arbeit tägliche Tragik und Trübsal

mit ganz seltenen und ergreifenden Augenblicken tiefer und menschlicher Freude gemengt. Wie schwer, man denke es sich aus, täglich und täglich Hunderten und Hunderten fragender, suchender, stöhnender Menschen, Frauen und Müttern das eine nackte, harte und unerbittliche Wort „tot", „décédé", schreiben zu müssen! Und selbst dieses letzte, unerbittliche Wort ist den Liebenden nicht genug. Denn wer will von einem einzigen harten Wort die ganze Hoffnung sich ermorden lassen? Noch immer, noch immer schreiben sie wieder, sie wollen das Unabwendbare immer wieder zu wenden suchen, sie klammern sich an die phantastische Hoffnung eines Irrtums, oder sie wollen zumindest vom Vater, von dem Gatten noch ein letztes wissen, die Krankheit, an der er gestorben, den Ort, wo er begraben liegt, ein Zeichen der Erinnerung, ein Dokument. Auch hier geben diese hilfreichen Samariter noch Antwort. Sie schicken Skizzen von dem Grabe, Nachrichten aus dem Hospital, Zeugnisse von Kameraden. Aber doch, welche Qual, welche Not für sie selbst, täglich und täglich solche Briefe ausschreiben zu müssen, in alle Winkel und Dörfer der Welt! Welches Entsetzen, hier in einem Raum immer und immer wieder die Stimme der Urangst um geliebtes Leben zum Herzen gellen zu fühlen! Und wie rührend sind diese Briefe manchmal, wie unsäglich rührend! Eine Bäuerin schreibt aus ihrem Dorfe ganz einfach: „Haben Sie nichts von meinem Sohne Jean gehört, ich habe seit August keine Nachricht von ihm", und unterschreibt mit schlechter, zitternder Schrift ihren Namen und glaubt, die Arme, jeder kenne ihren Sohn, jeder wisse es schon, wer dieser einzelne sei, der ihr alles ist unter den Millionen! Und eine andere verlangt nach acht Tagen Antwort, sie habe schon einmal wegen ihres Mannes geschrieben, und glaubt, man erinnere sich ihrer noch, ihres winzigen Tropfens Unglück in diesem unendlichen Meere. Denn jeder ist doch irgendwie allein mit seinem Schmerze, keiner kann es sich ausdenken, daß das, was eine Seele auseinanderreißt von oben bis unten wie ein brüchiges Tuch, der anderen Welt ein Nichts sei, eine Zeile in einer Verlustliste, eine kalte Zahl, ein Atom, ein Hauch, eine Gleichgültigkeit. Kein einzelner kann es heute ganz fassen, wie gleichgültig, wie ziffernhaft, wie wesenlos sein Menschliches der Welt geworden ist. Und dies war für mich das Unvergeßliche dieses Hauses, daß man dies millionenfach Einzelne hier plötzlich versammelt und darum so riesenhaft

spürt, so ungeheuerlich und so unfaßbar, daß man darüber kaum sprechen kann und nur aufheulen möchte wie ein getretenes Tier.

DAS Herz Europas, wie hört man es hier hämmern! In Stößen sind die Dossiers an den Wänden aufgehäuft – man hat jetzt keine Zeit, sie recht zusammenzuordnen – und doch liegt in jedem ein ganzes Menschenschicksal eingepreßt und seine Peripetien im Kriege. Manche Mappen sind besonders umfangreich, und es gibt einige, die der Stolz und die Liebe ihrer Hüter wurden, ganze Iliaden von Kämpfen um ein Einzelschicksal, Odysseen von armen, geknechteten Menschen in den Meeren des Unglücks. Man reicht mir aufs Geratewohl eine heraus. Es ist die Geschichte eines fünfjährigen Kindes, eines kleinen, hübschen Mädchens – die Photographie liegt bei und zeigt ein zartes, verschüchtertes Gesicht –, das in Belgien eines Tages verloren aufgefunden wurde. Es konnte seinen Namen nicht nennen, von der Mutter war die Kleine auf der Flucht irgendwie getrennt worden, der Vater in die belgische Armee eingerückt. Man wußte nicht, wem es zugehörte, denn von Hunderten von Frauen kamen damals entsetzte Briefe um ihre verlorenen Kinder, und es galt, diese Briefe nachzusenden, das Signalement weiterzugeben. Man mußte vergleichen, fragen, suchen, schreiben, telegraphieren, bis man endlich seine Zugehörigkeit gefunden. Nun wußte man glücklich die Mutter und wollte den Vater verständigen, der auch entsetzt nach seines Kindes Schicksal aus einer anderen Ferne schrie. Aber der Vater war inzwischen in Gefangenschaft, nun konnte man ihn wieder nicht erreichen. So beschloß man, das Kind nach Frankreich zu transportieren, wohin die Mutter geflüchtet war. Verhandlungen mit der deutschen Regierung mußten angeknüpft werden, und endlich gelangen sie. Indessen war der Vater in der Schweiz interniert worden, hatte sich dort mit der Mutter vereinigt, und sie wollten ihr Kind bei sich haben. Neue Verhandlungen mit der Regierung, neue Schwierigkeiten, denn inzwischen waren die Eltern wieder zurückgekehrt, und endlich, nach zwei Jahren erbitterter Korrespondenz, verzweifelten Suchens, gelingt es, diese drei Menschen zu vereinigen. Hunderte Briefe birgt dieses eine einzige Dossier, und als letzter liegt darin, rührend in seiner Einfachheit, ein ungelenker Dankbrief des nun schon siebenjährigen Kindes an das Rote Kreuz. In anderen Dossiers ähnliche Irrfahrten, andere Verwirrung, aber gleich viel Angst und Entsetzen. Aus jedem strecken sich

verzweifelte Menschenarme einander entgegen über den leeren Raum, über die brennenden Grenzen, und es ist mehr Tragik, mehr Unglück und mehr Größe in diesen Dokumenten, als man einst in allen Generalstabswerken wird finden können. Für ein großes Epos der Menschlichkeit ist hier der Stoff bereitet und ein einzelner wird vielleicht zu schwach sein, seine ganze Gewalt im Worte nachzuschaffen. Wer könnte sie aussagen, wer sie zur Genüge ausschreien, diese Vielfältigkeit des Elends auf unserer heutigen Erde, diese Äonen von Angst zwischen Brief und Brief! Dieses Warten, dieses brennende, fressende, saugende Warten in Millionen von Seelen, diese vanipirischen und oft tödlichen Verschlingungen des Zufalles! Hier fühlt man nur, wie arm ein einzelner ist gegen die Unendlichkeit des heute aufgewühlten Gefühles. Man kann es nicht mit zwei Augen zu Ende schauen und mit einer Seele, einer einzigen schwanken menschlichen Seele zu Ende fühlen!

DAS Innerliche solchen Eindruckes, wer könnte es ganz fassen! Aber schon das Äußere dieses Hauses hat mich im Tiefsten bewegt. Unterbewußt war in mir (und wohl in den meisten) ein Vorgefühl, diese ungeheure Organisation, die das ganze europäische Elend umfaßt, müßte irgendwie gewaltig sein, in riesige Räume mit allen Bequemlichkeiten gestellt, eine Art Fabrik zur Verwertung des tragischen Materials. Ich erwartete mir dieses Haus grandios im Sinne einer Vollendung der technischen Hilfsmittel und im Sinne der Repräsentation. Aber es ist noch grandioser, als ich es vermeinte. Doch durch das Gegenteil: durch seine Einfachheit, durch die heroische und zuerst fast beleidigende Armut seiner Mittel. Nackte Holzwände, in Eile aufgerichtet, Baracken anstatt Räumen, grobe, gezimmerte Tische ohne Schubladen, schmucklose niederhängende Lampen, kärgliche Strohsessel, alles aufs billigste und einfachste angeschafft und alles so knapp aneinander, daß nicht Raum ist, sich umzudrehen. Fünfzig bis sechzig Hilfsarbeiter, immer ellbogennah im gleichen Abteil, dazwischen Schreibmaschinengeklapper, und über den Köpfen, auf einem einfachen, ungestrichenen Holzgerüst, noch eine zweite Etage, zu der man auf Holztreppen hinaufsteigt. Ein Wanderzirkus hat mehr Komfort. Nirgends ein Fauteuil, nirgends die geringste, primitivste Bequemlichkeit. Das Ganze wie in einer Nacht hastig aufgebaut und nur für einen einzigen Tag. Auch hier ist irgendwie wieder der gleiche falsche Gedanke sichtlich, von dem

wir alle seit Jahren leben, daß dieser Krieg nur ein Provisorium sei, etwas Flüchtiges, Vorübergehendes. Daß es nicht notwendig sei, sich auf Jahre hin, für die besten Jahre des Lebens auf ihn einzustellen und einzurichten. Dank dieses schönen und furchtbaren Irrtums arbeiten diese hilfreichen Samariter hier seit drei Jahren unter Bedingungen, die der niedrigste Bureauschreiber einer Bank oder eines Amtes mit Empörung zurückweisen würde. Aber sie arbeiten unermüdlich, Tag und Nacht, vom ersten bis zum letzten.

Vom ersten bis zum letzten. Ich wollte den Leiter des Hauses, dem ich von Wien einen Gegenbesuch schuldete, aufsuchen und fragte, eintretend, nach seinem Zimmer. Man lächelte, und ich verstand zuerst dieses Lächeln nicht. Aber als man mich hinführte und ich sah, wie hier der oberste Leiter der Zivilabteilung in einem ungeheuren Saal mitten im Tumult der anderen an einem grob gezimmerten Holztisch mit fünf anderen Leuten zusammen arbeitet, ohne eine Schreibtischlade zum eigenen Gebrauch, nur mit einer roh gezimmerten Kassette, darin er die wichtigsten Dokumente birgt; als ich das sah und erinnernd verglich mit der Eleganz und Bequemlichkeit des kleinsten Privatbureaus, da ward mir erst die Größe und die Aufopferung dieser Menschen bewußt, die hier unsichtbar und unbekannt wirken für Unbekannte und Unsichtbare.

Noch ein anderer Platz war an diesem engen, ungehobelten Holztisch. Man zeigte ihn mir mit einer gewissen Ehrfurcht. Hier hatte Romain Rolland mehr als zwei Jahre tagtäglich und unermüdlich freiwillig im Dienste des deutsch-französischen Gefangenenaustausches gearbeitet. Und als mitten in dieser Tätigkeit der Nobel-Preis im Betrage von fast einer Viertelmillion ihm zufiel, stellte er ihn bis zum letzten Franken wohltätigem Wirken zur Verfügung, damit sein Wort die Tat und die Tat sein Wort bezeuge. Ecce homo! Ecce poeta!

Ich habe bisher die Namen der Menschen nicht genannt, die hier in stiller Aufopferung seit mehr als drei Jahren ihr Werk für die Menschheit tun. Aber ich glaube, man sollte sie kennen von einem bis zum andern Ende der Erde. Soll man wirklich nur die Namen der Orte und der Felder wissen, die Blut getrunken haben bis unter die Wurzel des Getreides, nur die der Beinhäuser der europäischen Jugend? Und nur die Namen der Feldherren, die an allen Straßenecken, auf allen Plakaten und schon auf den Zigarrenschachteln

prangen? Nicht auch die Namen derer, die im gegensätzlichen Sinne gearbeitet haben, möglichst viel zu vereinigen, wo die anderen entzweiten? Die im Dunkeln standen, hilfreich und tätig, aber mit der gleichen Kraft der Organisation, der Überzeugung und der Entschiedenheit? Gustave Ador muß ich als den Präsidenten als ersten nennen. Er ist heute inzwischen zum außenpolitischen Leiter der Schweiz aufgestiegen. Aber jener Mann, der die Seele des Ganzen ist, dessen Initiative die Rettung der Zivilgefangenen zu danken ist, steht heute wie am ersten Tage an seiner Stelle, Doktor F. Ferrière, ein alter Mann und, wie man zuerst meinen möchte, ein müder Mann. Er hat schon im Jahre 1870 als freiwilliger Arzt im Kriege Dienst geleistet und ist doch als fast Siebzigjähriger im Balkankriege hinuntergefahren zu den bulgarischen Schlachtfeldern, und gerade der gegenwärtige Krieg hat ihm eine Kraft gegeben, wie sie nur das innerst bewegte Gefühl einem menschlichen Werke verleihen kann. Es ist nicht die Zeit jetzt und nicht die Stunde, all seine Verdienste und die Dr. Navilles auseinanderzusetzen, aber ich glaube, alle, die Anteil haben an den Geschicken der Gefangenen – und wer hat es nicht, wer ist zu abgesprengt aus der irdischen Gemeinschaft? –, sollten sich ihre Namen dankbar bewahren. Wird man einst das ganze Elend unserer heutigen Tage in seiner ganzen Größe überblicken, so werden auch jene erkannt werden, die es am leidenschaftlichsten zu mildern suchten.

MAN tritt aus dem Hause. Hell erglänzt die Stadt. Auf dem Platze schießen die Wagen vorbei, Menschen schwärmen, lesen Zeitung, lachen, plaudern. Schon spürt man wieder nichts von dem ungeheuren Unglück, aus dessen Schatten man soeben getreten. Die Nähe vergißt die Ferne, die Ferne vergißt die Nähe. Es gibt keine wirkliche Nachbarschaft in unserer Doppelwelt von heute als das Gefühl. Nur wenn wir nicht vergessen wollen, in keinem Augenblick, in keiner Sekunde, sind wir uns und der Welt gerecht. Nur dann können wir sie verstehen. Und wir wollen nicht vergessen, nichts und niemanden im Guten und im Bösen, damit wir diese unsere Welt einst so schildern können, wie sie wirklich war in ihrer Größe und ihren Niedrigkeiten, und nicht, wie sie uns jetzt vorgetäuscht wird.

Stefan Zweig

Bei den Sorglosen

(Februar 1918)[1]

Non vi si pensa, quanto sangue costa.
Und denkt doch keiner, wie viel Blut es kostet.
Dante, Paradiso XXIX. 91

Besuch bei den Sorglosen, dieser aussterbenden Gemeinschaft unserer Welt. Einstmals, vor dem Kriege, hatten sie die ganze Erde, sie fuhren über Länder und Meere wie selige Vögel dahin, sie nisteten, wo immer Sonne glühte und Schönheit leuchtete, an der azurnen Küste Italiens und in den grauen Fjorden des Nordens, in den Tälern Tirols und den Burgen der Provence. Unermeßlich war ihre Bruderschaft, verbreitet in alle vier Winde der Welt, hinschwebend über die Sprachen, forteilend über die Grenzen, überall den Schaum, den hellen und süßen, des bewegten Lebens abtrinkend mit ihren ewig durstigen Lippen. Wo waren sie nicht, die Sorglosen? In den donnernden Städten fuhren leicht und federnd ihre Karossen, auf den Höhen der Alpen sausten sie winterlich, und ihre fernsten Konquistadoren lehnten weich auf den Promenadendecks der Schiffe und rollten abends in Kandy auf den Rikschas Bügelnd dahin. Von der goldenen Welle des Reichtums getragen, schwebten sie über Völkern und Sprachen, die große Gemeinschaft der Sorglosen, weltumspannend, weltgenießend, nutzlos und schön, die Schmetterlinge des Lebens.

Wo ist sie heute, die große Gemeinschaft? Zersprengt in alle Winde, der Krieg hat sie vernichtet: es gibt keine Sorglosen mehr. Fast keine mehr. Der Schwarm ist zerstoben, nur ein armes, ein winziges Häuflein hat sich gerettet. Aus ihren Ländern sind sie geflo-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Bei den Sorglosen*. In: Neue Freie Presse (Wien), 26. Februar 1918. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

hen, der Gefahr zu entgehen und den kleinen Ärgerlichkeiten. Die Gesetze schnürten sie dort zu peinlich, der Neid trat auf ihre Fersen, und die Sorglosen lieben nur den Neid der anderen Sorglosen, nicht den der Bedrückten. Aber selbst draußen im neutralen Land, war ihnen der Krieg noch zu nah. Auch hier hat er sich ja eingeschlichen in die Städte, auch hier grinst er noch von Plakaten und Verordnungen, auch hier stört noch Armut und Proletariat, der trübe Dunst von der Bettelsuppe des Lebens. Und sie wollten allein sein, untereinander, Sorglose mit Sorglosen!

So sind sie in die Höhe geflüchtet, in den schönsten Winterwinkel der Welt, ins Engadin, nach St. Moritz. Hier kann das versprengte Fähnlein wieder sich sammeln und sein frommes Ritual, den Luxus, abhalten. Hier ist keine Armut links wie in den Städten, keine Krankheit rechts wie in Davos, Einschränkungen des Vergnügens haben nicht mehr die drohende Wirkung. Die Hotels, ihre alten Burgen des Luxus, stehen offen: langsam finden sich die Sorglosen wieder. Ein paar Hunderte freilich nur von den Hunderttausenden, die einst über die Erde hinschwebten. Aber der Schwarm hat ein Nest hier gefunden in St. Moritz: das letzte Häuflein der Unerschütterlichen ist beisammen und lebt in alter Weise, der wohlbekannten und uns doch so fremd gewordenen. Man lacht hier viel, man amüsiert sich. Man denkt nicht an den Krieg. „Non vi si pensa, quanto sangue costa."

Oh, wie klug sind die Sorglosen! Wie wußten sie immer das Schönste vom Schönen, das Beste vom Besten auszuspüren! Und auch ihre letzte Trutzburg in dieser Zeit, St. Moritz, wie zauberhaft leuchtet sie in diesen Sonnenwinterstagen! Eine Perlmuschel mit geschliffenen Rändern, zackt sich die weiße Mulde gegen das durchsichtige Blau: aufgehoben aus der Tiefe in die Firnen, liegt dieses weiche Tal noch unter unendlichem Himmel. Denn so rein ist hier die durchsonnte Luft, daß alles noch ferner scheint und die Sterne nachts weiß niederbrennen aus Unabsehbarkeit. Und dieses Weiß in der Wintersonne, das allgegenwärtige Weiß, das makellose, unirdische Weiß des Hochlandschnees, ist von einer Farbe, wie sie von allen Dingen der Welt nur die Edelsteine haben, die ihre Farben nicht still tragen wie ein Kleid, sondern aus sich brennen, gleichsam als ihre Seele. Man kann es nicht schildern. Man kann es auch nicht malen. Die Segantini-Bilder sind schön, bis man diese Wirklichkeit

kennt, und einem vielleicht nachher wieder lieb als Erinnerung, hier aber bleiben sie arm. Sie verlieren ihren Glanz so wie das Wort Winter hier seine Kraft. Alles Böse, Drohende, Harte, das in dem spitzen Vokal, dem starren Konsonanten schwingt, ist hier fort: Winter, das ist hier Glanz, Sonne, Klarheit, Licht, Heiterkeit und Reinheit. Etwas Funkelndes wie der Diamant und doch mild zu fassen, etwas Reines wie Morgenlicht und doch von einer großen Kraft. Und etwas, das in großer Stille ruht und ganz ewig bliebe, störten es die Menschen nicht.

Aber die Sorglosen sorgen nur um sich. Mitten in die hohen, schöngeschwungenen Linien, ungeheuer im Ungeheuern, sind ein paar viereckige Blöcke geworfen, die Riesenkästen der Riesenhotels. Frech stehen sie mit ihren harten Stirnen gegen die Landschaft, unbekümmert, ob sie die Linie, die herrlich-harmonische, mit ihrer patzigen Gegenwart zerstören, gleichgültig auch sie gegen die andere Welt wie die Menschen, die sie beherbergen: die Sorglosen. Trutzburgen sind sie gegen die Zeit, Abwehr gegen das Außen, Heimstätten der Heiteren, der ewig Unbekümmerten. Hoch oben stehen sie über der Welt, über den Sorgen. Die vier grauen Schwestern, sie klimmen nicht auf bis zu ihnen, das Leid, das unendliche Leid, das über alle Länder Europas sich als Blutsumpf breitet, stößt seinen Atem nicht in diese reine Luft. Hier sind sie sicher, die Sorglosen. Non vi si pensa …

An einer Kehre: zehntausend Diamanten splittern aus dem Schnee, eine Wolke sprüht und pulvert auf. Ein Bob saust vorüber, drei sechs, acht Farben, grün, gelb, rosa, schwarz, Stimmen, Gelächter, Rufe, vorbei. Wieder einer, noch ein Geschoß, das lachend explodiert jauchzend weitersprüht, ein Angstschrei, ein Lachen, Farben, gelb, Safran, blau, und wieder vorbei. Und noch einer und noch einer! Den ganzen Tag saust es so von Chantarella herunter, immer fährt und funkelt es an einer Wende des Berges, immer zuckt von irgendwo hier Gelächter in der hellen Luft. Und gemächlich fährt die Seilbahn die Sorglosen wieder empor und wieder sausen sie nieder.

Auf den Hängen drüber in Fahrt und Sprung die Skisportler. Wie Blutflecken leuchten die roten Jacken aus dem Schnee, man muß an eine weiße Wiese denken mit vielen Springkäfern, die da übereinanderpurzeln und wettfahren. Unten und oben, überall Eislaufplätze, geschliffene Spiegel, die in die Sonne funkeln. Dazu

Musik. Ein Walzer über Schnee hinwehend, warm und süß. Und sie tanzen, die jungen Leute, oder sie spielen Polo und Hockey wie rasende Fische über die gefrorene Fläche hinschnellend. Und wieder die Musik und immer die Farbe, die wunderklare, in der Sonne strahlend! Dann wieder Schlitten. Vornehme Frauen mit kostbaren Pelzen lugen heraus, in das Klingen klirrt das Gelächter. Reiter zu Pferd, die hinter sich die Skifahrer an Seilen nachschleifen – ich weiß, alles dies ist Sport, aber es wirkt irgendwie lächerlich. Wie eine Maskerade, wie ein Kinderspiel von Erwachsenen. Sie sind alle zu elegant, zu gesucht in den Kostümen – die Augen brennen einem von den grellen Farben – und alle zu heiter: ein Jahrmarkt, eine Fête d'hiver, ein Maskenfest, so fühlt man's. Irgendwie zu laut, zu lustig, zu frech, als daß man nicht den Gegensatz ahnte, den ungeheuren, dem dies zu Trotz geschieht. Und daß diese Leute auf ihr Lachen, auf ihre Unbesorgtheit so stolz sind wie auf ihre Diamanten und die Adelskrone im Siegelring.

Nein, sie langweilen sich hier nicht, die Sorglosen. Seit Jahrzehnten trainiert auf den vornehmen Müßiggang, kann eine Bagatelle wie der Weltkrieg sie nicht von ihren Vergnügen abbringen. Ach, alle sind sie da, die man kennt von Vichy und Ostende und Karlsbad, und man kennt schon all diese kleinen Dummheiten, von denen man nicht versteht, daß sie diese Menschen nicht schon anöden, den Tangotee und die Soirées dansantes, die Maskenbälle und die Tennismatches und den Prestidigitateur-nur das Roulette fehlt und die Petits chevaux (oder vielleicht habe ich sie nicht gesehen). Ach, alles haben sie wieder um sich her, die Sorglosen, was sie brauchen, die Geschäfte mit den Blumen aus Italien und der Riviera und die Patisserie und die Parfümerie, all diese Geschäfte, in die man nur aus Langeweile geht. Und natürlich den Antiquitätenladen – wie könnte man den entbehren, den Antiquitätenladen 1800 Meter über dem Meere mitten im Weltkriege? Nichts, nicht einen Gran geben sie preis vom Einstigen, diese Letzten, Zähesten der großen Brüderschaft, die nun zerstoben ist in alle Winde der Welt. Wieder sitzen sie beim Tee, flirten und lachen, ein Tangopaar biegt und schwingt sich zur Melodie. Oh, wo ist der Krieg? Wo die verstörte Welt? Walzer, ein sanfter Walzer zum Tee. Und Lächeln und fliegende Blicke.

Lachen und Übermut: man horcht zwischendurch auf die Worte. Französisch, deutsch, italienisch, englisch – sie haben keine Heimat,

die Sorglosen, sie sind von überallher. Und sie haben keine Väter, keine Brüder, keine Gatten, die sterben – man sieht es an ihren leichten Lippen. Sie sind jenseits von allem, nur mitten in ihrem Vergnügen. Ein Walzertakt hebt ihnen die Schultern, ein Lächeln trägt alles Lästige fort. Wer hat hier noch Sorgen? Gelächter und Musik. Non vi si pensa …

Man denkt an Freunde, die zu gleicher Stunde jetzt irgendwo auf einer Schneehöhe liegen, ihrem Tode gegenüber, an andere, die jetzt, in dumpfen Bureaus seit Jahren gefangen, Zettel um Zettel ausschreiben müssen, man denkt an die tragischen Vorstädte Europas mit ihren nächtigen Larven von Frauen und grauen Schatten von Kindern – und man kann nicht anders, als sich dieser Menschen schämen, wie sie so lachend die Schneehänge herunterfahren in ihren Affengewändern. Aber doch, so sehr sich die Seele erbittert, wider Willen, ganz wider Willen hat das Auge Freude an ihnen. Es tut so wohl, wieder einmal gesunde, junge, heitere Menschen zu sehen, Jugend, die sich selbst geschenkt ist und diese Freiheit fühlen darf. Die es ahnen und leben ohne Angst: ich bin stark, ich bin jung, ich bin gesund! Jugend, die mit ihrer Kraft spielt, statt sie mörderisch zu verwerten, die nicht in Erdlöchern und Kasernen vermauert ist, sondern turnerisch leicht, das höchste, das seligste Gefühl der Erde genießt: Freiheit. Die, rot, die frischen Gesichter vom Sonnenbrand und vom rollenden Blute, in Paaren über das spiegelnde Eis tanzt, Kraft vereinend mit Grazie, auf Pferden hingaloppiert, schöne Linie der Leichtigkeit und Lust, und in Skiern frei und leicht in die Lüfte springt. Mit einemmal weiß man wieder, wie schön die Kraft ist, wenn sie nicht Gewalt, Roheit und Mord wird, wenn sie sich nur selbst genießt als Bewußtsein, als Harmonie, als Spiel. Und man erinnert sich, wie schön vordem die Welt war, als ihre Jugend noch Freude hatte!

Zwiespalt der Zeit! Man sieht die Freude der Menschen und schämt sich ihrer. Man sieht ihre Trauer und wünscht ihnen Freude. Man möchte mittun und fühlt sich in Schuld gegen die anderen, denen alles versagt ist, man möchte sorglos sein mit den Sorglosen und haßt doch ihre Kälte. Zwischen zwei Wellen schaukelt das Herz. Der Mensch in uns, der brüderlich aufgetane, mahnt: birg dich, verbirg dich, tu Trauer für das unendliche Blut! Und das Leben in uns, das ewig teilnahmslose, das nur sich selbst will und seine erlesenste,

kostbarste Blüte, die Freude, es lockt: bleibt ganz in dir, bleib froh, deine Trauer wird es nicht ändern! Der Mensch in uns sagt: zahl freiwillig deine Schuld an die fremde Not, leide mit alles Leiden, versag dir die Freude! Und das Leben befiehlt: gib dich hin an jede Freude, sie ist deiner Seele Brot und Blut! Der Mensch in uns sagt: nur durch Trauer lebst du wahrhaft die Zeit, fühlst du den Krieg. Aber das Leben spricht: nur durch Freude erlöst du dich von der Zeit, besiegst du den Krieg!

Und das Herz, das irdische, schwankt. Es sehnt sich nach Freude der ganzen Welt und schämt sich jeder eigenen. Es haßt die Sorglosigkeit und haßt auch seine eigene Bitterkeit, seine zwecklose Trauer, die keinem hilft. Es bleibt heimatlos unter den Heiteren und horcht doch sehnsüchtig nach ihrem Lachen. Und fühlt sich unendlich allein hier zwischen der strahlenden Landschaft und den eisigen Herzen.

SATYRSPIEL des Abends nach der ewigen Komödie des Tages: Maskenball in einem der Luxushotels. Nein, die Sorglosen, sie langweilen sich nicht. Zuerst noch Fracks und Dekolletes in den hohen Sälen, Diamanten blitzen und die Blicke dazwischen, auf den Tischen lockt, was im Kriegsland der Verwegenste nicht mehr erträumt. Noch immer sitzen sie wie einst und spielen ihre Kinderspiele: Gesellschaft, Vornehmheit, Eleganz, Flirt. Europa stürzt in Trümmer. Die Zigeunerkapelle fiedelt. Zehntausend Menschen sterben jeden Tag. Das Diner ist zu Ende, der Maskenball beginnt. Witwen sitzen frierend in allen Gemächern der Welt. Mit nackten Schultern tritt eine Marquise vor, ein maskierter Chinese ihr gegenüber. Masken und Masken strömen herein. Und wirklich, sie sind wahr. Nirgends ein menschliches Gesicht unter ihnen. Die Spiegelleuchter brennen. Der Tanz hebt an. Süße weiche Takte, indes irgendwo jetzt Schiffe in die Tiefe fahren und Gräben gestürmt werden. Die Sorglosen tanzen den Mummenschanz der Nationen.

Und man sehnt sich, es geschähe wie einst, daß plötzlich die Lichter auslöschten und die Feuerschrift Belsazars Worte hinschriebe an die starre Wand. Oder Dantes Zeile, die fürchterliche: „Non vi si pensa, quanto sangue costa."

Stefan Zweig

Bekenntnis zum Defaitismus

(Juli/August 1918)[1]

Wort, Vers, Buch, Bild, Aufschrei, Protest – wir wissen alle schon, es hilft nichts: sonst stände längst die Welt nicht mehr bis zu den Hüften im Blut. Das Einzelne ist machtlos, der Einzelne ohnmächtig im Protest. Und alle fühlen wir nur eine Möglichkeit der Rettung: Gemeinsamkeit.

Gemeinsamkeit des Wortes, des Willens, Zusammenschluß der Millionen, die in der Fortführung dieses Krieges ein noch größeres Verbrechen sehen als in seinem Beginn. Gemeinsamkeit der Millionen, gebunden zu einem Schrei, einer Tat, einem Willen. Aber zwischen diesen Menschen gleicher Gesinnung steht noch trennender als die Mauern der Sprache, als die Gräben der Grenzen der Dämon von Babel, der sie verwirrt: Politik. Vier Menschen an einem Tisch können sich kaum zusammenhalten, ohne daß der Hochmut, der Imperialismus ihrer politischen Ideen sie nicht wider einander wendete. So haben wir hüben und drüben tausend Gruppen und Grüppchen, Konventikel und Vereine, alle abgesprengt von der einen Idee der Kriegsfeindschaft, alle machtlos, alle kraftlos, weil gleichzeitig gegeneinander und gegen den Wahnsinn der Welt gewandt. Und alle träumen, wünschen, glühen wir doch einen Gedanken: Gemeinsamkeit.

Wir brauchen sie. So müssen wir sie finden. Keine logische, sittliche, ethische Notwendigkeit des einzelnen ist so wichtig wie die Notwendigkeit der Welt. Wir müssen nachgeben, einer dem andern, damit wir zusammentreten können auf eine einzige große Plattform des Willens und der Tat. Wir müssen eine breite Plattform suchen (keinen elfenbeinernen Turm), damit viele Platz finden, damit wir Masse werden und damit Macht. Die Macht, die einzige, die ihre Kraft daran wendet, die Herrschaft der Macht zu zerstören. Aber wo sie finden, diese Plattform? Wo beginnt, wo endet unsere Gemeinsamkeit!

---

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Bekenntnis zum Defaitismus*. In: Die Friedens-Warte, 20. Jg., Heft 7/8 (Juli/August 1918), S. 215-216. [www.jstor.org]

Unsere Gemeinsamkeit soll beginnen im Menschlichen, im Allmenschlichen und soll da enden. Hören wir alle für eine Weile auf, vom Staate und vom Stande aus zu denken, von unserm Stande und von unserm Staat! Denken wir einzig vom Menschlichen her, vom einzelnen Menschen, von dem millionenmal multiplizierten, gemarterten, hingeschlachteten Menschen, ohne diese multiplizierten Massen Franzosen, Deutsche und Engländer zu nennen. Treten wir in eine Sphäre der Gemeinsamkeit, die das Wort Elsaß Lothringen nicht kennt, kein Trentino und kein Polen, keine Freiheit der Völker und der Meere, sondern nur Freiheit der einzelnen Menschen über sein [sic] Schicksal! Suchen wir unsere Brüderlichkeit jenseits von Politik, denken wir abseits von Geographie und Geschichte – nein, denken wir überhaupt nicht. Fühlen wir nur! Unsere mögliche Gemeinsamkeit kann einzig in dem Gefühl sein: daß noch nie, seit Sterne und Sonne über dieser irren Welt stehen, der Mensch so geschändet worden ist. Und daß dieser Schande ein Ende gesetzt werden muß. Treten wir zusammen, an so verschiedene Lösungen wir auch glauben, treten wir nur erst zusammen! Nicht für eine Ewigkeit. Nur solange noch Krieg ist. Vereinigen wir uns jenseits unserer politischen Gesinnung vorerst im Gefühl unseres Widerstands. Damit erkenntlich sei, wie viele dem Wahnsinn widerstreben, von wie wenigen die Welt vergewaltigt wird.

Wir brauchen Gemeinsamkeit. Wir brauchen eine Plattform und wir brauchen für uns alle, die sie betreten wollen, ein Wort. Kriegsfeinde, Friedensfreunde – das Wort ist zu schwach. Pazifismus: der Gedanke ist zu abgehurt, zu geschändet von den Landsknechten und Freibeutern der Gesinnung. Wer ist denn nicht Friedensfreund von den Heerführern der Menschheit? Clémenceau will den Frieden, Lloyd George; ich lese, daß ein türkisches Blatt Kaiser Wilhelm für den Friedensnobelpreis vorschlug. Barrès will ihn und Sonnino, – jeder will den Frieden, einen guten, einen starken, einen gerechten, einen dauerhaften Frieden; alle sind sie ja, hört man sie nur recht, leidenschaftliche Pazifisten. Und auf die Plattform des Pazifismus werden sich am Vortage des Friedensschlusses – sie haben ja gute Witterung – eilig noch alle unsere lieben Intellektuellen drängen, die von Kriegsbeginn jede Überzeugung außer ihre eigene so beredt verfochten haben. Nein – so bequem darf sie nicht sein, unsere Gemeinsamkeit.

Wollen wir unserm Bekenntnis, unserm Beisammensein einen

rechten Sinn, eine leidenschaftliche Bedeutung geben, so müssen wir ein Kampfwort wählen, unter das die Gesinnungslosen sich nicht verkriechen können. Bekenntnis wird erst wirksam durch Haß, Gefahr und Widerstand. Nehmen wir – wie einst die Geusen taten – das Haßwort unserer Feinde, machen wir aus ihrem Schimpf unsern Stolz, aus ihrer Verachtung unsere Ehre: *nennen wir uns offen Defaitisten*! *Vereinigen wir uns im Defaitismus*! Seien wir Flaumacher! Soyons déafitistes! Siamo disfattisti! Geben wir dem Wort unsern Sinn, wie wir es verstehen, tragen wir es als Waffe, und heben wir sie hoch, daß sie funkelt und glüht gegen Heimsiegfrieds Zorn!

Zeigen wir offen: unser Ideal und Eures ist Gegensatz! Wir sind Eure Feinde und Ihr die unsern! Das Wort, das Eure Denunzianten und Heimhelden gegen uns heben, ist für uns Schmuck und Ehre! Was Euch heilig ist, das Menschenopfer, scheint uns erbärmlich; was uns heilig ist, die Freiheit des Individuums, ist Euch Verbrechen! Wir sind Defaitisten, das heißt: wir wollen keines Sieg und keines Niederlage, wir sind Siegfeinde und Freunde des Verzichts. Wir sind Defaitisten, das heißt: wir sehen mehr Größe in der Nachgiebigkeit und der Versöhnung als im Kampf mit verbissenen Zähnen! Wir sind Defaitisten, das heißt: wir lieben den Menschen, Gottes ewigen Sohn, mehr als die irdischen Gebilde der Staaten. Wir sind Defaitisten, das heißt: wir fühlen keine Schande darin, die Schwächeren zu sein im Krieg und die kürzeren Kanonen zu haben; wir suchen die Gerechtigkeit nicht zwischen den Drahtgewinden und unsere Freude nicht an zerschmetterten Feindesregimentern. Wir sind Defaitisten, das heißt: kein Opfer des Stolzes, des Geldes, der Ehre, der Erde scheint uns vergebens, wenn das heilige Blut von Menschen nicht mehr vergossen und Europa von seiner Qual erlöst wird. Wir sind Defaitisten, das heißt: uns ist Politik nicht das Erste, sondern das Letzte, uns ist das Leiden der Menschen wichtiger als die kommerzielle Blüte der Nationen und die kalten Monumente der Ehre. Wir sind Defaitisten, das heißt: wir sehen in Eurer großen Zeit die Pestbeule der Weltgeschichte!

Bekennen wir uns! Laut und offen! Und vereinigen wir uns, aus allen Ländern, allen Ständen über unser politisches, soziales und intellektuelles Einzelgefühl zur Gemeinsamkeit! Schreien wir unsere Kriegsfeindschaft mit diesem Wort in die Welt. Seien wir Flaumacher in der eisernen Zeit! Soyons défaitistes! Siamo disfattisti!

Stefan Zweig

Die Entwertung der Ideen

Eine Antwort an Alfred H. Frieds Aufsatz
‚Der Vernunftmeridian'
(August 1918)[1]

> Motto: „Le sang d'un seul homme est d'un plus grand prix que la liberte du genre humain."
> [‚Das Blut eines einzigen Menschen ist wertvoller als die Freiheit der gesamten Menschheit.']
> *Jean Jacques Rousseau*

In Seinem in der ‚N[euen] Z[ürcher] Z[eitung]' erschienenen Aufsatz ‚Der Vernunftmeridian' hat Dr. Alfred H. Fried sehr klar die beiden Anschauungen, die eine Beendigung des Krieges herbeizuführen suchen und sich dabei verhängnisvollerweise selbst im Widerstreite befinden, den Jusquauboutismus und den Defaitismus genannt. Die einen stellen die Idee des ewigen Friedens selbst durch Fortsetzung des Kampfes sich als Ziel, die andern die Abstellung des Kampfes jeder Idee voran. Die einen denken an die Staaten und ihren Staat, die andern nur an die Menschen, die hingemordeten, gequälten Menschen. Die einen denken an die bessere Zukunft, die andern an die entsetzliche Gegenwart. Die einen glauben an die Idee als höchste Notwendigkeit für den Menschen, die andern an das Leben „ipsa vita". Und A. H. Fried kommt zu der persönlichen Konklusion, „wer wird nicht, trotz allem Verständnis für die Sehnsucht der nur mit dem Gefühl arbeitenden Defaitisten, den Sieg der Jusquauboutisten herbeiwünschen?"

Ich sage darauf – ohne die Bezeichnung Defaitist zu fürchten – „jeder wirklich fühlende Mensch". Jeder, der sich von der Politik

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Die Entwertung der Ideen*. (Eine Antwort an Alfred H. Frieds Aufsatz ‚Der Vernunftmeridian'). Erstveröffentlichung in: Neue Züricher Zeitung, 4. August 1918. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

losgesagt und zu seiner Menschlichkeit zurückgefunden hat. Von der Vernunft zum Gefühl. Denn unserer Vernunft, sind wir ihrer so sicher? Können wir bewußt behaupten, klar zu denken in diesem Augenblick? Klar zu denken im Blutdunst der Welt? Wir wissen, daß nach einigen Stunden in einem Weinkeller, auch ohne einen Tropfen zu trinken, das Gehirn durch den unsichtbar ausströmenden Duft betäubt wird, daß eine Art Rausch und dumpfer Trunkenheit sich der Sinne bemächtigt. Solche Keller sind jetzt die Staaten Europas: in fast allen ist durch den unsichtbaren Blutdunst die Klarheit des Geistes und des Urteils benommen. Keiner kann jetzt von sich mit Sicherheit behaupten, richtig zu denken: erst wenn wir wieder an die frische Luft kommen, wird erkenntlich sein, wer nüchtern geblieben ist. Nein, unsere Vernunft ist nicht der Meridian, der unverrückbar in den Umschwung der Welt eingezeichnete, auf den wir unsere Berechnungen aufbauen können. Einzig das Gefühl.

Mißtrauen gegen die Ideen, alle Ideen, Glaube an die einzige Wirklichkeit: das atmende, blutende, zeugende, leidende, millionenfach einzelne Menschenleben, nur dies kann eine Gewißheit sein, ein sicherer Standpunkt. *Seit vier Jahren hat Europa Millionen Menschen einigen Ideen geopfert. Wäre es nicht Zeit, daß jetzt einige Ideen den Millionen Menschen geopfert würden?* Selbst Ideen, die so hohe, so verführerische Namen tragen wie die der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Ehre, des Nationalgeistes, Ideen, die alle schwanken im Wirbel der Welt, sich aufblähend im Siege, einschrumpfend nach jeder Niederlage, biegsam und anpassungsfähig wie der Charakter ihrer Verkünder? Sind denn Ideen nicht immer an die Menschen gebunden und damit der Unbeständigkeit anheimgegeben? Können sie denn Heimstatt finden in der Vielheit, sind sie denn wahrhaft anderswo erfüllt als in ihrer Unerfülltheit? Gibt es eine andere Gewalt, die sie erzwingen kann, als die innere der Seele? Noch nie sind sie auf den Schlachtfeldern wahr geworden, die großen Ideen: nur auf den Scheiterhaufen, am Kreuz und am Märtyrerpfahl, immer dort nur, wo ein einzelner sie vorbildlich ans Ende lebte. Nie wo die Masse siegte, Kanonen gegen Kanonen.

Aber ich weiß: diesmal ist die verführungsvollste Idee der Menschheit an das Ende des Kampfes gestellt, die *Vernichtung der Gewalt.* Gewalt soll das Ende aller Gewalt erzwingen. Blut nur noch deshalb fließen, damit nie mehr Blut vergossen werde. Aber wer

bürgt für die Gewißheit? Wer kann zu einem Menschen heute mit aller Bestimmtheit sagen: „Stirb, du rettest damit deiner Enkel Leben." Und wer sich dem Wahne hingeben, die Gewalt würde je enden auf Erden? Keine Macht, die aus menschlichem Triebe stammt, geht zugrunde: sie verwandelt sich nur. Amerika hat sich verblutet im Kampfe für die Aufhebung der Sklaverei: aber die Eisenwerke von Pittsburg, wo halbnackte Menschen fast verbrennen im Anhauch der gigantischen Schmiedefeuer, die Armenviertel New Yorks, mir scheinen sie nicht viel anders als jene Plantagen, von denen das letzte Jahrhundert erzählte. Aus dem Sklavenwesen kroch die Gewalt in den Kapitalismus, aus dem zerstörten Kapitalismus wird sie in eine andere Form sich hinüberretten: *nur Formen werden zerstört und nicht Zustände, nur Gesetze verwirklicht und nicht Ideen.* Schöne Fahnen sind sie, leuchtend im Wind, die Ideen, aber entsetzlich, sobald stürmenden Regimentern vorangetragen. *Keine Idee ist eine ganze Wahrheit, aber jeder einzelne Mensch ist eine ganze Wahrheit.* Dies, nur dies, scheint mir ins Bewußtsein der verwirrten Menschheit einzuhämmern wichtig, diese eine Umwertung im Gefühl der Menschheit zu befördern: die Entwertung der Ideen, die Höherwertung des einzelnen Menschen. Und um so wichtiger als in einer rapiden Progression die Entwertung des Menschen (wie die des Geldes) fortgeschritten ist. Fünfzigtausend Menschen – das sind heute „normale" Verluste einer Woche, fünf Milliarden (die als Gigantensumme angestaunte Kriegsentschädigung eines einjährigen Krieges) die Kosten weniger Tage. Und in dem Maße als der einzelne Mensch sich entwertet, steigt der Preis der allgemeinen Idee, ist schon gestiegen ins Wolkenhafte, ins Unerreichbare, ins Sinnlose. Und ich frage: ist es nicht Zeit, ihr alle, die ihr das Wort habt und damit eine Macht, zur Besinnung zu rufen, *die Ideen zu entwerten und das Menschenleben in Ehrfurcht wieder einzusetzen?* Die Politik in sich zurückzustauen und das allmenschliche Gefühl zu beleben?

Jusquauboutismus[2] und Defaitismus – das sind neue Namen für den alten Zwiespalt, was mehr dem Menschen wert sei, die Idee oder das Leben. Ich glaube, daß jeder Mensch ein äußerstes Recht auf sein Leben hat: das Recht, es zu bewahren aus seiner Überzeugung, und das Recht, es hinzugeben für seine Überzeugung. Men-

[2] [französisch *jusqu'au-boutisme*, von *jusqu'au bout* – „bis zum Ende".]

schen, die ihr Leben hingeben für ihre Idee, frei, freiwillig hingeben, stehen selten auf in den Zeiten; Märtyrer zu sein, ist eine große, erhabene Fähigkeit, eine Berufung und kein Massenschicksal. Das Märtyrertum in ein Massenschicksal zu verwandeln, Millionen für seine Idee sterben zu lassen, statt ihr voranzusterben – an diesem verbrecherischen Irrtum ist jeder mitschuldig, der eine Verlängerung des Kampfes für irgendeine ihm wichtig scheinende Idee fordert. Für irgendein Ideal, dem er nur mit dem Wunsch, mit dem Worte dient. Es scheint mir ein unverschämter, erbärmlicher Luxus in der Kriegszeit, Ideale zu haben und Ziele, für die andere kämpfen, und ich sehe in einem Defaitismus, der das Menschenleben als höchsten Wert einsetzt, mehr gerechte Gesinnung, als in einem Idealismus, der mit fremdem Blute seine Überzeugung münzt. Denn nur damit ist die ungeheure Verschwendung von Blut für die Ideen in dieser Zeit zu erklären, daß gerade die Verkünder des Idealismus den Preis schuldig bleiben, indes die anderen bezahlen. Nur damit die entsetzliche Preistreiberei der Ideen, der Kettenhandel mit Idealen und der Wucher mit Menschenleben. Nur damit der Bankrott des Gefühls, das ganz Vernunft geworden ist, mathematisch statt menschlich, Politik statt Seele.

Gerade einem Manne wie Alfred H. Fried, dem Träger des Friedens-Nobelpreises, einem Manne, dessen restlos reine und leidenschaftliche Gesinnung ich verehre, glaube ich darum widersprechen zu müssen, wenn er den Vernunftmeridian nicht unbedingt jenseits jedes Schlachtfeldes setzt. Es gibt für mein Gefühl keinen Sieg der Ideen – Ideen siegen nicht, sie sind zu Gast in den Menschen und in den Zeiten, sie stärken sich nicht an ihrer Verbreitung (im Gegenteil!), sie sterben nicht an ihren Niederlagen. Aber die Menschen sterben, und darum muß unsere Anteilnahme jetzt bei ihnen sein. Die Ideen brauchen uns nicht, denn sie haben ihr ewiges Leben. Die Menschen brauchen uns, denn sie haben nur dieses einmalige irdische, dies so sehr geliebte und jetzt so bedrohte Leben, und wer von ihnen jetzt noch fällt, klagt unser Schweigen an. Die Gerechtigkeit, die Gleichheit, das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen und der Völker, das Ende der Gewalt, die ewige Eintracht – all diese großen Ideen wird kein einziger von diesen Toten mit seinem Tod der Menschheit bringen, und auch Hunderttausende Tote nicht. Nur die Lebendigen schaffen die Welt.

Entwertung der Ideen, Neubewertung des einzelnen, jetzt verschleuderten Menschenlebens – vielleicht ist dieser notwendigen Umwertung Ort und Stunde jetzt gut. Auch die Schweiz ist leise angerührt worden vom Schicksal in diesen Tagen, die Grippe hat einige Opfer gefordert, aber wie wenige! Nur dreihundert Menschen. Ich setze mit Absicht das grausame Wort *„nur"* dreihundert Menschen, weil ich weiß, daß es jedem fühlenden Menschen weh tut. Daß diese Herabminderung des Wertes, wenn man sagt „nur" dreihundert hingestorbene Menschen, sein Gefühl aufreizt. Und im Gefühl schmerzhaft aufzureizen, daß man es als nichtig, als lächerlich heute schon empfindet, wenn ein Staat „nur" dreihundert schaffender, wirkender, lebensgeliebter Bürger verliert, scheint mir notwendig zu der richtigen Einstellung auf die Möglichkeit, daß für einige unklare und unrealisierbare Ideen, für einige Strich Land noch Hunderttausende und Millionen Menschen hingeopfert werden sollen. In diesen Tagen einer nahen Gefahr ist hier jeder einzelne des Wertes bewußt geworden, den sein Kind, sein Bruder, sein Freund für ihn bedeutet, und – losgelöst von der ewig relativen Rechnerei der Zeit, für die fünfzigtausend Tote „normal" sind – hat jeder gespürt, wie unendlich wertvoll, wie unersetzlich jedes einzelne kleine, arme anonyme Menschenleben für andere einzelne, kleine arme anonyme Menschen ist. Und vielleicht nimmt diese Erkenntnis manchem, der hier unerbittlich zu Hause die Armeen weiter gegeneinander warf, ein wenig von seiner Leidenschaft, den Sieg einer oder der andern Gruppe zu wünschen, und fordert den Sinn der Nachgiebigkeit der Nationen, indem sie tätig mithilft an der Entpolitisierung der Welt, an der Neubewertung des einzelnen Menschenlebens, und damit an der Entwertung jeder Kriegsidee.

Stefan Zweig

Opportunismus, der Weltfeind

(Oktober 1918)[1]

Die politische Meinung muß notwendigerweise Gegner haben und zeitliche Hemmungen. Aber die Überzeugung hat nur einen Feind (einen ewigen Feind): den Opportunismus.

Nichts war gefährlicher, als daß die Menschen bei sich selbst und den andern diese beiden Begriffe unausgesetzt verwechselt oder gleichgestellt haben: Meinung und Überzeugung. Meinung haben viele. Überzeugung ganz wenige. Meinung fliegt zu aus Wort, Zeitungsblatt, Wunsch und Gerede, fliegt wieder fort mit dem nächsten Wind, klebt an den Tatsachen und ist immer dem Druck der Luft, der Massenpsychose, unterworfen. Überzeugung wächst aus Erlebnis, nährt sich an Bildung, bleibt persönlich und unteilhaft an den Ereignissen. Meinung ist Masse, Überzeugung der Mensch.

Und das Tragische der Zeit darum in einem Satz: die Meinungen haben über die Überzeugungen gesiegt. Das Gerede über das Wissen. Überall. Ein Kind kann an der Rechentafel die Summe der Menschen aufzählen, die, unverwirrt von Sieg und Niederlage, ihr geistiges Bekenntnis nicht einen Augenblick an die Zeit verraten haben. Und vergebens warten wir bei den andern auf das einfachste urmenschlichste Wort: „Ich habe mich geirrt." Wo ist die Zeitung, die auf ihrem ersten Blatte ankündigt: „Wir haben, durch irrige Voraussetzungen getäuscht, unsere Leser unrichtig informiert?" Wo der Politiker, der in einem Brief an seine Wähler erklärt: „Ich habe Unrecht getan, daß ich in bestem Glauben usw."? Wo der Künstler, der General, der Dichter, der offen das Einfachste bekennt, verwirrt gewesen zu sein von dem ungeheuren Impetus der Tatsachen, mitgerissen in die Stromschnellen der Meinung?

Was wir erleben ist Opportunismus. Ein sachtes Hinüberschlei-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Opportunismus, der Weltfeind*. Erstveröffentlichung in: Das Forum (Berlin), Oktober 1918. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

chen. Zechpreller der Verantwortung, sieht man die Wortführer, die politischen, die literarischen, ganz leise von den Tischen aufstehen, an denen sie gesessen haben und sich heimlich hinüberschieben zu den andern und, kaum dort niedergelassen, so tun, als ob sie ihr Leben lang dort gewesen. Einige haben schon dreimal so ihren Platz gewechselt: vergeßlich gegen sich selbst, zählen sie auf die Vergeßlichkeit der andern und rechnen – leider richtig – mit dem merkwürdigen Instinkt der Masse, die immer selbst unschuldig gewesen sein will und vergißt, daß ihre Meinung (ihre zu einer ungeheuren dynamischen Macht durch das millionenfach solidarische Jasagen gesteigerte Meinung) den Schein einer nationalen Überzeugung hatte.

Darum ist als moralisches Phänomen jeder plötzliche Umschwung einer Volksgesinnung gleichgültig, so wichtig er im politischen Sinne sein mag. Denn es sind nicht neue Schichten, die plötzlich zu Wort kommen, die abgelebten überfluten, sondern – wie im Theater die gleichen Statisten erst als Trojaner dann als Griechen erscheinen – im wesentlichen dieselben Menschen: ob sie nun Enttäuschung treibt oder Hoffnung, keinesfalls ist es Überzeugung, denn Überzeugungen wachsen nicht wie Bambusrohre über Nacht. Und der Opportunismus, der aus Nützlichkeit Meinungen wechselt, dem Hindenburgs oder Fochs militärische Erfolge moralische Verwandlungen schenken, ist vielleicht noch gefährlicher als jede resolute Starrheit. Ideen gewinnen nicht durch Massenzuzug: sie verflachen und verschmutzen daran. Ich weiß, daß die besten Menschen Frankreichs, die leidenschaftlichst freien Männer ein Grauen haben, jetzt das Wort „droit“ und „liberté“ auszusprechen, so abgegriffen ist es geworden von unwürdigen Händen, und gerade dem Deutscheuropäer, dem Demokratie ein Ideal war, wird es schwer sein, mit den plötzlichen deutschen Demokraten von morgen gemeinsam zu sein (die eben erst ihre Mitgliedskarte zur Vaterlandspartei zerrissen und in den Abtritt geworfen haben). Die Seuche des Opportunismus, international, wie nur die Syphilis und der Kriegswucher waren, hat sich schreckhaft über Europa ausgebreitet und nicht eine politische Partei, sondern sie zu bekämpfen wird unsere wahre, unsere notwendigste Pflicht. Opportunismus der Politiker, die, kühle Männer serviler Logik, auf der Degenspitze ihre Ideale voltigierten, hat den Krieg verlängert. Opportunismus der Literaten, die das Megaphon der Begeisterung an sich rissen, damit ihre kleine Stimme mächtig

wirke, den Haß vervielfacht, Opportunismus der Parteiführer, die nur für ihre nächste Wahl bangten, die Meinung des Volkes verstört und Opportunismus des Volkes selbst, das sich zum ersten Male von all diesen Herrscherelementen nicht gedemütigt sondern bewundert und gepriesen sah, die Tragödie vollendet. Keine Überzeugung, auch die aberwitzigste, hat so viel Unheil angerichtet wie der Opportunismus, und eben weil er die einzige Macht ist, die durch die Erfahrungen nicht gelitten hat, weil er im Gegenteil heute mächtiger, tätiger, geschäftiger ist als je, müssen wir ihn als den Feind erkennen. Den gefährlichsten Feind des Geistes. Den Urfeind der Überzeugung und des Gewissens.

Seien wir wach! Wehren wir uns noch einmal gegen die Begeisterung! Geschichte und Gegenwart hätten uns Skepsis reichlich lehren sollen vor raschen Verwandlungen. Jedem Umschwung, wie gewaltig er sein möge, sehen wir ins Triebrad! Es gibt keinen reinen Gedanken, keine edle Idee, die nicht unwertig würde, sobald sie die Opportunisten, die Freibeuter der Meinung, an sich reißen, und was aus Nützlichkeitsgedanken, nicht aus innern, erlebten Notwendigkeiten entsteht, kann niemals wahrhaft schöpferisch werden. Die neue Republik darf nicht von den alten Akrobaten der Gesinnung geführt sein. Umwälzungen schaffen Unklarheiten und in diesem Tumult sind die Geschmeidigen der Meinung immer voran. Sollen noch einmal die wahrhaft Überzeugten schweigen müssen, nun aus Ekel wie damals aus Zwang? Es ist wahrhaft genug der Nachsicht: vielleicht wird es möglich sein, sich mit den Gegnern der Gesinnung, den offenen, zu verständigen. Aber die wahre, die moralische Gefahr sind die Überläufer, die Verwässerer aller Ideen, die Opportunisten des Augenblicks, die Vaterländler jedes Vorteils, die Schmarotzer des Erfolges: auch hier ist Macht zu bekämpfen, der ewige Widerpart des Geistes, und zwar in ihrer gefährlichsten Form: der Scheinform der Überzeugung, die mit dem Zauber des Worts den Geist nachahmt, den sie verleugnet. Die unsere Worte nimmt und ihnen den Sinn entkernt. Die demagogisch: „Menschheit“ sagt und einzig sich selbst meint, in allem und jedem einzig sich selbst, indes die Idee immer jenseits ist vom einzelnen, so sehr sie ihm einzig gehört. Nochmals: Achtung vor dem Opportunismus, dem Weltfeind! Lieber Gegner vor uns als Überläufer neben uns!

Stefan Zweig

Der Zwang

Novelle über einen ‚Fahnenflüchtigen' | entstanden 1918 (1920)[1]

Die Frau schlief noch fest mit runden starken Atemzügen. Ihr Mund, halb aufgetan, schien ein Lächeln beginnen zu wollen oder ein Wort, und weich hob unter der Decke Beruhigung die jung gewölbte Brust. Von den Fenstern dämmerte erste Helligkeit. Aber der winterliche Morgen hatte nur armes Licht. Zwitterschein von Dunkel und Tag wogte unsicher über dem Schlaf der Dinge und hüllte ihre Gestalt.

Ferdinand war leise aufgestanden, er wußte selbst nicht warum. Das geschah ihm jetzt oft, daß er mitten in der Arbeit plötzlich zum Hut griff und rasch aus dem Hause ging, in die Felder hinein, rascher und immer rascher forteilend, bis er sich mattgelaufen und plötzlich irgendwo weitab in fremder Gegend stand, ein Zittern in den Knien und mit springendem Puls an den Schläfen. Oder daß er jählings in belebtem Gespräch aufstarrte, die Worte nicht mehr verstand, an Fragen vorüberhörte und sich gewaltsam zurechtschütteln mußte. Oder daß er sich abends im Auskleiden vergaß und, den abgestreiften Schuh starr in Händen, auf dem Bettrand sitzen blieb, bis ein Rufwort seiner Frau ihn aufschreckte oder plötzlich der Stiefel polternd zu Boden fiel.

Wie er jetzt aus dem leicht durchschwülten Gemach auf den Balkon trat, fröstelte ihn. Unwillkürlich drückte er die Ellbogen wärmer an den Leib. Die tiefe Landschaft unter ihm war noch ganz nebelverfangen. Über dem Zürichsee, den er sonst von seinem hochgelegenen Häuschen wie einen geschliffenen Spiegel sah, in dem jede Himmelswolke weiß eilend widerglitt, wogte ein dicker milchiger Schaum. Alles war feucht, dunkel, glitschig und grau, wo seine Blicke, seine Hände hintasteten, Wasser troff von den Bäumen, Feuchte

[1] Textquelle | Stefan Zweig: *Der Zwang*. Eine Novelle. Leipzig: Insel-Verlag 1920. (Textwiedergabe hier nach: https://projekt-gutenberg.org).

rieselte von den Balken. Wie ein Mensch, der eben sich der Flut entwunden und von dem in Strähnen das Wasser abtropft, war die aufsteigende Welt. Menschenstimmen kamen durch die Nebelnacht, aber gurgelnd und dumpf wie das Röcheln von Ertrunkenen, manchmal auch Hammerschlag und ferner Kirchturmruf, doch feucht und rostig der sonst so klare Ton. Ein nasses Dunkel stand zwischen ihm und seiner Welt.

Ihn fröstelte. Und doch, er blieb und stand, die Hände tiefer in die Taschen geschmiegt, den ersten freien Ausblick zu erwarten. Wie graues Papier begannen die Nebel sich langsam von unten aufzurollen, und unendliche Sehnsucht überkam ihn nach der geliebten Landschaft, die er unten in geordnetem Bestand und nur vom morgendlichen Rauche verborgen wußte und deren klare Linien sein eigenes Wesen sonst ordnend erhellten. Wie oft, aus der Wirrnis seiner selbst an dies Fenster tretend, hatte er am gefriedeten Ausblick hier Beruhigung gefunden; die Häuser drüben am andern Ufer, freundlich eines zum andern gestellt, ein Dampfboot zierlich sicher das blaue Wasser zerteilend, die Möven, heiter das Ufer überschwärmend, der Rauch in silberner Schraube aus rotem Schorne aufsteigend ins Mittagsgeläut, alles das sagte ihm so sichtlich: Friede! Friede! daß er, gegen sein eigenes Wissen um den Wahnsinn der Welt, diesen schönen Zeichen glaubte und für Stunden der eigenen Heimat über dieser neugewählten vergaß. Vor Monaten war er, ein Flüchtling vor der Zeit und den Menschen, aus Kriegsland in die Schweiz gekommen und spürte, wie sein zerknittertes, zerfurchtes, von Grauen und Entsetzen aufgepflügtes Wesen hier sich glättete und narbte, wie die Landschaft ihn weich in sich aufnahm und die reinen Linien und Farben seine Kunst in die Arbeit riefen. Darum fühlte er immer sich entfremdet und wieder fortgestoßen, wenn dieser Blick ihm verdunkelt war, und so in dieser Morgenstunde, da der Nebel ihm alles hüllte. Unendliches Mitleid kam ihn an mit all denen, die da unten im Dunkel verschlossen waren, mit den Menschen seiner heimatlichen Welt, die auch so in eine Ferne versunken waren, unendliches Mitleid und unendliche Sehnsucht nach Verbundenheit mit ihnen und ihrem Geschick.

Irgendwo aus dem Rauche schlug die Kirchturmglocke viermal und dann, sich selber die Stunde erklärend, helleren Tones achtmal in den Märzmorgen. Und selbst wie auf einer Turmspitze fühlte er

sich unsäglich klein, die Welt vor sich und seine Frau hinter sich im Dunkel ihres Schlafs. Sein innerster Wille spannte sich an, diese weiche Wand von Nebel zu zerreißen und irgendwo Botschaft des Wachens, Gewißheit des Lebens zu spüren. Und wie er die Blicke gleichsam aus sich forttrieb, war ihm, als ob dort unten im Grau, wo das Dorf endete und der Weg in kurzatmigen Serpentinen hier herauf zum Hügel stieg, etwas sich langsam regte, Mensch oder Tier. Weich verhüllt, klein kam es heran, eine Freude zuerst, daß noch etwas wach war außer ihm, und doch eine Neugier zugleich, brennend und ungesund. Dort, wo sich die graue Gestalt jetzt hinschob, war ein Kreuzweg, zum Nachbarort führend oder hier empor: einen Augenblick schien das Fremde dort aufatmend zu zögern. Dann klomm es langsam den Saumpfad hinauf.

Unruhe überkam Ferdinand. Wer ist dieser fremde Mensch, fragte er sich, welcher Zwang treibt ihn aus der Wärme seines dunkeln Gemaches wie mich in den Morgen hinaus? Will er zu mir und was will er von mir? Jetzt, durch den lockeren Nebel der Nähe erkannte er ihn: es war der Postbote. Jeden Morgen, von den acht Glockenschlägen getrieben, klomm er hier empor, und Ferdinand wußte und sah in sich sein hölzernes Gesicht mit dem roten Seemannsbart, der an den Enden weiß wurde, und den blauen Brillen. Nußbaum hieß er, und er nannte ihn Nußknacker wegen seiner harten Bewegungen und der Würde, mit der er die Tasche, die große, schwarzlederne Tasche, immer rechtsherum warf, ehe er gewichtig seine Briefschaften abgab. Ferdinand mußte lächeln, wie er ihn da stapfen sah, Schritt für Schritt, die Tasche links übergeworfen und bemüht, mit seinen kurzbeinigen Schritten recht würdevoll zu gehen.

Aber plötzlich spürte er seine Knie zittern. Seine Hand, über die Augen gehoben, fiel ab wie lahm. Die Unruhe von heute, von gestern, von all diesen Wochen, die war mit einemmal wieder da. Er meinte zu spüren, daß dieser Mensch auf ihn zukäme, Schritt um Schritt, und zu ihm allein. Ohne selbst um sich zu wissen, klinkte er die Türe auf, schlich an seiner schlafenden Frau vorbei und hastete die Treppen hinab, den Zaunweg hinunter, dem Kommenden entgegen. An der Gartentür stieß er mit ihm zusammen. „Haben Sie … haben Sie …“ dreimal mußte er ansetzen. „Haben Sie etwas für mich?“

Der Briefträger schob die feuchten Brillen hoch, ihn anzusehen. „Woll, woll." Er warf mit einem Ruck die schwarze Tasche rechtsherum, tappte mit den Fingern – wie große Regenwürmer waren sie, feucht und rot vom Nebelfrost – in den Briefen herum. Ferdinand zitterte. Endlich griff er einen heraus. Es war ein großes braunes Kuvert, „amtlich" stand breit gedruckt darauf und darunter sein Name. „Zu unterschriebe", sagte er, feuchtete den Tintenstift und hielt ihm das Buch hin. Mit einem Riß, unleserlich vor Erregung, schrieb Ferdinand seinen Namen.

Dann griff er nach dem Brief, den die dicke rote Hand ihm bot. Aber seine Finger waren so starr, daß das Blatt ihnen entglitt und zu Boden fiel, in nasse Erde und feuchtes Laub. Und wie er sich bückte, es aufzuheben, drang in seinen Atem ein bitterer Geruch von Fäulnis und Verwesung ein.

Das war es gewesen, nun wußte er es klar, was seit Wochen unterirdisch eine Ruhe verstörte, dieser Brief, den er wider Willen erwartet hatte, der aus einer sinnlosen, formlosen Ferne auf ihn zuging, nach ihm tastete, mit seinen starren maschinengeschriebenen Worten nach seinem warmen Leben, seiner Freiheit griff. Er hatte ihn kommen gefühlt von irgendwoher, wie ein Reiter auf Patrouille zwischen dem grünen Walddickicht ein kaltes Stahlrohr unsichtbar auf sich gerichtet fühlt und das kleine Stück Blei darin, das hinein will in das Dunkel unter seiner Haut. Vergebens war also die Gegenwehr gewesen, die kleinen Schliche, mit denen er nächtelang sein Denken erfüllt: nun hatten sie ihn erreicht. Acht Monate kaum waren es, daß er nackt, vor Kälte und Ekel zitternd, drüben vor einem Militärarzt gestanden, der nach den Muskeln an seinen Armen griff wie ein Pferdehändler, daß er an dieser Erniedrigung die Menschenunwürde der Zeit erkannt und die Sklaverei, in die Europa verfallen. Zwei Monate lang ertrug er es noch, in dieser Stickluft der patriotischen Phrase zu leben, aber allmählich ward ihm der Atem zu eng, und wenn die Menschen um ihn die Lippen auftaten zur Rede, meinte er das Gelbe der Lüge auf ihrer Zunge zu sehen. Was sie sprachen, widerte ihn an. Der Anblick der frierenden Frauen, die mit ihren leeren Kartoffelsäcken im Morgendämmer auf den Stufen des Marktes saßen, preßte ihm die Seele entzwei: mit geballten Fäusten schlich er umher und fühlte, wie er böse und gehässig wurde, sich selbst widerwärtig in seiner ohnmächtigen Wut. Endlich war es

ihm dank einer Fürsprache gelungen, mit seiner Frau in die Schweiz hinüberzukommen: als er die Grenze überschritt, sprang ihm plötzlich das Blut in die Wangen. Er mußte sich an den Pfosten festhalten, so taumelte er. Mensch, Leben, Tat, Wille, Kraft fühlte er sich zum erstenmal wieder. Und seine Lungen taten sich auf, Freiheit aus der Luft zu spüren. Vaterland, das hieß ihm jetzt nur mehr Gefängnis und Zwang. Fremde, sie war ihm Weltheimat, Europa die Menschheit.

Aber das dauerte nicht lange, dies frohe leichte Gefühl; dann kam wieder die Angst. Er spürte, daß er rückwärts mit seinem Namen noch irgendwie in diesem blutigen Dickicht verhakt war. Daß etwas, das er nicht wußte, nicht kannte, und das doch um ihn wußte, ihn nicht freigab. Daß ein schlafloses kaltes Auge irgendwo aus dem Unsichtbaren lauernd auf ihn gerichtet war. Er duckte sich tief in sich hinein, las keine Zeitungen, um die Stellungsbefehle nicht zu finden, wechselte die Wohnung, um seine Spuren zu verwischen, ließ sich Briefe nur an seine Frau postlagernd senden, mied die Menschen, um nicht gefragt zu sein. Nie betrat er die Stadt, sandte seine Frau um Leinwand und Farben. Ganz ins Namenlose hinein verkroch sich seine Existenz, in dies kleine Dörfchen am Zürichsee, wo er bei Bauern ein Häuschen gemietet hatte. Aber immer doch wußte er: in irgendeiner Lade lag zwischen Hunderttausenden von Blättern ein Blatt. Und er wußte: eines Tages würden sie, irgendwo, irgendwann diese Lade aufziehen – er hörte, wie man schob, hörte das Hämmern einer Schreibmaschine, die seinen Namen schrieb, und wußte, daß dieser Brief dann wandern und wandern würde, bis er ihn endlich fand.

Und nun knisterte er, kalt und körperlich, zwischen seinen Fingern. Ferdinand mühte sich, ruhig zu bleiben. „Was ist mir dieses Blatt hier?“ sagte er sich. „Morgen, übermorgen blühen hier tausend, zehntausend, hunderttausend Blätter an den Sträuchern, und jedes ist mir fremd wie dieses. Was heißt dies ‚amtlich‘? Daß ich es lesen muß? Ich habe kein Amt unter den Menschen, und keines ist über mir. Was ist dies mein Name da – bin das Ich schon? Wer kann mich zwingen, zu sagen, ich bin es, wer mich zwingen, zu lesen, was darin geschrieben steht? Wenn ich es ungelesen durchreiße, flattern die Fetzen bis an den See, und ich weiß nichts, und nichts weiß die Welt, kein Tropfen fällt rascher vom Baume zu Boden, kein Atem-

zug geht anders von meiner Lippe! Wie konnte dies mich unruhig machen, dies Blatt, von dem ich nur weiß, wenn ich will? Und ich will nicht. Ich will nichts als meine Freiheit."

Die Finger spannten sich, das harte Kuvert durchzureißen und in Fetzen zu zerpflücken. Aber seltsam: die Muskeln gehorchten ihm nicht. Irgend etwas war wider seinen eigenen Willen in seinen eigenen Händen, denn sie gehorchten nicht. Und indes er mit seiner ganzen Seele wollte, daß sie die Hülle zerfetzten, taten sie ganz behutsam das Kuvert auf, falteten zitternd das weiße Blatt auseinander. Und darauf stand, was er schon wußte: „Zahl 34.729 F. Auf Veranlassung des Bezirkskommandos zu M. werden Euer Hochwohlgeboren hiemit diensthöflichst ersucht, sich zur erneuten Untersuchung über Ihre militärische Tauglichkeit spätestens 22. März zu M. im Bezirkskommando, Zimmer Nr. 8, zu gestellten. Die Militärpapiere folgt Ihnen das Konsulat Zürich aus, zu dem Sie sich dieszwecks zu begeben haben."

Als er wieder in das Zimmer trat, eine Stunde später, kam seine Frau ihm lächelnd entgegen, in der Hand ein loses Bündel Frühlingsblumen. Ihr Antlitz strahlte Sorglosigkeit. „Sieh," sagte sie, „was ich gefunden habe! Dort auf der Wiese hinter dem Hause blühen sie schon, und im Schatten zwischen den Bäumen liegt noch der Schnee." Ihr gefällig zu sein, nahm er die Blumen, beugte sich in sie hinein, um nicht die unbesorgten Augen der Geliebten sehen zu müssen, und flüchtete eilig hinauf in den kleinen Dachraum, den er sich als Atelier eingerichtet hatte.

Aber es ging nicht mit der Arbeit. Kaum daß er seine leere Leinwand vor sich nahm, standen plötzlich darauf maschinengehämmert die Worte des Briefes. Die Farben auf der Palette schienen ihm Schlamm und Blut. Er mußte an Eiter und Wunden denken. Sein Selbstporträt, im Halbschatten stehend, zeigte ihm einen Militärkragen unter dem Kinn. „Wahnsinn! Wahnsinn!" sagte er ganz laut und stampfte mit dem Fuße, um diese irren Bilder zu verscheuchen. Aber die Hände zitterten, und unter den Knien schwankte der Boden. Er mußte sich niederlegen. Und saß dann auf dem kleinen Schemel, in sich eingestürzt, bis seine Frau ihn zu Mittag rief.

Jeder Bissen würgte ihn. Hoch oben im Hals saß etwas Bitteres, das mußte immer erst hinab, und immer stieg es wieder empor. Gebeugt und stumm, wie er saß, merkte er, daß seine Frau ihn beobach-

tend ansah. Plötzlich fühlte er ihre Hand leise auf der seinen. „Was ist dir, Ferdinand?“ Er antwortete nicht. „Hast du schlechte Nachrichten bekommen?“ Er nickte nur und würgte. „Vom Militär?“ Er nickte wieder. Sie schwieg. Er schwieg auch. Dick und drückend stand der Gedanke mit einemmal im Zimmer zwischen den Dingen und stieß sie alle zur Seite. Breit und klebrig saß er auf den angebrochenen Speisen. Er kroch, eine feuchte Schnecke, über ihren Nacken und machte sie schauern. Sie wagten einander nicht anzuschauen und saßen nur gebückt und stumm, die Last, die unerträgliche, dieses Gedankens über sich.

Etwas war zerbrochen in ihrer Stimme, als sie endlich fragte: „Haben sie dich auf das Konsulat bestellt?“ – „Ja.“ – „Und wirst du gehen?“ Er zitterte. „Ich weiß nicht, aber ich muß doch.“ –. „Warum mußt du? Sie können dir in der Schweiz nicht befehlen. Hier bist du frei.“ Bös stieß er aus den gepreßten Zähnen: „Frei! Wer ist denn noch heute frei?“ – „Jeder, der frei sein will. Und du am meisten. Was ist das? –“ Sie riß das Papier, das er vor sich gelegt hatte, verächtlich weg. – „Was hat das für Kraft über dich, dieser Fetzen, beschmiert von einem armseligen Kanzleischreiber, über dich, den Lebendigen, den Freien? Was kann dir das anhaben?“ – „Das Blatt nicht, aber der es sendet.“ – „Wer sendet das? Welcher Mensch? Eine Maschine, die große Menschenmordmaschine. Aber dich kann sie nicht fassen.“ – „Sie hat Millionen gefaßt, warum gerade nicht mich?“ – „Weil du nicht willst.“ – „Auch sie haben nicht gewollt.“ – „Aber sie waren nicht frei. Sie standen zwischen den Gewehren, und darum gingen sie. Aber keiner freiwillig. Keiner wäre aus der Schweiz in diese Hölle zurückgegangen.“

Sie hielt an in ihrer Erregung, weil sie sah, daß er sich quälte. Mitleid wie zu einem Kinde wogte in ihr auf. „Ferdinand,“ sagte sie, indem sie sich an ihn lehnte, „versuche jetzt ganz klar zu denken. Du bist verschreckt, und ich verstehe, daß es verstört, wenn diese heimtückische Bestie einen plötzlich anspringt. Bedenke, wir haben diesen Brief doch erwartet. Hundertmal haben wir diese Möglichkeit beschlossen, und ich war stolz auf dich, weil ich wußte, du würdest ihn in Fetzen reißen und dich nicht hergeben dazu, Menschen zu morden. Weißt du nicht?“ – „Ich weiß, Paula, ich weiß, aber …“ – „Nicht jetzt sprechen“, drängte sie. „Du bist irgendwie schon gepackt. Besinne dich an unsere Gespräche, an das Konzept, das du

aufsetztest – links liegt es in der Schreibtischlade – und wo du erklärtest, nie eine Waffe zur Hand zu nehmen. Du warst ganz fest entschlossen …“ Er warf sich auf. „Nie war ich fest! Nie war ich sicher. Alles das war Lüge, ein Verstecken vor meiner Angst. Ich habe mich berauscht mit diesen Worten. Aber das war alles nur wahr, solange ich frei war, und ich habe immer gewußt, wenn sie mich rufen, so werde ich schwach. Meinst du, ich habe vor ihnen gezittert? Sie sind doch nichts – solange sie nicht in mir wirklich sind, sonst sind sie ja Luft, Wort, ein Nichts. Aber vor mir habe ich gezittert, denn ich wußte immer, sobald sie mich rufen, würde ich gehn.“ – „Ferdinand, du willst gehn?“ – „Nein, nein, nein,“ stampfte er auf, „ich will nicht, ich will nicht, nichts will in mir. Aber gegen meinen eigenen Willen werde ich gehn. Das ist ja das Entsetzliche ihrer Macht, daß man ihnen dient gegen seinen Willen, gegen seine Überzeugung. Wenn man noch Willen hätte – aber kaum, daß man so ein Blatt in Händen hat, dann ist der Wille aus einem fort. Man gehorcht. Man ist der Schulknabe: der Lehrer ruft, man steht auf und zittert.“ – „Aber Ferdinand, wer ruft denn? Das Vaterland? Ein Schreiber! Ein gelangweilter Bureauknecht! Und dann, selbst der Staat hat kein Recht, einen zum Mord zu zwingen, kein Recht …“ – „Ich weiß, ich weiß. Jetzt zitiere noch Tolstoi! Ich weiß doch alle Argumente: verstehst du denn nicht, ich glaube ja nicht, daß sie ein Recht haben, mich zu rufen, nicht, daß ich eine Pflicht habe, ihnen zu folgen. Ich kenne nur eine Pflicht, die heißt, ein Mensch zu sein und zu arbeiten. Ich habe kein Vaterland jenseits der Menschheit, keinen Ehrgeiz, Menschen zu töten, ich weiß alles, Paula, ich sehe alles so klar wie du – nur, sie haben mich eben schon, sie rufen mich, und ich weiß, trotz allem und allem ich werde kommen.“ – „Warum? Warum? Ich frage dich: warum?“ Er stöhnte: „Ich weiß nicht. Vielleicht weil der Wahnsinn jetzt in der Welt stärker ist als die Vernunft. Vielleicht weil ich kein Held bin, eben deshalb wage ich nicht zu fliehen … Man kann das nicht erklären. Es ist irgendein Zwang: ich kann nicht die Kette zerbrechen, die zwanzig Millionen Menschen erwürgt. Ich kann nicht.“

Er barg das Gesicht in den Händen. Die Uhr ging über ihnen schrittauf, schrittab, ein Wachtposten vor dem Schilderhaus der Zeit. Sie zitterte leise. „Es ruft dich, das verstehe ich, obwohl ich es nicht verstehe. Aber hörst du einen Ruf nicht auch von hier? Hält

dich hier nichts?“ Er fuhr auf. „Meine Bilder? Meine Arbeit? Nein! Ich kann nicht mehr malen. Ich habe das heute gespürt. Ich lebe schon drüben und nicht mehr hier. Es ist Verbrechen, jetzt für sich zu arbeiten, während eine Welt in Trümmer geht. Man darf nicht mehr für sich fühlen, für sich allein leben!“

Sie stand auf und wandte sich ab. „Ich habe es nicht geglaubt, daß du für dich allein lebst. Ich glaubte … ich glaubte, ich sei für dich auch ein Stück Welt.“ Sie konnte nicht weiter sprechen, ihre Tränen drängten sich zwischen die Worte. Er wollte sie beruhigen. Aber ein Zorn stand hinter ihren Tränen, vor dem er zurückschrak. „Geh,“ sagte sie, „geh doch! Was bin ich dir? Nicht soviel wie ein Fetzen Papier. So geh doch, wenn du willst.“

„Ich will ja nicht“, schlug er auf mit den Fäusten in ohnmächtiger Wut. „Ich will ja nicht. Aber sie wollen. Und sie sind stark, und ich bin schwach. Sie haben ihren Willen seit tausenden Jahren gehärtet, sie sind organisiert und raffiniert, sie haben sich vorbereitet, und auf uns fällt es wie ein Donner. Sie haben Willen, und ich habe Nerven. Es ist ein ungleicher Kampf. Man kann nicht an wider eine Maschine. Wären es Menschen, man könnte sich wehren. Aber es ist eine Maschine, eine Metzgermaschine, ein seelenloses Werkzeug ohne Herz und Vernunft. Man kann nicht wider sie.“

„Ja, man kann, wenn man muß.“ Sie schrie jetzt wie eine Rasende. „Ich kann, wenn du nicht kannst! Bist du schwach, ich bin es nicht, ich knicke nicht ein vor so einem Wisch, ich gebe nichts Lebendiges gegen ein Wort. Du wirst nicht gehen, solange ich Macht habe über dich. Du bist krank, ich kann es beschwören. Du bist ein Nervenmensch. Wenn ein Teller klirrt, zuckst du zusammen. Jeder Arzt muß das sehen. Laß dich hier untersuchen, ich werde mit dir gehen, ich werde ihm alles sagen. Man gibt dich gewiß frei. Man muß sich nur wehren, nur den Willen fest zwischen die Zähne nehmen. Erinnere dich an Jeannot, deinen Pariser Freund: drei Monate hat er sich im Irrenhaus beobachten lassen, sie haben ihn gefoltert mit ihrer Untersuchung, aber er hat durchgehalten, bis sie ihn freiließen. Man muß nur zeigen, daß man nicht will. Man darf sich nicht ergeben. Es geht doch um das Ganze: vergiß nicht, man will an dein Leben, an deine Freiheit, an alles. Da muß man sich wehren.“

„Wehren! Wie kann man sich wehren? Sie sind stärker als alle, sie sind die Stärksten der ganzen Welt.“

„Das ist nicht wahr! Nur solange die Welt will, sind sie stark. Der einzelne ist immer stärker als der Begriff, aber er muß nur er selbst bleiben, sein eigener Wille. Er muß nur wissen, daß er Mensch ist und es bleiben will, dann sind diese Worte um ihn, mit denen man die Leute jetzt chloroformiert, dann sind: Vaterland, Pflicht, Heldentum bloß Phrasen, die nach Blut stinken, nach warmem, lebendigem Menschenblut. Sei aufrichtig, ist dir dein Vaterland so wichtig wie dein Leben? Eine Provinz, die den erlauchten Monarchen wechselt, so lieb wie deine rechte Hand, mit der du malst? Glaubst du an eine Gerechtigkeit außer an die unsichtbare, die wir in uns bauen mit unsern Gedanken und unserm Blut? Nein, ich weiß es, nein! Darum bist du ein Lügner gegen dich selbst, wenn du gehen willst …"

„Ich will ja nicht …"

„Nicht genug! Du willst überhaupt nicht mehr. Du läßt dich wollen, und das ist dein Verbrechen. Du gibst dich hin an etwas, was du verabscheust, und setzt dafür dein Leben ein. Warum nicht lieber für etwas, das du bekennst? Das Blut für den eigenen Gedanken – gut! Aber warum für den fremden? Ferdinand, vergiß nicht, wenn du genug willst, um frei zu bleiben, was sind sie da drüben: böse Narren! Willst du nicht genug und kriegen sie dich, bist du selbst der Narr. Du hast mir immer gesagt …"

„Ja, gesagt habe ich, alles gesagt, geschwätzt und geschwätzt, um mir selbst Mut zu machen. Ich habe groß geredet, wie die Kinder im finstern Wald singen aus Furcht vor ihrer Furcht. Lüge war das alles, jetzt spür' ich's grauenhaft klar. Denn ich habe immer gewußt, wenn sie mich rufen, so gehe ich …"

„Du gehst? Ferdinand! Ferdinand!"

„Nicht ich! Nicht ich! Etwas in mir geht – es ist schon gegangen. Irgend etwas steht auf in mir wie der Schulknabe vor dem Lehrer, ich sagte es dir ja, und zittert und gehorcht! Und dabei höre ich alles, was du sagst, und ich weiß, es ist richtig und wahr und menschlich und notwendig – es ist das einzige, was ich tun soll und muß – ich weiß es und weiß es, und darum ist es ja so niederträchtig, daß ich gehe. Aber ich gehe, irgend etwas hat mich! Verachte mich nur! Ich verachte mich ja selbst. Aber ich kann nicht anders, ich kann nicht!"

Er hämmerte mit beiden Fäusten auf den Tisch vor sich hin. Etwas Stumpfes, Tierisches, Gefangenes war in seinem Blick. Sie konnte ihn nicht ansehen. Ihre Liebe fürchtete sich, ihn zu verachten.

Auf dem noch gedeckten Tisch stand das Fleisch, kalt und wie totes Aas, das Brot schwarz und zerkrümmt wie Schlacken. Schwüler Dunst von Speisen füllte das Zimmer. Ekel stieg ihr in die Kehle, Ekel vor allem. Sie stieß das Fenster auf. Luft brach ein; über ihre Schultern, die leise zuckenden, hob sich der märzblaue Himmel, und weiße Wolken streiften um ihr Haar.

„Sieh," sagte sie leiser, „sieh da hinaus! Einmal nur, ich bitte dich darum. Vielleicht ist alles, was ich sage nicht ganz wahr. Worte gehen ja immer daneben. Aber das, was ich sehe, ist doch wahr. Das lügt nicht. Da drunten geht ein Bauer hinter dem Pflug, er ist jung und stark. Warum läßt er sich nicht morden? Weil sein Land nicht Krieg hat, weil sein Acker um sechs Striche weiter drüben liegt, gilt das Gesetz nicht für ihn. Und du bist jetzt in diesem Land, so gilt es auch nicht für dich. Kann ein Gesetz, ein unsichtbares, wahr sein, das nur bis zu ein paar Meilensteinen gilt und jenseits ihrer nicht mehr? Spürst du nicht das Sinnlose, wenn du in diesen Frieden da blickst? Ferdinand, sieh, wie klar der Himmel ist über dem See, die Farben, sieh, wie sie warten, daß man ihrer sich freue, komm her ans Fenster und sag' mir dann noch einmal, du willst gehen …"

„Ich will ja nicht! Ich will ja nicht! Du weißt es ja! Warum soll ich das noch sehen? Ich weiß doch alles, alles, alles! Du quälst mich ja nur! Jedes Wort tut mir weh, das du sagst. Und nichts, nichts, nichts hilft mir doch!"

Sie fühlte sich schwach werden vor seinem Schmerz. Mitleid zerbrach ihre Kraft. Leise wandte sie sich um.

„Und wann … Ferdinand … wann … sollst du auf das Konsulat?"

„Morgen! Eigentlich gestern schon. Aber der Brief hat mich nicht gefunden. Erst heute haben sie mich aufgespürt. Morgen muß ich kommen."

„Und wenn du morgen nicht kommst? Laß sie doch warten. Sie können dir hier nichts tun. Uns eilt es ja nicht. Laß sie acht Tage warten. Ich schreibe ihnen, du seiest krank, du lägest im Bett. Mein Bruder hat es auch so gemacht und hat vierzehn Tage so gewonnen. Im ärgsten Falle glauben sie dir nicht und schicken den Konsulatsarzt herauf. Mit dem kann man vielleicht reden. Menschen, die keine Uniform anhaben, sind immer mehr Menschen. Vielleicht sieht er deine Bilder und sieht ein, daß so jemand nicht an die Front gehört.

Und hilft es nichts, so sind wenigstens acht Tage gewonnen."

Er schwieg, und sie spürte, das Schweigen war wider sie.

„Ferdinand, versprich mir's, daß du nicht schon morgen gehst! Laß sie warten. Man muß innerlich vorbereitet sein. Jetzt bist du verstört, und sie machen mit dir, was sie wollen. Morgen wären sie die Stärkeren. In acht Tagen wirst du es sein. Denke an die guten Tage, die wir dann haben werden. Ferdinand, Ferdinand, hörst du?"

Sie rüttelte ihn auf. Leeren Blickes sah er sie an. Nichts von ihren Worten stand in diesem stumpfen verlorenen Blick. Nur Grauen und Angst aus einer Tiefe, die sie nicht kannte. Allmählich erst faßte er sich zusammen.

„Du hast recht", sagte er endlich. „Du hast recht. Es eilt ja nicht. Was können sie mir tun? Du hast recht. Ich gehe bestimmt morgen nicht hin. Auch übermorgen nicht. Du hast recht. Muß der Brief mich denn gefunden haben? Kann ich nicht einen Ausflug gemacht haben? Darf ich nicht krank sein? Nein – ich habe dem Postboten ja unterschrieben. Aber das macht nichts. Du hast recht. Man muß sich besinnen! Du hast recht. Du hast recht!"

Er war aufgestanden und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. „Du hast recht, du hast recht", wiederholte er mechanisch, aber es war keine Überzeugung darin. „Du hast recht, du hast recht" – ganz abwesend, ganz stumpfsinnig wiederholte er immer das Wort. Sie spürte, seine Gedanken waren anderswo, ganz weit von hier, immer schon bei denen drüben, immer schon im Verhängnis. Sie konnte es nicht mehr hören, dieses ewige „Du hast recht, du hast recht", das nur von den Lippen kam. Leise ging sie hinaus. Und hörte ihn noch stundenlang innen auf und ab gehen wie einen Gefangenen in seinem Kerker.

Auch abends rührte er das Essen nicht an. Etwas Starres, ganz Abwesendes war in ihm. Und erst nachts, an ihrer Seite fühlte sie das Lebendige seiner Angst; er klammerte sich an ihren weichen warmen Leib, als wollte er sich an ihn flüchten, umpreßte sie heiß und zuckend. Aber sie wußte, es war nicht Liebe, sondern Flucht. Ein Krampf war es, und unter seinen Küssen spürte sie eine Träne, bitter und salzig. Dann lag er wieder stumm. Manchmal hörte sie ihn stöhnen. Dann hielt sie ihm die Hand herüber, und er faßte sie, als könnte er sich daran halten. Sie sprach nicht; nur einmal, da sie ihn schluchzen hörte, versuchte sie ihn zu trösten. „Du hast noch

acht Tage. Denke nicht daran." Aber sie schämte sich selbst, daß sie ihm riet, anderes zu denken, denn sie spürte an dem Kalten seiner Hand, an dem springenden Gang seines Herzens, daß nur dieser eine Gedanke ihn besaß und befehligte. Und daß es kein Wunder gab, ihn davon zu erlösen.

Nie war das Schweigen, nie das Dunkel so schwer gewesen in diesem Hause. Das Grauen der ganzen Welt stand kalt zwischen den Wänden. Nur die Uhr ging unbeirrt weiter, der eiserne Wachtposten, schrittauf, schrittab, und sie wußte, daß mit jedem Schritt der Mensch, der geliebte lebendige Mensch an ihrer Seite ihr ferner wurde. Sie konnte es nicht mehr ertragen, sprang auf und hielt den Pendel an. Jetzt gab es keine Zeit mehr, nur Grauen und Schweigen. Und sie lagen beide stumm und wach bis in den neuen Tag, einer neben dem andern, und der Gedanke ging auf und nieder in ihren Herzen.

Es war noch winterhaft dämmrig, Rauhreif überschwebte in schweren Schwaden den See, als er aufstand, rasch die Kleider umwarf, zögernd und ungewiß von einem Zimmer in das andere hastete und wieder zurück, bis er plötzlich nach Hut und Mantel griff und leise die Tür des Hauses auf tat. Später erinnerte er sich noch oftmals des Zitterns seiner Hand, wie sie an den frostkalten Riegel rührte und er sich scheu dabei umwandte, ob keiner ihn erspähe. Und wirklich, wie gegen einen schleichenden Dieb sprang der Hund gegen ihn auf, duckte sich aber, ihn erkennend, zärtlich unter seiner Liebkosung, umwedelte ihn dann wild, der Begleitung begierig. Aber er scheuchte ihn zurück mit der Hand – zu sprechen wagte er nicht. Und dann, selbst unwissend um seine Hast, eilte er plötzlich den Saumweg hinab. Manchmal blieb er noch stehen, sah zurück zu dem Haus, das langsam im Nebel sich verlor, aber dann riß es ihn weiter, er lief, stolperte über Steine, als ob jemand ihn jagte, zur Station hinab, und dort erst blieb er stehen, aus den nassen Kleidern dampfend und Schweiß auf der Stirne.

Ein paar Bauern und kleine Leute standen dort, die ihn kannten. Sie grüßten ihn, einer oder der andere schien nicht übel gelaunt, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber er bog sich vor ihnen zurück. Eine schamhafte Angst war in ihm, mit Menschen jetzt sprechen zu müssen, und doch tat dies leere Warten vor den nassen Schienen ihm weh. Ohne zu wissen, was er begann, stellte er sich auf die Wage, warf ein Geldstück ein, starrte auf dem kleinen Spiegel über

den Zeigern in sein fahles, schweißnaß dampfendes Gesicht, und erst wie er niederstieg und das Geldstück innen niederklirrte, merkte er, daß er vergessen, nach der Zahl zu schauen. „Ich bin wahnsinnig, ganz wahnsinnig", murmelte er leise. Ein Grauen kam ihn an vor sich selbst. Er setzte sich nieder auf eine Bank und wollte sich zwingen, alles klar zu überdenken. Aber da hämmerte hart neben ihm die Signalglocke, er fuhr auf. Und schon schrie die Lokomotive aus der Ferne. Der Zug brauste her, er warf sich in ein Coupé. Eine Zeitung lag schmutzig auf der Erde. Er hob sie auf, starrte hinein, ohne zu wissen, was er las, und sah nur seine eigenen Hände, die sie hielten und immer mehr zitterten.

Der Zug hielt. Zürich. Er schwankte hinaus. Er wußte, wohin es ihn riß, und spürte den eigenen Willen dawider, aber schwach und immer schwächer. Hie und da versuchte er noch kleine Kraftproben. Er stellte sich vor ein Plakat und zwang sich, es zu lesen von oben bis unten, um sich zu beweisen, daß er frei sich gebiete. „Ich habe ja keine Eile", sagte er sich halblaut, aber noch das Wort zwischen den murmelnden Lippen, riß es ihn schon fort. Wie ein Motor war in ihm diese brennende Nervosität, diese stoßende Ungeduld, die ihn vorwärts trieb. Hilflos sah er sich um nach einem Auto. Die Beine zitterten ihm. Eines stieß vorbei. Er rief es an. Wie ein Selbstmörder in den Fluß warf er sich hinein. Und nannte noch den Namen: die Straße des Konsulats.

Das Auto surrte. Er lehnte sich zurück, die Augen geschlossen. Ihm war, als sause er in einen Abgrund, und fühlte doch eine leise Wollust in der Geschwindigkeit, mit der ihn das Fahrzeug in sein Schicksal riß. Es tat ihm wohl, passiv dabei zu sein. Schon hielt er, der Wagen. Er stieg aus, zahlte und stieg in den Lift, irgendwie wiederholte sich das Lustgefühl, so mechanisch gefahren und gehoben zu sein. Als wäre er nicht es selbst, der all dies tat, sondern sie, die Macht, die unbekannte, unfaßbare, die ihn zwang.

Die Tür des Konsulats war versperrt. Er läutete. Keine Antwort. Heiß zuckte es in ihm auf: zurück, rasch fort, die Treppen hinunter! Aber er läutete nochmals. Ein Schritt kam langsam von innen geschlurft. Ein Diener tat umständlich auf, hemdärmlig, das Staubtuch in der Hand. Offenbar räumte er die Bureaus zusammen. „Was wollen Sie denn …", fuhr er ihn unwirsch an. „In das Konsulat … ich … ich bin bestellt", stammelte er, schon rückstürzend in seine Scham, vor dem Diener zu stottern.

Der Diener drehte sich frech beleidigt um. „Können Sie nicht lesen unten an der Tafel: ‚Amtsstunden von 10–12.' Jetzt ist niemand da." Und ohne ein Wort abzuwarten, schlug er die Türe zu.

Ferdinand stand da und zuckte in sich zusammen. Grenzenlose Scham fiel ihm ins Herz. Er sah auf die Uhr. Es war sieben Uhr zehn Minuten. „Wahnsinnig! Ich bin wahnsinnig", stammelte er. Und zitterte die Treppen hinab wie ein Greis.

Zweieinhalb Stunden – entsetzlich war ihm diese tote Zeit, denn er spürte, daß mit jeder Minute des Wartens ihm etwas von seiner Kraft entglitt. Jetzt war er gespannt gewesen und bereit, er hatte alles vorberechnet, jedes Wort an seinen Platz gestellt, die ganze Szene innerlich vorgebaut, und jetzt fiel zwischen ihn und seine bereite Kraft dieser eiserne Vorhang zweier Stunden. Schreckhaft spürte er, wie die ganze Hitze in ihm verrauchte, Wort für Wort aus seinem Gedächtnis wegwischte, wie sie einander überstürzten und sich stießen in nervöser Flucht.

So hatte er es sich gedacht: er würde auf das Konsulat gehen und sich dort sofort dem Referenten für Militärangelegenheiten melden lassen, den er flüchtig kannte. Einmal hatte er ihn bei Freunden kennengelernt und mit ihm über Gleichgültiges gesprochen. Immerhin aber, er kannte seinen Widerpart, einen Aristokraten, elegant, weltmännisch und eitel auf seine Bonhomie, der gerne großmütig tat und es sich angelegen sein ließ, nicht als Beamter zu scheinen. Diesen Ehrgeiz hatten sie ja alle, sie wollten irgendwie als Diplomaten, als souveräne Persönlichkeiten genommen werden, und hier beabsichtigte er einzusetzen: sich anmelden lassen, gesellschaftlich höflich, zuerst von allgemeinen Dingen sprechen und nach der Frau Gemahlin sich erkundigen. Der Referent würde ihm gewiß Platz anbieten und eine Zigarette und dann schließlich in sein Schweigen höflich fragen: „Womit kann ich Ihnen dienen?" Der andere müßte ihn fragen, das war wichtig und nicht zu vergessen. Und darauf würde er antworten, ganz kühl und indifferent: „Ich habe da ein Schreiben erhalten, ich möchte zur Untersuchung nach M. hinüberfahren. Das muß wohl ein Irrtum sein, ich bin seinerzeit ausdrücklich für dienstuntauglich erklärt worden." Ganz kühl müßte er das sagen, man sollte gleich sehen, daß er die ganze Sache als eine Bagatelle betrachte. Der Referent würde darauf – er kannte schon seine lässige Art – das Papier nehmen und ihm erklären, es handle sich da

um eine neue Überprüfung, er hätte doch in den Zeitungen längst die Aufforderung lesen müssen, daß auch die seinerzeit Zurückgestellten sich abermals zu melden hätten. Darauf würde er dann, wieder ganz kühl, gleichsam achselzuckend sagen: „Ach so! Ich lese ja keine Zeitungen, ich habe keine Zeit dazu. Ich habe zu arbeiten." Gleich müßte der andere sehen, wie gleichgültig ihm der ganze Krieg sei, wie souverän und frei er sich empfinde. Natürlich würde ihm der Referent dann erklären, er müsse dieser Aufforderung Folge leisten, es sei ihm ja persönlich leid, aber die Militärbehörden und so weiter … Jetzt wäre es dann an der Zeit, energisch zu werden. „Ich verstehe," müßte er sagen, „aber mir ist es jetzt ganz unmöglich, meine Arbeit zu unterbrechen. Ich habe eine Gesamtausstellung meiner Bilder vereinbart und darf den Mann nicht im Stiche lassen. Mein Wort ist verpfändet." Und würde dann dem Referenten vorschlagen, entweder ihm den Termin zu verlängern oder sich hier vom Konsulatsarzt neuerlich untersuchen zu lassen.

Bis hieher war alles ganz sicher. Erst von hier an gabelten sich die Möglichkeiten. Entweder würde der Referent glatt darauf eingehen, dann war jedenfalls Zeit gewonnen. Wenn er aber höflich – mit jener kalten, ausweichenden und plötzlich amtlich werdenden Höflichkeit –ihm erklären sollte, dies sei jenseits seiner Kompetenz und nicht statthaft, dann galt es, entschlossen zu sein. Er müßte zunächst aufstehen, an den Tisch treten und mit fester Stimme sagen, aber ganz, ganz fest, mit unbeugsamer, von innen kommender Entschlossenheit: „Ich nehme es zur Kenntnis, bitte aber protokollarisch zu vermerken, daß ich durch meine ökonomischen Verpflichtungen gehindert bin, der Einberufung sofort Folge zu leisten, und sie auf meine eigene Gefahr um drei Wochen verschiebe, bis ich diesem moralischen Zwange Genüge getan habe. Ich denke selbstverständlich nicht daran, mich meiner vaterländischen Pflicht zu entziehen." Auf diese mühsam ausgedachten Sätze war er ganz besonders stolz. „Protokollarisch zu vermerken", „ökonomische Verpflichtungen" – das klang so sachlich und amtlich. Sollte der Referent ihn dann auf die Rechtsfolgen noch aufmerksam machen, dann wäre es Zeit, den Ton noch etwas schärfer zu spannen und die Sache kühl zu erledigen: „Ich kenne das Gesetz und bin mir der Rechtsfolgen bewußt. Aber mein gegebenes Wort ist mir das oberste Gesetz, und um es einzulösen, muß ich jede Schwierigkeit auf mich nehmen." Dann

rasch sich verbeugen, das Gespräch damit quer durchschneiden und zur Türe gehen! Sie mußten sehen, daß er kein Arbeiter oder Lehrjunge sei, der warte, bis man ihn verabschiede, sondern einer, der selbst bestimme, wann für ihn eine Konversation zu Ende sei.

Dreimal sagte er sich im Aufundabgehen diese Szene her. Der ganze Aufbau, der Ton gefiel ihm ausgezeichnet, er war schon ungeduldig auf die Stunde wie der Schauspieler auf sein Stichwort. Nur die eine Stelle sagte ihm noch nicht recht zu: „Ich denke nicht, mich der vaterländischen Pflicht zu entziehen." Irgendeine patriotische Höflichkeit müßte ja unbedingt im Gespräch sein, unbedingt, damit man sehen solle, er sei nicht renitent, aber doch nicht bereit, er erkenne zwar – vor ihnen natürlich nur – die Notwendigkeit an, aber nicht für sich. „Vaterländische Pflicht" – das Wort war aber doch zu papieren, zu abgelesen. Er überlegte. Vielleicht: „Ich weiß, daß das Vaterland meiner bedarf." Nein, das war noch lächerlicher. Oder besser: „Ich gedenke nicht, mich dem Ruf des Vaterlandes zu entziehen." Das war besser. Aber doch, diese Stelle gefiel ihm nicht. Sie war zu servil, die Verbeugung um einige Zentimeter zu tief. Er überlegte weiter. Am besten ganz einfach: „Ich weiß, was meine Pflicht ist" – ja, das war das Richtige, das konnte man nach innen und nach außen wenden, verstehen oder mißverstehen. Und das klang knapp und klar. Das konnte man ganz diktatorisch sagen: „Ich weiß, was meine Pflicht ist" – wie eine Drohung fast. Jetzt war alles richtig. Aber doch: er sah wieder nervös auf die Uhr. Die Zeit wollte nicht vorwärts gehen. Es war erst acht Uhr.

Die Straße stieß ihn herum, er wußte nicht, wohin mit sich. So ging er in ein Café, versuchte die Zeitungen zu lesen. Aber er fühlte, wie die Worte ihn störten, auch da stand überall von Vaterland und Pflicht, und diese Phrasen verwirrten sein Konzept. Er trank einen Kognak und noch einen zweiten, um den bitteren Geschmack in der Kehle loszuwerden. Krampfhaft dachte er nach, wie er die Zeit überrennen könnte, und preßte dabei die Brocken des imaginären Gesprächs immer wieder zusammen. Plötzlich griff er sich an die Wange: „Unrasiert, ich bin ja unrasiert!" Er eilte hinüber zum Friseur, ließ sich die Haare schneiden und waschen, das nahm eine halbe Stunde Warten weg. Und dann, es war ihm eingefallen, elegant müsse er aussehen. Das war wichtig dort. Nur gegen arme Teufel waren sie hochmütig, die schnauzten sie an, aber wenn man

elegant auftrat, weltmännisch und leicht, dann legten sie gleich die andere Walze ein. Der Gedanke berauschte ihn. Er ließ sich den Rock bürsten, ging sich Handschuhe kaufen. Bei der Wahl überlegte er lange. Gelbe, das war irgendwie zu provokant, zu gigerlhaft; diskret perlgrau, das wirkte eher. Dann irrte er wieder auf der Straße. Vor dem Spiegel eines Schneiders sah er sich an, rückte sich die Kravatte zurecht. Die Hand war noch zu leer, ein Spazierstock, fiel ihm ein, das gibt einem Besuch so etwas Gelegentliches, etwas Gleichgültiges. Rasch lief er noch hinüber und wählte einen aus. Als er aus dem Laden trat, schlug es dreiviertel zehn vom Turm. Noch einmal memorierte er seine Lektion. Ausgezeichnet. Die neue Fassung: „Ich weiß, was meine Pflicht ist", war jetzt die stärkste Stelle. Ganz sicher, ganz fest schritt er aus und lief die Treppen hinauf, leicht wie ein Knabe.

Eine Minute später, kaum daß der Diener die Tür geöffnet hatte, beklemmte ihn schon das jäh aufsteigende Gefühl, seine Rechnung möchte eine irrige sein. Nichts geschah nach seiner Erwartung. Als er nach dem Referenten fragte, wurde ihm bedeutet, der Herr Sekretär habe Besuch. Er müsse warten. Und eine wenig höfliche Gebärde deutete auf einen Sessel inmitten der Reihe, wo schon drei andere mit gedrückten Gesichtern saßen. Unwillig nahm er Platz, er spürte feindselig, daß er hier Angelegenheit sei, eine Erledigung, ein Fall. Die nebenan erzählten einander ihre kleinen Schicksale; der eine, mit einer weinerlichen und ganz zerkneteten Stimme, wie er in Frankreich zwei Jahre interniert gewesen wäre und daß man ihm hier kein Geld zur Heimreise vorstrecken wolle, der andere klagte, man sei ihm nirgends behilflich zu einem Posten, und er habe drei Kinder. Ferdinand erbebte innerlich vor Zorn: auf eine Bittstellerbank hatte man ihn gesetzt, und er merkte, daß die gedrückte und doch aufmuckerische Art dieser kleinen Menschen ihn irgendwie irritierte. Er wollte das Gespräch noch einmal überdenken, aber diese dummen Redereien querten ihm mitten durch die Gedanken. Am liebsten hätte er sie angeschrien: „Schweigt, Gesindel!" oder Geld aus der Tasche geholt, sie heimzuschicken, aber sein Wille war ganz lahm, und den Hut in der Hand wie sie alle, saß er mit ihnen. Dazu verwirrte ihn das ewige Kommen und Gehen von Leuten türaus und türein, er fürchtete bei jedem, ein Bekannter möchte ihn hier auf der Bittstellerbank sehen, und sprang doch innerlich schon auf in

Bereitschaft, wann immer ein Türflügel sich auftat, und duckte sich dann wieder enttäuscht. Immer deutlicher war ihm, er müsse jetzt fortgehen, rasch flüchten, ehe seine Energie ihm ganz entglitt. Einmal raffte er sich zusammen, stand auf und sagte zu dem Diener, der wie ein Wachtposten neben ihnen stand: „Ich kann ja morgen wieder kommen." Aber der Diener beruhigte ihn: „Der Herr Sekretär wird gleich frei sein", und schon knickten ihm die Knie ein. Er war gefangen hier, es gab keinen Widerstand.

Endlich rauschte eine Dame heraus, lächelnd und eitel, mit einem überlegenen Blick vorbei an den Wartenden, und schon rief der Diener: „Der Herr Sekretär sind jetzt frei." Ferdinand stand auf, zu spät bemerkte er, daß er den Spazierstock und die Handschuhe auf das Fensterbrett gelegt hatte, aber zurückgehen konnte er nicht mehr, die Türe war schon offen, und den Blick halb zurück, verwirrt von den äußerlichen Gedanken, trat er ein. Der Referent saß lesend am Schreibtisch, jetzt sah er flüchtig auf, nickte ihm zu, und ohne den Wartenden zum Sitzen einzuladen, lächelte er höflich kalt: „Ah, unser Magister artium. Gleich, gleich", stand auf, rief ins Nebenzimmer: „bitte den Akt Ferdinand R…, der vorgestern erledigt wurde, Sie wissen ja, Stellungsbefehl nachgesandt" und sagte, schon wieder sich setzend: „Auch Sie verlassen uns wieder! Nun, hoffentlich haben Sie hier in der Schweiz eine schöne Zeit gehabt. Sehen übrigens prächtig aus", und schon den Akt, den ihm der Schreiber brachte, flüchtig durchblätternd: Einrückung M… ja … ja … stimmt … alles in Ordnung … ich habe schon die Papiere ausstellen lassen … Vergütung der Reisekosten erheben Sie wohl nicht?" Ferdinand stand unsicher und hörte seine Lippen stammeln: „Nein … nein." Der Referent unterschrieb das Blatt, reichte es ihm hin. „Eigentlich sollten Sie ja schon morgen fahren, aber so hitzig wird es wohl nicht sein. Lassen Sie nur die Farben trocknen auf dem letzten Meisterwerk. Wenn Sie noch ein oder zwei Tage zum Ordnen Ihrer Angelegenheiten brauchen, das nehme ich auf meine Kappe. Darauf kommt es dem Vaterland ja nicht an." Ferdinand spürte, daß das ein Witz war, zu dem man lächeln müßte, und spürte wirklich schon mit innerm Entsetzen, daß sich seine Lippen höflich krümmten. „Etwas sagen, ich muß jetzt etwas sagen," arbeitete es in ihm, „nicht so dastehen wie ein Stock", und endlich rang es sich ihm heraus: „Die Einberufungsorder genügt … ich brauche sonst … keinen Paß?" „Nein,

nein," lächelte der Referent, „man wird Ihnen keine Schwierigkeiten an der Grenze machen. Sie sind übrigens schon angemeldet. Nun, gute Reise!" Er reichte ihm die Hand. Ferdinand spürte, daß er verabschiedet sei. Es wurde dunkel vor seinen Augen, rasch tastete er zur Türe, der Ekel erwürgte ihn. „Rechts, bitte rechts", sagte die Stimme hinter ihm. Er war zur falschen Türe gegangen, und schon hielt ihm – mit einem leisen Lächeln, wie er mitten im Dunkel seiner Sinne zu erkennen glaubte – der Referent die richtige Ausgangstüre auf. „Danke, danke … bitte bemühen Sie sich nicht", stammelte er noch, selber rasend über seine überflüssige Höflichkeit. Und kaum draußen, als der Diener ihm Stock und Handschuhe reichte, fiel es ihm ein: „Ökonomische Verpflichtung … protokollarisch zu vermerken." Er schämte sich wie nie in seinem Leben: noch gedankt hatte er ihm, höflich gedankt! Aber selbst zu Zorn schwoll sein Gefühl nicht mehr auf. Blaß stieg er die Treppen hinab und fühlte nur, daß es nicht er selber war, der da ging. Daß schon die Macht, die fremde, die mitleidlose, ihn hatte, die eine ganze Welt unter ihre Füße getreten.

Spätnachmittags erst kam er nach Hause. Die Sohlen brannten ihm, stundenlang war er ziellos umhergeirrt und vor seiner eigenen Türe dreimal zurückgewichen; schließlich versuchte er von rückwärts her durch die Weinberge auf verdecktem Wege sich einzuschleichen. Aber der Hund, der getreue, hatte ihn erspäht. Mit wildem Gebell sprang er an ihm auf und umwedelte ihn leidenschaftlich. An der Tür stand seine Frau, und er sah auf den ersten Blick, daß sie alles wußte. Ohne Wort folgte er ihr, die Scham drückte ihm den Nacken.

Aber sie war nicht hart. Sie sah ihn nicht an, sichtlich vermied sie, ihn zu quälen. Sie stellte etwas kaltes Fleisch auf den Tisch, und als er sich folgsam hinsetzte, trat sie an seine Seite. „Ferdinand," sagte sie, und ihre Stimme zitterte sehr, „du bist krank. Man kann jetzt nicht sprechen mit dir. Ich will dir keine Vorwürfe machen, du handelst doch jetzt nicht aus dir selbst heraus, und ich fühle, wie sehr du leidest. Aber das eine versprich mir, daß du nichts mehr unternimmst in dieser Sache, ohne dich vorher mit mir zu beraten."

Er schwieg. Ihre Stimme wurde erregter.

„Ich habe mich nie in deine persönlichen Angelegenheiten gemengt, es war mein Ehrgeiz, dir immer die volle Freiheit deiner Ent-

schließungen zu lassen. Aber du spielst jetzt nicht nur mit deinem Leben, sondern auch mit meinem. Wir haben Jahre gebraucht für unser Glück, und ich gebe es nicht so leicht her wie du, nicht an den Staat, nicht an den Mord, nicht an deine Eitelkeit und deine Schwäche. An niemanden, hörst du, an niemanden! Bist du schwach vor ihnen, ich bin es nicht. Ich weiß, um was es geht. Und ich gebe nicht nach."

Er schwieg noch immer, und sein sklavisch schuldbewußtes Schweigen erbitterte sie allmählich. „Ich lasse mir nichts nehmen von einem Wisch Papier, ich erkenne kein Gesetz an, das im Mord endet. Ich lasse mich nicht ins Rückgrat knicken von einem Amt. Ihr Männer seid jetzt alle verderbt von Ideologien, ihr denkt Politik und Ethik, wir Frauen, wir fühlen noch geradeaus. Ich weiß auch, was Vaterland bedeutet, aber ich weiß, was es heute ist: Mord und Sklaverei. Man kann seinem Volke gehören, aber wenn die Völker wahnsinnig geworden sind, muß man es nicht mit ihnen sein. Bist du ihnen schon Zahl, Nummer, Werkzeug, Kanonenfutter, ich fühle dich noch als lebendigen Menschen, und ich verweigere dich ihnen. Ich gebe dich nicht her. Nie habe ich mir angemaßt, für dich zu bestimmen, aber jetzt ist es meine Pflicht, dich zu schützen; bisher warst du ja noch ein klarer, mündiger Mensch, der wußte, was er wollte, jetzt bist du schon so eine verstörte zerbrochene Pflichtmaschine mit abgetötetem Willen wie die Millionen Opfer draußen. Sie haben dich an den Nerven gefaßt, um dich zu kriegen, aber mich haben sie vergessen; nie war ich so stark wie jetzt."

Er schwieg immer nur dumpf in sich hinein. In ihm war kein Widerstand, nicht gegen das andere, nicht gegen sie.

Sie reckte sich auf, wie einer, der sich zum Kampfe rüstet. Ihre Stimme war hart, straff, gespannt.

„Was haben sie dir gesagt auf dem Konsulat? Ich will es wissen." Schon war es ein Befehl. Er nahm müde das Blatt und reichte es ihr hin. Sie las mit gefaltenen Brauen und biß die Zähne zusammen. Dann warf sie es verächtlich auf den Tisch.

„Eilig haben es die Herrschaften! Gleich morgen! Und du hast dich wahrscheinlich noch bedankt bei ihnen, die Hacken zusammengeklappt, schon ganz gehorsamst. ‚Morgen sich stellig zu machen.' Stellig! Besser gesagt sklavisch. Nein, so weit ist es noch nicht! Noch lange nicht!"

Ferdinand stand auf. Er war blaß, und seine Hand krampfte sich an den Sessel. „Paula, täuschen wir uns nicht. Es ist so weit! Man kann nicht aus sich heraus. Ich habe versucht, mich zu wehren. Es ging nicht. Ich bin eben – dieses Blatt. Und wenn ich es auch zerreiße, ich bin es doch. Mache mir's nicht schwer. Es wäre ja doch keine Freiheit hier. Jede Stunde würde ich spüren, daß drüben etwas ruft, nach mir tastet, an mir zieht und zerrt. Drüben wird mir leichter sein; es gibt eine Freiheit wieder im Kerker selbst. Solange man noch draußen ist und sich flüchtig fühlt, nur so lange ist man noch unfrei. Und dann, warum gleich das Ärgste denken? Sie haben mich das erste Mal zurückgeschickt, warum nicht diesmal? Oder vielleicht geben sie mir keine Waffe, ich bin sogar dessen gewiß, ich bekomme irgendeinen leichten Dienst. Warum gleich das Ärgste denken? Es ist vielleicht gar nicht so gefährlich, vielleicht ziehe ich das weiße Los."

Sie blieb hart. „Darum handelt es sich jetzt nicht mehr, Ferdinand. Nicht darum, ob sie dir leichten Dienst geben oder schweren. Sondern ob du jemandes Dienst zu nehmen hast, den du verabscheust, ob du mithelfen willst wider deine Überzeugung an dem größten Verbrechen der Welt. Denn jeder ist Mithelfer, der sich nicht weigert. Und du kannst es, darum mußt du es tun."

„Ich kann es? Nichts kann ich! Nichts mehr! Alles, was mich früher stark machte, mein Abscheu, mein Haß, meine Empörung gegen diesen Widersinn, das drückt mich jetzt nieder. Quäl' mich nicht, ich bitte, quäle mich nicht, sage mir das nicht."

„Nicht ich sage es. Du selbst mußt dir sagen, daß sie kein Recht haben über den lebendigen Menschen."

„Recht! Ein Recht! Wo ist jetzt ein Recht in der Welt? Die Menschen haben es ermordet. Jeder einzelne hat sein Recht, aber sie, sie haben die Macht, und das ist jetzt alles."

„Warum haben sie die Macht? Weil ihr sie ihnen gebt. Und nur solange ihr feig seid, haben sie die Macht. Dies alles, was eine Menschheit jetzt das Ungeheure nennt, besteht aus zehn Menschen voll Willen in allen Ländern, und zehn Menschen können es wieder zerstören. Ein Mensch, ein einziger lebendiger Mensch, der sie verneint, tötet die Macht. Aber solange ihr euch niederduckt und sagt: vielleicht rutsche ich durch, solange ihr ausbiegt und ihr durch die Finger gleiten wollt, statt sie ins Herz zu treffen, so lange seid ihr

Knechte und verdient es nicht besser. Man darf nicht sich verkriechen, wenn man ein Mann ist; man muß ‚nein' sagen, das ist heute die einzige Pflicht und nicht die, sich schlachten zu lassen."

„Aber Paula … was denkst du … ich soll …"

„Du sollst ‚nein' sagen, wenn es in dir nein sagt. Du weißt, ich liebe dein Leben, ich liebe deine Freiheit, ich liebe deine Arbeit. Aber wenn du mir heute sagst, ich muß hinüber, mit dem Revolver Recht sprechen, und wenn ich weiß, du mußt es, so werde ich dir sagen: Geh! Aber wenn du gehst um einer Lüge willen, an die du selbst nicht glaubst, aus Schwäche und Nervosität, und aus Hoffnung, durchzurutschen, dann verachte ich dich, ja, ich verachte dich! Willst du gehen, ein Mensch für die Menschheit, für das, woran du glaubst, dann halte ich dich nicht. Aber um Bestie unter Bestien zu sein, Sklave unter Sklaven, da werfe ich mich wider dich. Man darf sich opfern für die eigene Idee, aber nicht für den Wahn der andern. Sollen die für das Vaterland sterben, die daran glauben …"

„Paula!" Unwillkürlich hob er sich auf.

„Rede ich dir schon zu frei? Spürst du schon den Korporalstock hinter dir? Fürchte dich nicht! Wir sind noch in der Schweiz. Du möchtest, daß ich schweige oder dir sage: es wird dir nichts passieren. Aber jetzt ist keine Zeit mehr für Sentimentalitäten. Jetzt geht es um das Ganze und um mich und dich!"

„Paula!" Wieder versuchte er zu unterbrechen.

„Nein, ich habe kein Mitleid mehr mit dir. Ich habe dich als einen freien Menschen gewählt und geliebt. Und ich verachte Schwächlinge und Selbstbelüger. Warum soll ich Mitleid haben? Was bin ich dir denn? Ein Feldwebel schmiert einen Wisch Papier voll, und schon wirfst du mich weg und läufst ihm nach. Aber ich lasse mich nicht wegwerfen und dann wieder aufheben: jetzt entscheide dich! Sie oder ich! Verachtung wider sie oder wider mich! Ich weiß, daß Schweres über uns kommt, wenn du bleibst, ich werde nie mehr meine Eltern und Geschwister sehn, man sperrt uns die Rückkehr, aber ich nehme es auf mich, wenn du mit mir bist. Aber reißt du uns jetzt entzwei, so ist es für immer."

Er stöhnte nur. Aber sie funkelte von zorniger Kraft.

„Ich oder sie! Ein drittes gibt es nicht! Ferdinand, besinne dich, solange es noch Zeit ist. Ich habe mich oft gekränkt, daß wir kein Kind hatten. Jetzt bin ich zum erstenmal dessen froh. Ich will von

einem Schwächling kein Kind und mag keine Kriegswaise aufziehn. Nie habe ich mehr zu dir selbst gestanden als jetzt, da ich dir's schwer mache. Aber ich sage dir: das ist kein Gehen auf Probe. Das ist ein Abschied. Verläßt du mich, um einzurücken, um diesen uniformierten Mördern zu folgen, so gibt es keine Rückkehr. Ich teile nicht mit Verbrechern, ich teile einen Menschen nicht mit diesem Vampir, dem Staat. Er oder ich – du hast jetzt zu wählen."

Er stand noch zitternd, als sie schon zur Tür schritt und sie hinter sich zuschlug. Der krachende Ruck stieß ihm bis in die Knie. Er mußte sich setzen und knickte in sich zusammen, dumpf und ratlos. Der Kopf fiel matt über die geballten Fäuste. Und endlich brach es aus ihm: er weinte wie ein kleines Kind.

Sie kam nicht mehr ins Zimmer den ganzen Nachmittag, aber er fühlte, daß außen ihr Wille stand, feindlich und bewehrt. Und wußte gleichzeitig um jenen andern Willen, der, ein stählernes Triebrad kalt unter die Brust getan, ihn von sich vorwärts trieb. Manchmal versuchte er einzelnes zu überdenken, aber die Gedanken glitten ihm weg, und während er starr und scheinbar nachdenklich saß, zerfloß das Letzte seiner Ruhe in eine brennende Nervosität. Er fühlte beide Enden seines Lebens gefaßt von übermenschlich zerrenden Kräften und wünschte nur: er risse inmitten entzwei.

Um sich zu beschäftigen, kramte er in den Tischladen, zerriß Briefe, starrte andere an, ohne ein Wort zu fassen, taumelte durch das Zimmer, setzte sich wieder hin, von Unrast auf-, von Müdigkeit wieder niedergedrängt. Und plötzlich ertappte er seine Hände, wie sie die notwendigen Dinge der Reise zusammenlegten, unter dem Sofa den Rucksack herausschleppten, und er starrte auf seine eigenen Hände, die alles dies zweckmäßig taten ohne seinen Willen. Er begann zu zittern, als der Rucksack dann plötzlich gepackt auf dem Tische stand, und die Schultern wurden ihm schwer, als lastete er schon auf ihnen und darin das ganze Gewicht der Zeit.

Die Tür ging. Seine Frau trat ein, die Petroleumlampe in der Hand. Auf den Tisch gestellt, überzitterte ihr runder Schein den vorbereiteten Sack. Schroff beleuchtet stand die verborgene Schmach jetzt aus dem Dunkel auf. Er stammelte: „Es ist nur für alle Fälle … ich habe ja noch Zeit … ich … aber ein Blick, starr, steinern und maskenhaft, fiel über sein Wort und zerstieß es. Minuten starrte sie ihn an, grausam hart die gepreßte Lippe zwischen den Zähnen. Unbe-

weglich und schließlich leise schwankend wie vor einer Ohnmacht stieß sie den Blick in ihn hinein. Um ihre Lippen löste sich die Spannung. Aber sie wandte sich, ein Zucken lief ihre Schultern nieder, und ohne sich zurückzuwenden, ging sie von ihm.

Ein paar Minuten später kam das Mädchen und brachte das Essen für ihn allein. Der gewohnte Platz ihm zur Seite blieb frei, und als er, ungewissen Gefühles voll, hinblickte, erkannte er grausames Symbol: der Rucksack lag dort am Sessel. Ihm war, als sei er schon fort, schon gegangen, schon abgestorben für dieses Haus: dunkel standen die Wände, die der Lichtkreis der Lampe nicht mehr erfaßte, und draußen, hinter fremden Lichtern, drückte föhnige Nacht. Alles war still in der Ferne, und die Höhe des Himmels, unsäglich ausgespannt über die Tiefe, vermehrte nur das Gefühl der Einsamkeit. Er fühlte, wie Stück um Stück all dies ringsum, Haus, Landschaft, Werk und Weib in ihm abstarb, wie sein breitwogendes Leben plötzlich eintrocknete und um das schlagende Herz sich preßte. Bedürfnis nach Liebe, nach warmen gütigen Worten überkam ihn. Er fühlte sich bereit, allem Zuspruch nachzugeben, nur irgendwie wieder zurückzugleiten in das Vergangene. Wehmut überwogte die zuckende Unrast, und des Abschieds großes Gefühl erlosch in kindhafter Sehnsucht nach einer kleinen Zärtlichkeit.

Er ging zur Tür und rührte leise die Klinke. Sie gab nicht nach. Sie war verschlossen. Er klopfte zaghaft. Keine Antwort. Er klopfte nochmals. Sein Herz schlug mit. Alles schwieg. Nun wußte er: es war alles verspielt. Kalt fiel es ihn an. Er löschte das Licht, warf sich in den Kleidern auf das Sofa, hüllte sich in seine Decke: alles in ihm ersehnte jetzt Absturz und Vergessenheit. Einmal noch lauschte er auf. Ihm war, als hätte er Nahes vernommen. Er horchte nach der Türe, Starr stand sie im Holz. Nichts. Das Haupt stürzte ihn wieder nieder.

Da rührte ihn leise von unten etwas an. Er fuhr auf in Schreck, der rasch zu Rührung schwand. Der Hund, der mit der Magd hereingeschlichen und unter dem Sofa gelegen, drängte sich an ihn und leckte mit warmer Zunge die Hand. Und des Tieres unwissende Liebe durchdrang ihn groß, weil sie aus abgestorbenem Weltall kam, weil dies das Letzte war, was noch zu ihm gehörte von vergangenem Leben. Er beugte sich nieder und umschlang ihn wie einen Menschen. Irgend etwas auf Erden liebt mich noch und verachtet

mich nicht, fühlte er, ihm bin ich noch nicht Maschine, nicht Mordwerkzeug, nicht williger Schwächling, sondern nur Wesen, durch Liebe verwandt. Immer wieder fuhr seine Hand zärtlich über das weiche Fell. Der Hund drängte sich enger an ihn, als wüßte er um seine Einsamkeit, beide atmeten sie leise und allmählich schon aus beginnendem Schlaf.

Als er aufwachte, war Frische in ihm und draußen vor dem spiegelnden Fenster Helligkeit eines blanken Morgens: der Föhnwind hatte das Dunkle von den Dingen genommen, und über dem See glänzte, weißer Umriß, die Kette der fernen Berge. Ferdinand sprang auf, ein wenig noch taumlig von den verschlafenen Stunden, und war ganz wach, da sein Blick den geschnürten Rucksack traf. Mit einemmal fiel ihm alles ein, aber es wog leicht jetzt im hellen Tag.

„Wozu habe ich das gepackt?“ sagte er sich.

„Wozu? Ich denke doch nicht zu reisen. Es fängt ja jetzt der Frühling an. Ich will malen. So eilig wird es nicht sein. Er selbst hat mir doch gesagt, es hat einige Tage Zeit. Nicht einmal ein Tier läuft zur Schlachtbank. Meine Frau hat recht: es ist ein Verbrechen gegen sie, gegen mich, gegen alle. Es kann mir im letzten doch nichts geschehen. Ein paar Wochen Arrest vielleicht, wenn ich später einrücke, aber ist Dienst nicht auch Gefängnis? Ich bin nicht sozial ambitioniert, ja, ich empfinde es als eine Ehre, in dieser Zeit der Sklaverei ungehorsam gewesen zu sein. Ich denke nicht mehr daran, zu reisen. Ich bleibe da. Ich will die Landschaft mir erst malen, damit ich einmal weiß, wo ich glücklich war. Und ehe es nicht im Rahmen hängt, gehe ich nicht. Ich lasse mich nicht treiben wie eine Kuh. Ich habe keine Eile.“

Er nahm den Rucksack, schwenkte ihn hoch und warf ihn in die Ecke. Es war ihm Wollust, dabei seine Kraft zu spüren. Ein Bedürfnis nach rascher Probe seines Willens sprang auf aus seiner Frische. Er nahm den Zettel aus der Brieftasche, ihn zu zerreißen, und entfaltete ihn.

Aber seltsam, die Magie der militärischen Worte überwältigte ihn von neuem. Er begann zu lesen: „Sie haben“ … das Wort griff ihm an das Herz. Es war wie ein Befehl, der Widerrede nicht duldete. Irgendwie spürte er sich wanken. Wieder stieg es in ihm auf, das Unbekannte. Seine Hände begannen zu zittern. Die Kraft verflog. Von irgendwo kam es kalt, wie wenn Zugluft wehte, Unruhe

stieg auf, innen begann das stählerne Uhrwerk des fremden Willens sich zu regen, alle Nerven zu spannen und zu federn bis in die Gelenke. Unwillkürlich sah er auf die Uhr. „Noch Zeit", murmelte er, wußte aber nicht mehr, was er selber meinte, den Morgenzug an die Grenze oder die selbstgegebene Frist. Schon kam es wieder, dies geheimnisvolle Ziehen von innen, die wegreißende Ebbe, stärker als je, weil vor letztem Widerstand, und gleichzeitig die Angst, die gewisse ratlose Angst, zu unterliegen. Er wußte: wenn ihn jetzt niemand hielt, war er verloren.

Er tastete an die Tür zum Zimmer seiner Frau und horchte gierig. Nichts regte sich. Zaghaft pochte sein Knöchel an. Schweigen. Er pochte nochmals. Wiederum Schweigen. Behutsam klinkte er auf. Die Tür war offen, aber leer das Zimmer, leer und zerwühlt das Bett. Er erschrak. Leise rief er ihren Namen und als nichts antwortete, unruhiger: „Paula!" Und dann ganz laut durch das Haus, wie ein Überfallener schreit: „Paula! Paula! Paula!" Nichts regte sich. Er tastete in die Küche. Sie war leer. Das grauenhafte Gefühl des Verlorenseins bestätigte sich zitternd in ihm. Er tappte hinauf in das Atelier unwissend, was er wollte: Abschied nehmen oder sich zurückhalten lassen. Aber auch hier war niemand. Selbst von dem Hund, dem getreuen, keine Spur. Alles ließ ihn im Stich, Einsamkeit warf sich gewaltsam wider ihn und zerbrach seine letzte Kraft.

Er ging zurück durch das leere Haus in sein Zimmer, faßte den Rucksack. Irgendwie fühlte er sich vor sich selbst entlastet, daß er dem Zwange nachgab. „Es ist ihre Schuld," sagte er sich, „ihre Schuld allein. Warum ist sie fort? Sie hätte mich zurückhalten müssen, es war ihre Pflicht. Sie hätte mich retten können vor mir selbst, aber sie wollte nicht mehr. Sie verachtet mich. Ihre Liebe ist vergangen. Sie hat mich fallen lassen: so falle ich. Mein Blut über sie! Es ist ihre Schuld nicht meine, ihre Schuld allein."

Noch einmal vor dem Haus wandte er sich um. Ob nicht ein Ruf käme von irgendwo, ein Wort der Liebe. Ob nicht irgend etwas diese stählerne Maschine des Gehorsams in ihm mit den Fäusten zerschlagen wollte. Aber nichts sprach. Nichts rief. Nichts zeigte sich. Alles verließ ihn, und schon spürte er sich ins Bodenlose stürzen. Und der Gedanke überfiel ihn, ob es nicht besser wäre, noch zehn Schritte weiter zu gehen an den See und von der Brücke sich in den großen Frieden zu senken.

Da schlug die Uhr vom Kirchturm hart und schwer. Aus dem hellen Himmel, dem einst so geliebten, fiel dieser harte Ruf und trieb ihn auf wie ein Peitschenschlag. Zehn Minuten noch: dann kam der Zug, dann war alles vorbei, endgültig, rettungslos. Zehn Minuten noch: aber er spürte nichts mehr, daß sie Freiheit waren, wie ein Gehetzter warf er sich vorwärts, taumelte, stockte, lief, keuchte weiter in rasender Angst eines Versäumens, hastiger und immer hastiger, bis er plötzlich, knapp vor dem Bahnsteig beinahe mit jemandem zusammenstieß, der quer vor der Schranke stand.

Er schrak zusammen. Der Rucksack fiel aus seiner zitternden Hand. Es war seine Frau, die vor ihm stand, blaß und übernächtig, den Blick voll ernster Traurigkeit wider ihn gerichtet.

„Ich wußte, daß du kommen würdest. Seit drei Tagen weiß ich es. Aber ich denke nicht daran, dich zu verlassen. Seit frühmorgens warte ich hier, seit dem ersten Zuge, und werde hier warten bis zum letzten. Solange ich atme, werden sie dich nicht fassen. Ferdinand, besinn dich doch! Du selbst hast doch gesagt, es sei noch Zeit, was drängst du dich so?“

Er sah sie unsicher an.

„Es ist nur … ich bin schon angemeldet … sie erwarten mich …“

„Wer erwartet dich? Die Sklaverei und der Tod vielleicht, sonst niemand! Wach‘ doch auf, Ferdinand, spür‘s doch, du bist frei, ganz frei, niemand hat Macht über dich, niemand kann dir befehlen, hörst du, du bist frei, du bist frei, du bist frei! Ich werde es dir tausendmal sagen, zehntausendmal, jede Stunde, jede Minute, bis du es selbst fühlst. Du bist frei! Du bist frei! Du bist frei!“

„Ich bitte dich,“ sagte er leise, als zwei Bauern im Vorbeigehen sich neugierig umkehrten, „sprich nicht so laut. Die Leute schauen schon …“

„Die Leute! Die Leute,“ schrie sie wütend, „was kümmern mich die Leute? Was werden sie mir helfen, wenn du zerschossen liegst oder zerbrochen heimhumpelst? Ich pfeife auf die Leute, auf ihr Mitleid, auf ihre Liebe, auf ihre Dankbarkeit – ich will dich als Menschen, als freien lebendigen Menschen. Frei will ich dich, frei, wie es einem Menschen geziemt, nicht als Kanonenfutter …“

„Paula!“ Er suchte die Rasende zu begütigen. Sie stieß ihn fort.

„Laß mich mit deiner feigen blödsinnigen Furcht! Ich bin in freiem Land, ich kann sagen, was ich will, ich bin kein Knecht und

gebe dich nicht in die Knechtschaft! Ferdinand, wenn du fährst, werfe ich mich vor die Lokomotive …“

„Paula!“ Er faßte sie wieder an. Aber ihr Antlitz war plötzlich bitter. „Nein,“ sagte sie, „ich will nicht lügen. Ich werde vielleicht auch zu feig sein. Millionen Weiber waren zu feig, als man ihre Männer, ihre Kinder wegschleppte – keine einzige hat getan, was sie hätte tun müssen. Wir sind vergiftet von eurer Feigheit. Was werde ich tun, wenn du wegfährst? Flennen und heulen, in die Kirche laufen und Gott bitten, daß du einen leichten Dienst bekommst. Und vielleicht dann noch die verspotten, die nicht gegangen sind. Es ist alles möglich in dieser Zeit.“

„Paula,“ er hielt ihre Hände, „warum machst du mir es so schwer, wenn es doch sein muß.“

„Soll ich dir es leicht machen? Nein, schwer soll es dir werden, unendlich schwer, so schwer, als ich es nur machen kann. Hier stehe ich: mit Gewalt mußt du mich wegstoßen, mit deinen Fäusten, du mußt mich zertreten mit deinen Füßen. Ich gebe dich nicht frei.“

Die Signale hämmerten. Er fuhr auf, blaß und erregt, griff nach seinem Rucksack. Aber schon hatte sie den Sack an sich gerissen und stellte sich quer wider ihn. „Gib her“, stöhnte er. „Nie! Nie!“ keuchte sie, mit ihm ringend. Die Bauern ringsum sammelten sich und lachten laut. Zurufe, hetzend und übermütig, flogen her, spielende Kinder liefen heran. Aber die beiden rangen mit der ganzen Kraft ihrer Erbitterung um den Sack wie um ein Leben.

In diesem Augenblick dröhnte die Lokomotive, der Zug brauste ein. Plötzlich ließ er den Sack und ohne sich umzuwenden, in rasender Hast, über die Schienen stolpernd zum Zug und auf einen Waggon zu, stürzte sich hinein. Schallendes Gelächter brach ringsum aus, die Bauern johlten vor Freude. Mit lauten Zurufen: „Muescht furtschpringe, suscht hätt's dich“, „Schpring, schpring, sie verwütscht dich“, jagten sie ihn vorwärts, und hinter ihm peitschte knallendes Lachen in seine Scham. Und schon rollte der Zug.

Sie stand, den Rucksack in Händen, übergossen vom Gelächter der Leute, und starrte auf den Zug, der immer schneller verschwand. Kein Gruß wehte aus dem Fenster, kein Zeichen kam. Und plötzlich drängten sich ihr Tränen über den Blick, und sie sah nichts mehr.

Er saß geduckt in der Ecke und wagte, als der Zug nun rascher

rollte, nicht einen Blick aus dem Fenster. Draußen flog, von der Geschwindigkeit der Fahrt in tausend Fetzen zerrissen, alles vorbei, was er besaß, das kleine Haus am Hügel mit seinen Bildern und Tisch und Stuhl und Bett, mit Frau und Hund und vieler Tage Glück. Und die Landschaft stob geschleudert weg, in deren Weite er sich oft strahlenden Blicks geworfen, seine Freiheit und sein ganzes Leben. Ihm war, als sei er ausgeströmt mit allen Adern seines Lebens und nichts mehr sein, als dies weiße Blatt, dies knisternde Blatt in seiner Tasche, mit dem er hinwehte, vom bösen Wink des Schicksals getrieben.

Dumpf und verworren nur fühlte er, was ihm geschah. Der Schaffner verlangte sein Billett, er hatte keines, traumwandlerisch nannte er den Grenzort als Ziel, willenlos stieg er um in einen anderen Zug: die Maschine in ihm tat alles, und es schmerzte nicht mehr. Im Schweizer Grenzhaus verlangten sie seine Papiere. Er gab sie: nichts blieb ihm als dies leere Blatt. Manchmal suchte sich noch etwas Verlorenes in ihm leise zu besinnen und murmelte aus einer Tiefe wie aus einem Traum: „Kehr' um! Du bist noch frei! Du mußt ja nicht." Aber die Maschine in seinem Blut, die nicht sprach und doch gewaltig Nerv und Glieder regte, sie stieß ihn ehern vorwärts mit ihrem unsichtbaren „Du mußt".

Er stand auf dem Perron der Übergangsstation in seine Heimat. Drüben, deutlich im matten Licht, überkreuzte eine Brücke den Fluß: das war die Grenze. Seine müßigen Sinne versuchten das Wort zu verstehen; hier drüben also durfte man noch leben, atmen, frei sprechen, nach seinem Willen tun, ernstem Werk dienen, und achthundert Schritte hinter jener Brücke wurde einem der Wille aus dem Leib getan wie dem Tier seine Eingeweide, man mußte fremden Menschen gehorchen, und fremden Menschen, andern wieder, ein Messer in die Brust rennen. Und all das war diese kleine Brücke da, zehn Dutzend Holzpfosten über zwei Traversen gespannt. Und zwei Männer, jeder in einer andern bunten sinnlosen Tracht, standen deshalb dort mit Gewehren und behüteten sie. Etwas Dumpfes quälte ihn, er spürte, daß er nicht mehr deutlich denken konnte, aber die Gedanken rollten weiter. Was behüteten sie an diesem Stück Holz? Daß keiner herüberkäme von einem Land zum andern, daß keiner entwiche aus dem Lande, wo einem der Wille ausgeweidet wurde, in jenes andere hinüber. Aber er selbst, er wollte doch hinüber? Ja, aber in anderem Sinne, aus der Freiheit in die …

Er stockte im Denken. Der Gedanke der Grenze hypnotisierte ihn. Seit er sie sinnlich sah, wesenhaft, bewacht von den beiden gelangweilten Bürgern in Soldatentracht, verstand er etwas in sich nicht mehr ganz. Er versuchte auszuholen: es war Krieg. Aber Krieg nur in dem Land drüben – einen Kilometer weiter war Krieg oder eigentlich einen Kilometer weniger zweihundert Meter weiter drüben begann der Krieg. Vielleicht, fiel es ihm ein, noch zehn Meter näher, also tausendachthundert Meter weniger zehn schon. Irgendein wahnsinniges Verlangen zuckte in ihm auf, zu untersuchen, ob diese letzten zehn Meter Erde noch Krieg hatten oder nicht. Das Spaßige des Gedankens belustigte ihn. Irgendwo mußte da ein Strich sein, die Trennung. Wie, wenn man an die Grenze ginge, mit einem Fuß auf der Brücke und mit einem noch auf der Erde, was war man da – noch frei oder schon Soldat? Ein Bein durfte Zivilstiefel tragen, das andere Militärstiefel. Immer kindischer wirrte es ihm durch den Kopf. Wenn man auf der Brücke stände, schon drüben, und zurückliefe, war man da Deserteur? Und das Wasser, war das kriegerisch oder friedlich? Und war da auch irgendwo am Grunde ein Strich dazwischen in den Landesfarben? Und die Fische, durften die eigentlich ins Kriegsgebiet hinüberschwimmen? Überhaupt die Tiere! Er dachte an seinen Hund. Wäre er mitgekommen, so hätte man ihn wahrscheinlich auch mobilisiert, er hätte Maschinengewehre ziehen müssen oder Verwundete im Kugelregen suchen. Gott sei Dank, er war zu Hause geblieben …

Gott sei Dank! Er erschrak selbst bei dem Gedanken und schüttelte sich auf. Er spürte, wie, seit er die Grenze körperlich sah, diese Brücke zwischen Tod und Leben, etwas in ihm zu arbeiten begann, das nicht die Maschine war, daß ein Wissen in ihm wach werden wollte und ein Widerstand. Auf dem anderen Geleise stand der Zug noch, mit dem er gekommen, nur daß die Lokomotive inzwischen verschoben, mit ihren riesigen Glasaugen jetzt nach der andern Richtung sah, bereit, die Wagen wieder zurück in die Schweiz zu ziehen. Eine Mahnung war diese Möglichkeit, daß es noch Zeit sei: er fühlte, wie der abgestorbene Nerv der Sehnsucht nach dem verlorenen Hause sich schmerzhaft in ihm regte, wie der vergangene Mensch in ihm wieder begann. Drüben sah er, jenseits der Brücke, den Soldaten stehn, in fremdes Kleid verschnürt, das Gewehr schwer über der Schulter, sah ihn schrittauf und schrittab sinnlos

wandern und sich selbst im Spiegel dieses fremden Menschen. Jetzt erst ward ihm sein Schicksal klar, und seit er es verstand, sah er die Vernichtung darin. Und das Leben schrie auf in seiner Seele.

Da hämmerten die Signale, und der harte Schlag zerbrach das noch unsichere Gefühl. Jetzt, wußte er, war alles verloren. Wenn er in diesen Zug sich setzte und drei Minuten, die zwei Kilometer, fuhr bis zur Brücke und hinüber. Und er wußte, daß er fahren würde. Eine Viertelstunde noch, und er wäre gerettet gewesen. Taumelnd stand er da.

Aber nicht von der Ferne, in die er zitternd spähte, kam der Zug, sondern drüben über die Brücke polterte er langsam heran. Und mit einemmal wogte die Halle von Bewegung. Menschen strömten aus den Wartesälen, Frauen stürzten schreiend und drängend vor, Schweizer Soldaten ordneten sich eilig zur Reihe. Und plötzlich hub Musik an zu spielen – er horchte, staunte, glaubte sich nicht. Aber es schmetterte laut, unverkennbar; die Marseillaise. Die Hymne der Feinde für einen Zug aus deutschem Land!

Der Zug donnerte heran, keuchte und hielt. Und schon stürmte alles vor, die Türen der Waggons wurden aufgerissen, bleiche Gesichter taumelten heraus, einen ekstatischen Glanz in den glühenden Augen – Franzosen in Uniform, verwundete Franzosen, Feinde, Feinde! Traumhaft war es einige Sekunden, ehe er begriff, daß dies ein Zug mit verwundeten Austauschgefangenen sei, die hier aus der Gefangenschaft erlöst waren, aus dem Wahn des Krieges gerettet. Und sie ahnten, sie wußten, sie spürten es alle; wie sie winkten und riefen und lachten, ob manchem auch das Lachen noch schmerzhaft war! Einer, taumelnd und stockend, stolperte auf seinem Stelzfuß hinaus, hielt sich an einen Pfosten und schrie: „La Suisse! La Suisse! Dieu soit béni!“ Frauen stürzten schluchzend von Fenster zu Fenster, bis sie den Gesuchten, Geliebten fanden, alle Stimmen flogen durcheinander in Rufen, Schluchzen und Schreien, aber hochgespannt alles in der goldenen Seite des Jubels. Die Musik schwieg. Minuten hörte man nichts als die große Brandung des Gefühls, die schreiend und rufend über die Menschen schlug.

Dann ward es allmählich stiller, Gruppen bildeten sich, selig gebunden in leiser Freude und raschem Gespräch. Ein paar Frauen irrten noch rufend hin und her, Pflegeschwestern brachten Labung und Geschenke. Man trug die Schwerkranken auf ihren Bahren her-

aus, blaß in ihren weißen Linnen, zärtlich umdrängt von Fürsorge und tröstender Vorsicht. Der ganze Auswurf des Elends drängte sich in Gestalt: Verstümmelte mit leeren Ärmeln, Abgezehrte und Halbverbrannte, Überreste einer Jugend, verwildert und gealtert. Aber von allen Augen glänzte es beruhigt in den Himmel hinein: sie fühlten alle der Pilgerschaft Ende.

Ferdinand stand wie gelähmt inmitten der unerwarteten Ankunft: das Herz schlug mit einemmal wieder mächtig unter dem papierenen Blatt aus der Brust. Abseits der andern, allein, von keinem gewartet, sah er eine Tragbahre stehn. Er ging hin zu dem Vergessenen dieser fremden Freude, langsam, unsichern Schritts. Kalkweiß war des Verwundeten Gesicht im verwilderten Bart, lahm hing sein zerschossener Arm von der Bahre nieder. Die Augen waren geschlossen, die Lippen blaß. Ferdinand zitterte. Leise hob er den hängenden Arm empor und bettete ihn sorgsam über des Leidenden Brust. Da schlug der fremde Mensch die Augen auf, sah ihn an, und aus unendlicher Ferne unbekannter Qual stieg ein Lächeln dankbar auf und grüßte ihn.

Da kam es über den Zitternden wie ein Blitz. Das sollte er tun? Menschen so schänden, Brüdern nicht mehr ins Auge zu blicken als mit Haß, teilhaftig werden an dem großen Verbrechen durch freien Willen? Mächtig sprang die große Wahrheit des Gefühls in ihm auf und zerbrach die Maschine in seiner Brust, Freiheit stieg hoch, selig und groß, und zerriß den Gehorsam. Niemals! Niemals! schrie es in ihm auf, eine Stimme, urmächtig und unerkannt. Und schon schlug es ihn hin. Schluchzend brach er vor der Tragbahre zusammen.

Menschen stürzten auf ihn zu. Man meinte ihn von einem epileptischen Anfall getroffen, der Arzt eilte her. Aber schon stand er langsam auf und wehrte die Hilfe ab, ruhige Heiterkeit in den Zügen. Er griff nach der Brieftasche, holte seine letzte Banknote heraus, legte sie auf des Verwundeten Bett; dann nahm er den Zettel, las ihn noch einmal langsam und bewußt. Dann riß er ihn mitten durch und streute die Fetzen auf den Bahnsteig. Die Leute starrten ihn an wie einen Wahnsinnigen. Er aber fühlte nichts mehr von Scham. Er fühlte nur: genesen. Die Musik begann wieder zu spielen. Und sein Herz überrauschte alle Töne mit klingendem Getön.

Spätabend kam er zurück in sein Haus. Es war dunkel und verschlossen wie ein Sarg. Er klopfte an. Schritte schlurften: seine Frau

tat auf. Wie sie ihn sah, schrak sie zusammen. Aber er faßte sie mild und lenkte sie in die Tür. Sie sprachen nichts. Sie bebten nur beide vor Glück. Er trat in sein Zimmer: seine Bilder standen da, sie hatte alle vom Atelier herabgeholt, um ihm nahe zu sein durch sein Werk. Unendliche Liebe fühlte er an diesem Zeichen und verstand, wieviel er sich gerettet. Schweigend preßte er ihre Hand. Aus der Küche stürmte der Hund, sprang hoch an ihm auf: alles hatte ihn erwartet, er fühlte, nie war er mit seinem wirklichen Wesen hier weggegangen, und doch war ihm wie einem, der aus dem Tod wieder ins Leben tritt.

Noch immer sprachen sie nichts. Aber sie faßte ihn sacht, führte ihn zum Fenster: draußen stand, unberührt von der selbstgeschaffenen Qual einer verwirrten Menschheit, die ewige Welt und glänzte für ihn, unendliche Sterne unter unendlichem Himmel. Er sah hinauf und erkannte gläubig bewegt, daß kein Gesetz für den Menschen auf Erden gibt als das ihre, daß nichts ihn wahrhaft bindet als Verbundensein. Nah seinen Lippen wogte selig der Atem seiner Frau, und manchmal zitterten ihre beiden Körper leise aneinander in der Wolllust des Sichfühlens. Aber sie schwiegen: frei schwang sich ihr Herz in die ewige Freiheit der Dinge, erlöst von der Wirrnis der Worte und der Menschen Gesetz.

Stefan Zweig

Die Tragik der Vergeßlichkeit

(1919)[1]

Es ist verlockend schön und vielleicht sogar wahr, immer wieder von den edelsten Geistern das idealistische Bekenntnis zu lesen, den einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit sei ein tiefer Trieb zur Erkenntnis, zum Erfassen der Wahrheit eingeboren. Jedes Erlebnis wird dem einzelnen zur Lehre, jedes Leiden hilft ihm zu wissendem Fortschritt, und so erhebt sich sein Leben von den Verwirrungen der Jugend zu immer größerer Klarheit und Umfassung. Welthistorisch betrachtet liegt in diesem Gedanken ein ungemeiner Trost, denn diese Fähigkeit zu immer klarerer Erkenntnis verbürgte, durch Millionen Schicksale innerhalb der Jahrhunderte emporgesteigert, eine unaufhaltsame Erhebung der Menschheit, eine friedliche Einigung im Sinne einer höchsten Kultur.

Nun ist sicherlich dieser Trieb zur Wahrheit, diese Leidenschaft zum Erkennen der Menschen und der Menschheit eingeboren, aber ebenso auch ein ihr geheimnisvoll entgegenwirkender Gegeninstinkt, der mit seiner Schwerkraft den Aufstieg in das Unendliche hemmt. Und das ist der unbewußte und oft auch bewußte Wille von einzelnen Menschen, Völkern und ganzen Generationen, die Wahrheit, zu der sie sich selbst mühsam durchgerungen haben, wieder gewaltsam zu vergessen, die Fortschritte der Erkenntnis freiwillig aufzugeben und sich zurück in den alten wilderen, aber gleichzeitig wärmeren Wahn zu flüchten. Wider unseren Willen wirkt dieser Instinkt in jedem von uns, der Wahrheit auszuweichen – denn die Wahrheit hat ein Medusenantlitz, gleichzeitig schön und grauenhaft – und in unserer Erinnerung aus jedem Erlebnis nur das Angenehme auszulesen, die sympathischen Züge aufzubewahren. Dieser Prozeß einseitiger Auslese und Umfälschung läßt darum ewig den Men-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Die Tragik der Vergeßlichkeit, 1919*. Veröffentlichung in: E. Friedenthal (Hg.): Europäisches Erbe (1960); Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt".

schen ihre Jugend schön und jedem Volk seine Vergangenheit großartig erscheinen, und vielleicht ist dieser gewaltsame Trieb zur Verschönerung, zur Idealisierung des Lebens den meisten Menschen überhaupt eine Vorbedingung, daß sie die Wirklichkeit und ihre Existenz zu ertragen vermögen. Hier mischt sich die Trägheit des persönlichen Gefühls mit tieferem, unbewußtem, unpersönlichem Instinkt der Selbsterhaltung, hier walten Gesetze, die mit dem letzten der menschlichen Natur unweigerlich verbunden sind. Denn ohne diesen geheimnisvollen Geist des Vergessens wäre der Kreislauf des Geschehens längst zu Ende, Gestalten wie Christus und Buddha hätten ihre Lehre für immer verwirklicht und die Einheit der Menschen wäre längst kein Traum mehr.

Diesen tiefen Trieb einer ganzen Zeit, einer ganzen Generation zum Vergessen und Vergessenwollen vermochte aber niemals eine Zeit eindringlicher erkennen zu lassen als die unsere, denn es scheint, daß eine geheimnisvolle Relation zwischen der Intensität der Wahrheit besteht und der Beschleunigung, mit der sie das Bewußtsein flieht: je erfolgreicher der Wille zur Erkenntnis einsetzt, um so stärker auch der Zwang, von dem Druck, von der Qual dieser Erkenntnis wieder loszukommen. Denn nie wäre es sonst möglich gewesen, daß in diesem einen einzigen Jahre, nach dem furchtbarsten Kriege der Menschheit, die Mehrzahl heute schon ihr ganzes tragisches Erlebnis in diesen fünf Jahren und ihre ganze Erkenntnis vergessen hat.

Besinnen wir uns einmal in Aufrichtigkeit! Als der Krieg sich zu Ende neigte, gab es einen ganz wunderbaren Augenblick in Europa, es war wie ein Augenaufschlagen, ein Erwachen aus einem wüsten Traum, ein Sichbesinnen. Jeder einzelne wurde plötzlich gewahr, daß hinter seiner heroischen Anstrengung nicht sein eigener Wille und nicht ein göttlicher, ein allmenschlicher Impuls wirkte, sondern kleine Triebe, gereizte Eitelkeiten, fremder Hochmut und fremder Stolz. Das tiefste Leiden hatte eine mystische Gemeinsamkeit erzeugt und aus allen Völkern brach ein unwiderstehliches Verlangen nach einer höheren brüderlichen Gemeinschaft als jener der Regimenter, Armeen und Nationen. Das seit hundert Jahren geträumte Sternbild der vereinigten Staaten Europas, des friedlichen Völkerbundes, stand mit einem Male glühend am Horizonte. Mit Entsetzen sahen Millionen auf einmal das fremde Blut an ihren Händen, alles

war in ihnen bereit, ihre Leidenschaften nun einem hohem Ziel, der Verbrüderung, der letzten Einheit hinzugeben.

Diesen Augenblick der höchsten Erkenntnis, diesen Augenblick, wo die Wahrheit wie ein milder Mond für eine Stunde zwischen den Wolken der Gehässigkeit und der Verdüsterung vortrat, ihn haben wir erlebt vor einem Jahre. Und selbst in hoffnungsvollem Irrtum befangen, meinten wir, die Seelen, die einmal aufgeblickt in diese Helligkeit ihres Herzens und in die hohen Himmel der Wahrheit, würden nie mehr sich diese Erkenntnis verdunkeln lassen. Und doch haben wir ein noch Unbegreiflicheres erlebt, haben erlebt, daß auch diese im tiefsten Leiden geborene Wahrheit, kaum daß die Völker, die Nationen wieder ein wenig Rast und Ruhe und Heiterkeit und Trägheit hatten, für immer unterging.

Ein Jahr ist seitdem vergangen, ein einziges Jahr, ein Jahr sogar ohne Blut und Mord, und wir leben mitten in der alten Lüge, mitten im Wahn. Mehr als je sperren sich die Staaten gegeneinander ab, die Generäle, selbst die besiegten, sind wieder zu Helden geworden, die verschimmelten Phrasen dienen wieder als Brot des Lebens. Von neuem lassen sich die Völker narren, sie seien bedroht von ihren Nachbarn, sie müßten rüsten, ihre Ehre gebiete ihnen dies und jenes, und so marschieren sie wieder in Uniform und ziehen Fahnen auf und bauen Kanonen, innerlich schon bereit zu den alten blutigen und irrsinnigen Spielen. Wie konnte das geschehen, fragen wir uns selbst, die wir den Umschwung dieses Jahres erlebten? Der Anfang ist klar: die Schuldigen und Verantwortlichen in allen Ländern, die die Wahrheit fürchteten, haben sich ihr entgegengestemmt und sich gegenseitig von Land zu Land wieder in den Lügen emporgesteigert, aber nie hätte ihnen dieses erbärmliche politische Spiel der Selbsterhaltung gelingen können, wäre nicht in den Menschen mit ihrer ungeheuren Müdigkeit, mit ihrer seelischen Trägheit ihnen ein Helfer entstanden: jener angetierte Wille, die Wahrheit zu vergessen. Man frage einen Buchhändler: der wird erzählen, daß heute niemand mehr Kriegsbücher lesen mag, daß das Publikum die wichtigsten Dokumente des Erkennens für unnötig findet. Nein, nur nichts lesen, nichts hören, nichts sehen, nicht die Wahrheit in geschriebenen Lettern und im gesprochenen Wort, nicht in den Gestalten der Krüppel, der Waisen, der Arbeitslosen, nein, nur vergessen, nur rasch vergessen um jeden Preis, nur laut Hurrah

brüllen, um das Gewissen zu überschreien, um nicht die eigene Stimme zu hören, nur fortrasen in hitziger Flucht vor der Wirklichkeit in Vergnügen hinein, in Lügen, in Traum. Aber nur weg von der Wahrheit!

Und das, gerade dies macht unsere Zeit so furchtbar tragisch, so widerlich und so hoffnungslos, daß sie eines ungläubigen Glaubens ist, daß alle nationalen und politischen Ideale, die jetzt so laut gebrüllt werden, irgendwo einen falschen Ton haben und aus einer Absicht, nicht aus einer Innerlichkeit klingen. Es gibt Zeiten, wo der nationale Wahn eine kindliche und ahnungslose, eine reine und unbewußte Schönheit hatte. Selbst 1914 war noch solchen kindlichen Vertrauens voll. Wenn da jedes Volk – es hatte ja keiner einen wirklichen Krieg gesehen, keiner auch nur mit der Phantasie in seine Abgründe hineingeblickt – meinte, es sei überfallen, verraten worden und seine Brüder und Gefährten in Gefahr, so waren sie aufrichtig gläubige, unwissende Opfer dieser ihrer reinen Gläubigkeit. Den Menschen von heute aber fehlt dieser unschuldige Wahn. Sie haben einmal vom Baum der Erkenntnis die bittere Frucht genossen und hinter jedem ihrer Worte ist etwas, das sie Lügen straft, und jeder, der die Worte hört, auch jeder, der ihnen zujubelt, weiß irgendwo im tiefsten Herzen um ihre Lüge. Es gibt keinen Abgeordneten in irgendeinem Parlament Europas, der die einfache Tatsache nicht wüßte, die ein siebenjähriges Kind verstehen muß, wenn man sie ihm erklärt, daß nämlich unser Europa keine andere Möglichkeit hat, sich wirtschaftlich zu erhalten als die brüderliche Vereinigung, daß wir 20 Millionen Menschen als nutzlos bezahlte Beamte und Soldaten verwenden, um unser gegenseitiges Mißtrauen zu nähren, während in Amerika diese 20 Millionen Menschen, statt den Staat zu belasten, produktive Arbeit und Werte erzeugen und mit dieser Überlegenheit alle unsere Staaten einmal zugrunde richten werden. Jeder dieser Abgeordneten weiß, daß dieser Krieg für Europa war, was der peloponnesische für Sparta und Athen, der momentane Erfolg einer Partei, in Wahrheit aber der Untergang einer ganzen Kultur. Jeder weiß es, und keiner hat den Mut, es zu sagen, alle sprechen sie weiter von Bedrohung des Vaterlandes und nationaler Ehre, aber so wie sie selbst glaubenslos, ist die Welt vertrauenslos geworden und der grauenhafte Dunst von Lüge liegt darum über unseren Tagen. Unsere Welt ist dunkel geworden, weil sie das Dunkel des Ver-

gessens wollten, weil sie die Wahrheit, die sie einmal erkannt hatten, nicht länger ertragen wollten.

Tragischer Ausblick tragischer Stunde in tragischer Welt! Wieder ist der alte Schlaf über der Erde, aber erregt noch von den wüsten Träumen des blutigen Tages. Unruhig geht der Atem der Völker, und wenn sie sich träumend hin und her wälzen, klirren manchmal schon verräterisch die Waffen. Vergebens blickt die Vernunft in diese Dunkelheit, die kein einzelnes Wort zu erhellen vermag, in diesen dumpfen Schlaf, den kein Ruf der Warnung aufschrecken kann, und muß ohnmächtig bekennen, daß offenbar ein tieferer Sinn in dieser Selbstflucht in das Vergessen liegt, in diesem ewigen Rückschritt der Menschheit von ihren reinsten Zielen. Aber wenn dies auch der Menschheit als Schicksal verhängt ist, immer wieder dem Wahn der Entzweiung anheimzufallen, so bleibt es ewige Aufgabe der Wachen, zu warnen und dem Unvermeidlichen zu wehren. Alles Erleben ist sinnlos, insoweit es vergänglich ist und wieder verloren geht, alle Wahrheit nutzlos, wenn sie wieder vergessen wird. Und darum muß es der Lebenssinn jedes Wachen sein, die einmal klar erkannte Wahrheit für sich selbst festzuhalten und unablässig zu erinnern an das Sternbild über unseren Häuptern, um vorbereitet zu sein auf die heilig-seltene Stunde seiner Wiederkehr.

Stefan Zweig

Die Wahl der Staatsangehörigkeit

Ein Vorschlag für die Friedensverhandlungen
(19. Juni 1919)[1]

Für viele, für die meisten wird auch nach diesem Kriege die Staatszugehörigkeit kein Problem sein. Die meisten Deutschen bleiben Deutsche, die Franzosen alle Franzosen, die Engländer Engländer. Aber eine Minderzahl, und eine beträchtliche, wird vor eine Entscheidung gestellt, eine Wahl: Hunderttausende, sogar Millionen in Österreich, Ungarn, Rußland, Elsaß, alle die tragischen Menschen, die kein Vaterland mit der Sprache eingeboren haben oder keine Sprache mit dem Vaterland. Sie müssen sich entscheiden, im besten Falle durch freie Wahl. Aber selbst diese Wahl ist noch ein Zwang, wenn sie sofort durchgeführt werden muß.

Ich wähle Beispiele. Ein Deutschböhme soll in die tschecho-slowakische Republik. Er zögert, ob er seinem Boden treu bleiben solle, seiner Heimat oder auswandern und seiner Sprache getreu sein. Ein Jude in Deutschösterreich schwankt, ob er dem neuen jüdischen Staat sich anschließen solle oder, Jude bleibend in seiner Gesinnung, das deutsche Sprachbekenntnis anerkennen. Dazu noch die Mischlinge der Nationen, der Rassen, die ja in ihrem zwiefachen Gefühl ohnehin die zerrissensten aller in diesen fünf Jahren waren.

Entscheidung wird von allen diesen gefordert. Das ist gerecht. Vielleicht sogar eine innere Befreiung für die meisten. Aber es ist zu befürchten, daß eine *sofortige* Entscheidung gefordert wird. Und diese wäre ungerecht. Wie sich entschließen zu einer Staatsform, zu einer Lebensform, ehe man sie kennt, seine Frau, seine Kinder, sein ganzes zukünftiges Leben mit einer Formel binden, deren Effekt einem selbst fremd ist? Ich wiederhole die Beispiele: der Deutschböh-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Die Wahl der Staatsangehörigkeit. Ein Vorschlag für die Friedensverhandlungen.* Erstveröffentlichung in: Die Menschheit (Bern), 19. Juni 1919. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

me, kann er sich für die tschecho-slowakische Republik erklären, ehe er weiß, welche Rechte seiner Sprache, seinen Kindern zuerkannt sind? Der Jude, ehe er ahnt, ob sein heimatliches Reich ersteht, ob es Raum und Wirkungskreis für ihn hat, der Elsässer, ehe er seiner sprachlichen Freiheit sicher ist? Kann man so rasch einen Federstrich unter ein Dokument setzen, das die menschliche Freiheit auf Lebenszeit in einen staatlichen Kerker schließt? Ist es nicht unmoralisch, ein aufgezwungener Leichtsinn, zwischen zwei Möglichkeiten zu entscheiden, von denen man nicht die eine kennt und nicht die andere.

Darum stelle ich für diese unzähligen Menschen das Postulat *der freien Wahl nach reiflicher Überlegung.* Laßt sie ein Jahr warten oder zwei oder drei – *drei Jahre scheinen mir die rechte Frist* – um die ungestaltete chaotische Form der neuen Staaten sich formen zu sehen. Dann erst ist ihr Ja oder ihr Nein ein Entschluß und keine Voreiligkeit mehr. Eine Bürgschaft für sie, wäre diese Frist auch ein Ansporn für die neuen Staaten selbst, durch möglichst viel Entgegenkommen und Freiheit ihr Gebilde möglichst vielen zu einem erstrebenswerten zu machen. Wer dann einen Staat für sich wählt, der ist ihm seelisch und moralisch verpflichtet, der andere, der ihm eingezwungen wird, bleibt Fremdkörper und anarchisch frei in der zufälligen Gemeinsamkeit.

Ich weiß die Form nicht, in der dieser Gedanke sich realisieren ließe, da aber die Notwendigkeit, diese ewige Formerin aller Formen, für Millionen sie fordert, wird sie sich finden. Ich stelle sie zur Diskussion derer, die diesen Fragen wissenschaftliche Bildung entgegenbringen, und ich stelle sie als Forderung an jene, die jetzt über das Schicksal nicht nur der Völker, sondern auch der Menschen entscheiden. Solange das letzte Ideal nicht erfüllbar ist – Weltbürger zu sein, frei vom Staate, ganz nur der letzten Gemeinschaft der Menschheit zugehörig – muß es unsere Aufgabe sein, das Staatsproblem zu einem möglichst menschlichen zu gestalten. Und zur Freiheit des Menschen gehört Freiheit der Entschließung: sie als ein Recht für die sonst Rechtlosen zu fordern, ist Sinn und Absicht dieser Zeilen.

Stefan Zweig

Epilog einer vergeblichen Bemühung

(10. September 1920)[1]

Eine schöne und reine Absicht ist mißglückt, ein langbedachter und zärtlich gehegter Plan vorläufig mißlungen: darüber soll hier ohne Beschämung und mit tiefem Bedauern berichtet werden. Es ist bekannt, daß noch in der Zeit der größten Verwirrung, noch während des Waffenstillstandes, lange also bevor jene Dokumente unterfertigt wurden, die den Völkern Europas den Frieden (angeblich) bringen sollten, in allen Ländern eine Reihe von Intellektuellen sich sammelte, um öffentlich kundzutun, daß für sie der Haß zwischen den Nationen ein überlebtes, ein gefährliches und verächtliches Gefühl bedeutete und sie sich als Künstler wie als Menschen einig fühlten über die Sprachen und Grenzen. Jenes Manifest Romain Rollands, das Künstler aller Nationen unterzeichneten, zog gleichsam die Grundlinien einer europäischen Magna Charta, in der die ewigen Rechte des Geistes auf Freiheit und Unabhängigkeit festgelegt werden sollten. Gleichzeitig suchte Henri Barbusse mit seiner ‚Clarte' in allen Ländern die neue Jugend zu organisieren und sie dem Ideal einer übernationalen Brüderlichkeit zu gewinnen. Diese Versuche waren zum Teil erfolgreich, aber nur zum Teil; denn Ideen lassen sich nicht so leicht organisieren wie Interessen, und gerade eine Weltanschauung, deren letzter Sinn die persönliche Unabhängigkeit und Freiheit des einzelnen ist, reglementiert sich schwerer als eine Vaterlandspartei, die Annexionen oder ein Monistenbund, der ein naturwissenschaftliches Dogma postuliert. Es gab hüben und drüben Mißverständnisse: eine Gruppe wollte unbedingt die übernationale Idee mit der bolschewistischen binden, eine andere mengte sich (Gott weiß, aus welchem Grunde) mit dem expressionistischen Kunstbekenntnis, kurz,

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Epilog einer vergeblichen Bemühung*. Erstveröffentlichung in: Berliner Tageblatt, 10. September 1920. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

es fehlte nicht an Reibungen, Schichtungen, Schwierigkeiten und Eitelkeiten. Und bald fühlten wir, es gäbe, um die so schöne, so notwendige Idee der europäischen geistigen Eintracht in eine einheitlich wirkende und der politischen Vergiftung entgegenwirkende Kraft zu verwandeln, nur eine Möglichkeit: die einer gemeinsamen freundlichen Aussprache zwischen den Führenden aller Länder über Zwecke und Ziele, Wirksamkeit und Wirkungsform der Bewegung, deren Notwendigkeit wir, die Minoritäten in allen Ländern, mit gleicher Überzeugung empfanden und noch empfinden.

Ein Kongreß der Intellektuellen war geplant mit Delegierten aller Länder irgendwo in einer geeigneten Stadt Mitteleuropas, in Bologna oder Salzburg oder einer Stadt der Schweiz, und seit einem Jahre haben wir unendliche unterirdische Mühe darauf verwandt, uns brieflich auf Ort und Stunde zu einigen. Im Laufe der Zeit änderte sich allmählich unsere Absicht: wir beschlossen, einen öffentlichen Kongreß zu vermeiden, um uns vor Zuläufern, Unberufenen, vor der unvermeidlichen Parasitengattung jener Intellektuellen zu schützen, die bei jeder Sache sich zu drängen nicht um der Sache willen, sondern um sich sprechen zu hören und von sich sprechen zu lassen, vor jenen gefährlichen Eitelkeitsnaturen, für die jedes Ding der Erde nur Spiegelfläche ist, die ihnen ihr eigenes Bild zurückwirft. Statt eines Kongresses mit Reportern, Photographen und feierlichen Reden erwogen wir zunächst eine intime Zusammenkunft zwischen Künstlern aller Länder, ein erstes internationales Beisammensein der Geistigen an irgendeinem Orte für ein paar Tage. Und die wirklichen Führer, alle jene in allen Ländern, die der Verhetzung und Selbstisolierung Europas entgegenarbeiten wollten, alle jene, die nur unser ganzes Europa als ihre wahre geistige Heimat suhlen, hatten bereitwillig ihr Kommen für den Herbst dieses Jahres zugesagt.

Aber auch diese Absicht ist gescheitert, und ich schäme mich nicht, den einzigen Grund der Vereitlung zu verraten: unsere Zusammenarbeit unterblieb zunächst einzig aus materiellen Rücksichten, aus dem nackten Mangel an Geld. Gerade die Unabhängigen unter den Künstlern sind in allen Ländern fast immer auch jene, die in engen Verhältnissen leben, und eine Reise ins Ausland kostet dank der neuen Erfindung der Paßtaxen – die Welt fühlt gar nicht mehr, um wieviel Jahrhunderte sie zurückgeglitten ist – und infolge

der Geldentwertung in den kriegführenden Ländern wirkliche, für uns sogar vierstellige Summen. Nun hätten einige von uns durch literarische Erfolge oder privates Vermögen wohl vermocht, die Reise für sich zu bestreiten; aber wie peinlich wäre es diesen Bevorzugten geworden, gerade auf manche der liebsten Kameraden verzichten zu müssen, nur weil ihnen die materielle Möglichkeit fehlte. Von anderer Seite Geld zu beschaffen, schien zweifellos aussichtsvoll: gewiß hätten einige Exporteure oder Industrielle, die an der Anbahnung internationaler Beziehung geschäftliches Interesse haben, eine Zusammenkunft der Geistigen als vermeintliche Eselsbrücke für spätere kommerzielle Absichten finanziert. Vielleicht hätten wir auch mit einigem Lärm das Geld sogar von Uneigennützigen zusammengetrieben. Aber wir wollten im stillen uns vereinigen und aus eigener Kraft.

Dieser Plan ist also mißlungen oder besser: er ist vertagt für Monate oder ein Jahr oder Jahre, und ich fühle keine Beschämung, diesen Mißerfolg öffentlich einzugestehen. Denn es scheint mir nicht gegen, sondern für die Bewegung in dieser Zeit zu sprechen, wenn sie nicht den Reichtum und die Macht für sich hat, wenn sie mühsam, im Dunkel und gegen alle Widerstände, sich behaupten muß. Alles, was die paar „guten Europäer" in *Europa früher* planten, eine große mehrsprachige Tageszeitung oder Revue, eine weite umfassende Organisation, ein internationales Informationsbureau, all das ist schon in den Anfängen gescheitert, und selbst dieser bescheidenste Wunsch, daß ein paar Menschen aus Frankreich, England, Italien, Deutschland und Österreich für wenige Tage an einem Tisch beisammen sitzen und die gemeinsamen Pläne erörtern sollten, selbst diese Absicht hat sich nicht verwirklicht, und alle diese Versuche nicht infolge geistiger Lässigkeit oder seelischer Gleichgültigkeit, sondern einzig aus materiellen Gründen. Dr. Schulte-Vaerting hat jüngst in einem sehr schönen Aufsatz erzählt, wie die Welt seit Jahrtausenden immer nur den Krieg und nie den Frieden zu finanzieren sich entschlossen hat: so organisieren sich auch heute in allen Staaten Europas immer nur jene Bewegungen rasch mit Geldmitteln und Machtbefugnissen, die auf Zerspaltung hinarbeiten, indes die Bemühungen um die Verschwisterung kärglich und ohnmächtig bleiben. Nun, dies müssen wir als Unabwendbares hinnehmen. Aber Ideen bedürfen glücklicherweise zu ihrer Verwirklichung kei-

ner sichtbaren Manifestationen: gerade im Unsichtbaren bewahren sie ihre reinsten Kräfte, und das Undankbare einer Bemühung ist beste Probe für die leidenschaftlich Bemühten. So bittet unser Mißerfolg durchaus nicht um Bedauern oder Unterstützung. Ob wir Einzelnen in den verschiedenen Ländern, die wir über alle Nationen hinweg heute schon die künftige Einheit Europas sehen, uns bald einmal gelegentlich die Hände reichen dürfen oder nicht, bedeutet wenig gegen unser Verbundensein im Geiste. Wir können warten. Denn der Geist ist es schließlich am Ende, der die Tat gestaltet, nicht das Wort, nicht das Geld, nicht die Macht. Wir können warten. Und wir wollen warten, geduldig, mit jener Geduld, wie sie nur die unerschütterliche Gewißheit einer Überzeugung zu verleihen vermag.

Stefan Zweig

Die Augen des ewigen Bruders

Eine Legende

(1922)[1]

Nicht durch Vermeidung jeder Tat wird wahrhaft man vom Tun befreit,
Nie kann man frei von allem Tun auch einen Augenblick nur sein.
Bhagavad-Gita, 3. Gesang

Was ist denn Tat? was ist Nichttun? – Das ist's, was Weise selbst verwirrt.
Denn achten muß man auf die Tat, achten auf unerlaubtes Tun.
Muß achten auf das Nichttun auch – der Tat Wesen ist abgrundtief.
Bhagavad-Gita, 4. Gesang

Dieses ist die Geschichte Viratas, den sein Volk rühmte mit den vier Namen der Tugend, von dem aber nicht geschrieben ist in den Chroniken der Herrscher noch in den Büchern der Weisen und dessen Andenken die Menschen vergaßen.

In den Jahren, ehe noch der erhabene Buddha auf Erden weilte und die Erleuchtung der Erkenntnis eingoß in seine Diener, lebte im Land der Birwagher bei einem König Rajputas ein Edler, Virata, den sie den Blitz des Schwertes nannten, weil er ein Krieger war, kühn vor allen andern, und ein Jäger, dessen Pfeile nie fehlten, dessen Lanze nie sich vergeblich schwang und dessen Arm niederfiel wie ein Donner über den Schwung seines Schwertes. Seine Stirne war hell, aufrecht standen seine Augen vor der Frage der Menschen: nie ward seine Hand gekrümmt gesehen zum bösen Knollen der Faust, nie seine Stimme gehört im Schreie des Zorns. Er diente als ein Treuer dem Könige, und seine Sklaven dienten ihm in Ehrfurcht, denn keiner war als rechtlicher gekannt an den fünf Strömungen des Flusses: vor seinem Hause beugten sich die Frommen, wenn sie vor-

[1] Textquelle für die Darbietung an dieser Stelle | https://projekt-gutenberg.org/authors/stefan-zweig/books/legenden/chapter/3/ [Die Legende ist zuerst erschienen 1922 im Insel-Verlag zu Leipzig].

übergingen, und die Kinder lächelten in den Stern seines Auges, wo sie ihn erblickten.

Es geschah aber, daß Unheil fiel über den König, dem er diente. Seines Weibes Bruder, den er zum Verwalter gesetzt über die Hälfte seines Reiches, gelüstete es nach der Gänze, und er hatte heimlich die besten Krieger des Königs mit Geschenken verlockt, daß sie ihm dienten. Und er hatte die Priester beredet, daß sie nächstens die heiligen Reiher des Sees ihm brachten, die ein Zeichen der Herrschaft waren seit tausend und tausend Jahren in dem Geschlecht der Birwagher. Elefanten und Reiher rüstete der Feindliche im Felde, sammelte die Unzufriedenen der Berge zu einem Kriegsheer und zog drohend gegen die Stadt. Der König ließ von morgens bis abends die kupfernen Becken schlagen und aus den weißen Hörnern von Elfenbein blasen; nachts zündeten sie Feuer auf den Türmen und warfen die zerriebenen Schuppen der Fische in die Lohe, daß sie gelb aufglühten unter den Sternen als Zeichen der Not. Aber wenige nur kamen; die Kunde vom Raube der heiligen Reiher war schwer auf die Herzen der Führer gefallen und machte sie zag: der oberste der Krieger und der Hüter der Elefanten, die bewährtesten unter den Feldherren, weilten schon im Lager des Feindes, vergebens blickte der Verlassene nach Freunden (denn er war ein harter Herr gewesen, streng im Gericht und ein grausamer Eintreiber der Fron). Und er sah keinen von den bewährten unter den Hauptleuten und keinen der Anführer des Feldes vor seinem Palaste, nur ratlose Schar von Sklaven und Knechten.

In dieser seiner Not gedachte der König Viratas, der ihm Botschaft der Treue gesandt bei dem ersten Ruf der Hörner. Er ließ die Sänfte von Ebenholz rüsten und sie hintragen vor sein Haus. Virata neigte sich zur Erde nieder, da der König der Trage entstieg, aber der König umfing ihn wie ein Flehender und bat ihn, das Heer zu führen wider den Feind. Virata neigte sich und sprach: „Ich will es tun, Herr, und nicht wiederkehren in dies Haus, ehe die Flamme des Aufruhrs erstickt ist unter dem Fuß deiner Knechte."

Und er sammelte seine Söhne, seine Sippen und Sklaven, stieß mit ihnen zu dem Haufen der Getreuen und reihte ihn zum Kriegszuge. Den ganzen Tag wanderten sie durch das Dickicht bis zum Flusse, auf dessen anderem Ufer die Feinde in unendlicher Zahl gesammelt waren, prahlend ihrer Menge und Bäume fällend für eine

Brücke, daß sie des Morgens kämen und, selbst eine Flut, das Land mit Blut überschwemmten. Aber Virata kannte von der Jagd des Tigers eine Furt oberhalb der Brücke, und als das Dunkel gesunken war, führte er Mann für Mann die Getreuen durch das Wasser, und nachts fielen sie unversehens über den schlafenden Feind. Sie schwangen Pechfackeln, daß die Elefanten und Büffel scheu wurden und die Schlafenden auf ihrer Flucht zerstampften und die Lohe weiß in die Zelte sprang. Virata aber war als erster in das Zelt des Widerkönigs gestürmt, und ehe die Schlafenden aufschreckten, hatte er schon zwei mit dem Schwerte geschlagen und den dritten, als er eben auffuhr und nach dem seinen griff. Den vierten und den fünften aber schlug er Mann wider Mann im Dunkel, dem einen die Stirn, dem andern in die noch nackte Brust. Sobald sie aber lautlos lagen, Schatten zwischen Schatten, stellte er sich quer vor den Eingang des Zeltes, jedem zu wehren, der eindringen wollte, das Zeichen des Gottes, die weißen Reiher, zu retten. Doch es kamen der Feinde nicht mehr, sie jagten hin in sinnlosem Schrecken und hinter ihnen mit Jubelschreien die siegreichen Knechte. Flucht fuhr vorüber und ward ferner und ferner. Da setzte sich Virata gequerten Knies vor das Zelt beruhigt nieder, das blutige Schwert in Händen, und wartete, bis die Gefährten wiederkämen von ihrer brennenden Jagd.

Es dauerte aber nur ein geringes, da ward Gottes Tag wach hinter dem Walde, die Palmen brannten im goldenen Rot der Frühe und funkelten wie Fackeln in den Strom. Blutig brach die Sonne auf, die feurige Wunde im Osten. Da erhob sich Virata, legte das Gewand ab, trat zum Strome, die Hände über dem Haupte erhoben, und neigte sich betend vor Gottes leuchtendem Auge; dann stieg er nieder in den Strom zur heiligen Waschung, und das Blut floß ab von seinen Händen. Nun aber das Licht in weißer Welle sein Haupt anrührte, trat er zurück an das Ufer, hüllte sich in sein Gewand und ging hellen Antlitzes wieder zum Zelte, die Taten der Nacht im Morgen zu beschauen. Schreck in den Zügen starr bewahrend, aufgesperrten Auges und zerrissener Gebärde lagen die Toten: mit gespellter Stirne der Widerkönig und mit aufgestoßener Brust der Ungetreue, der vordem Heerführer gewesen im Lande der Birwagher. Virata schloß ihnen die Augen und schritt weiter, die andern zu sehen, die er im Schlafe geschlagen. Sie lagen, noch halb verhüllt von

ihren Matten, zweier Antlitz ließ ihn fremd, es waren Sklaven des Verführers aus dem Südland mit wolligem Haar und von schwarzem Gesicht. Da er aber des letzten Antlitz zu sich wandte, ward es ihm dunkel vor den Blicken, denn sein älterer Bruder Belangur, der Fürst der Gebirge, war dies, den jener zur Hilfe gezogen und den er nächtens unwissend erschlagen mit eigener Hand. Zuckend beugte er sich nieder zu des Hingekrümmten Herzen. Aber es schlug nicht mehr, starr standen die offenen Augen des Erschlagenen, und ihre schwarzen Kugeln bohrten sich ihm bis ins Herz. Da ward Viratas Atem ganz klein, und wie ein Abgestorbener saß er zwischen den Toten, abgewandten Blicks, daß nicht das starre Auge jenes, den seine Mutter vor ihm geboren, ihn anklage um seiner Tat willen.

Bald doch flog Rufen her; wie die wilden Vögel jauchzten von der Verfolgung die Knechte sich heran zum Zelt, reich bebeutet und heiteren Sinns. Da sie den Widerkönig geschlagen fanden in der Mitte der Seinen und geborgen die heiligen Reiher, tanzten sie und sprangen, küßten Virata, der achtlos zwischen ihnen saß, das niederhangende Gewand und rühmten ihn mit neuem Namen als den Blitz des Schwertes. Und immer mehr kamen, sie luden die Beute auf Karren, doch so tief sanken die Räder unter der Last, daß sie mit Dornen die Büffel schlagen mußten und die Barken zu sinken drohten. Ein Bote sprang in den Fluß und eilte voraus, Kunde dem Könige zu bringen, die andern aber säumten bei der Beute und jubelten ihres Sieges. Schweigend indes und wie ein Träumender saß Virata. Nur einmal erhob er die Stimme, als sie den Toten das Gewand rauben wollten vom Leibe. Dann stand er auf, befahl, Balken zu raffen und die Leichname auf die Scheiter zu schichten, damit sie verbrannt würden und ihre Seelen rein eingingen in die Verwandlung. Die Knechte wunderten sich, daß er so tat an Verschwörern, deren Leiber zerrissen werden sollten von den Schakalen des Walds und deren Gebeine verbleichen im Grimm der Sonne; doch sie taten nach seinem Geheiß. Als die Scheiterhaufen geschichtet waren, entzündete Virata selber die Flamme und warf Wohlgeruch und Sandel in das glimmende Holz – dann wandte er sein Antlitz und stand in Schweigen, bis die Hölzer rot stürzten und in Asche die Glut zu Boden sank.

Inzwischen hatten die Sklaven die Brücken geendigt, die gestern prahlend die Knechte des Widerkönigs begonnen, voran zogen die

Krieger, gekränzt mit Pisangblüten, dann folgten die Knechte und zu Pferde die Fürsten. Virata ließ sie voran, denn ihr Singen und Schreien gellte ihm in der Seele, und als er ging, war ein Abstand zwischen jenen und ihm nach seinem Willen. In der Mitte der Brücke hielt er inne und sah lange hinab in das fließende Wasser zur Rechten und zur Linken – vor ihm aber und hinter ihm hielten, daß sie den Raum wahrten, staunend die Krieger. Und sie sahen, wie er den Arm hob mit dem Schwerte, als wollte er es schwingen wider den Himmel, doch im Sinken ließ er den Griff lässig gleiten, und das Schwert sank in die Flut. Von beiden Ufern sprangen nackte Knaben ins Wasser, um es wieder emporzutauchen, vermeinend, es sei ihm versehentlich entglitten, doch Virata wies sie strenge zurück und schritt weiter, unbewegten Gesichtes und dunkelnder Stirne, zwischen den verwunderten Knechten. Kein Wort bog mehr seine Lippe, indes sie Stunde um Stunde die gelbe Straße der Heimat entgegenzogen.

Noch waren sie ferne den Jaspistoren und zackigen Türmen Birwaghas, da stieg schon eine Wolke weiß in den Himmel, und die Wolke rollte heran, Läufer und Reiter, den Staub überjagend. Und sie hielten inne, da sie den Heerzug sahen, und breiteten Teppiche auf die Straße zum Zeichen, daß der König ihnen entgegenkäme, dessen Sohle irdischen Staub nie berührt von der Stunde der Geburt bis zum Tode, da die Flamme seinen geläuterten Leib umfängt. Und schon nahte von ferne auf dem uralten Elefanten der König, umringt von seinen Knaben. Der Elefant sank, dem Stachel gehorchend, in die Knie, und der König stieg nieder auf den gebreiteten Teppich. Virata wollte sich beugen vor seinem Herrn, aber der König schritt auf ihn zu und umfing ihn mit beiden Armen, eine Ehrung an einem Geringeren, wie sie noch nicht erhört war in der Zeit oder verzeichnet in den Büchern. Virata ließ die Reiher bringen, und als sie die weißen Flügel schlugen, brach Jubel aus, daß die Rosse sich bäumten und die Führer mit dem Stachel die Elefanten zähmen mußten. Der König umarmte, da er die Zeichen des Sieges erschaute, Virata zum andernmal und winkte einem Knechte. Der brachte das Schwert des Heldenvaters der Rajputas, das seit siebenmal siebenhundert Jahren in der Schatzkammer der Könige gelegen, ein Schwert, dessen Griff weiß war von Edelsteinen und in dessen Klinge mit goldenen Zeichen geheime Worte des Sieges geschrieben

standen in der Vorväter Schrift, die selbst die Weisen nicht mehr wußten und die Priester des großen Tempels. Und der König reichte Virata das Schwert der Schwerter als die Gabe seines Dankes und zum Wahrbild, daß er von nun ab der oberste seiner Krieger sei und der Heerführer seiner Völker.

Aber Virata beugte sein Antlitz zur Erde und hub es nicht auf, indem er sagte:

„Darf ich eine Gnade erbitten von dem gnädigsten und eine Bitte von dem großmütigsten der Könige?"

Der König sah nieder zu ihm und sagte:

„Sie ist gewährt, noch ehe du dein Auge aufschlägst zu mir. Und fordertest du die Hälfte meines Reiches, so ist sie dein eigen, sobald du die Lippe rührst."

Da sprach Virata:

„So gestatte, mein König, daß dies Schwert im Schatzhause bleibe, denn ich habe ein Gelöbnis getan in meinem Herzen, kein Schwert mehr zu fassen, seit ich heute meinen Bruder erschlug, den einzigen, der mit mir aus einem Schoß wuchs und der mit mir spielte auf meiner Mutter Händen."

Erstaunt blickte ihn der König an. Dann sprach er: „So sei ohne Schwert der oberste meiner Krieger, damit ich mein Reich sicher wisse vor jedem Feind, denn nie hat einer der Helden besser ein Heer geführt gegen die Übermacht: nimm meinen Gurt als Zeichen der Macht und dies mein Roß, daß dich alle erkennen als höchsten meiner Krieger."

Aber Virata beugte noch einmal sein Antlitz zur Erde und erwiderte:

„Der Unsichtbare hat mir ein Zeichen gesandt, und mein Herz hat es verstanden. Ich erschlug meinen Bruder, auf daß ich nun wisse, daß jeder, der einen Menschen erschlägt, seinen Bruder tötet. Ich kann nicht Führer sein im Kriege, denn im Schwerte ist Gewalt, und Gewalt befeindet das Recht. Wer teilhat an der Sünde der Tötung, ist selbst ein Toter. Ich aber will, daß nicht Furcht ausgehe von mir, und lieber das Brot des Bettlers essen, denn unrecht tun wider dies Zeichen, das ich erkannte. Ein kurzes ist das Leben in der ewigen Verwandlung, laß mein Teil mich leben als ein Gerechter."

Des Königs Antlitz ward dunkel eine Weile, und solche Stille des Schreckens stand um ihn, wie vordem Fülle des Lärmes gewesen,

denn noch nie ward es erhört in den Zeiten der Väter und Urväter, daß ein Freier des Königs sich gewehrt und ein Fürst ein Geschenk nicht nahm von seinem Könige. Dann aber blickte der Herrscher auf zu den heiligen Reihern, den Zeichen des Sieges, die jener erbeutet, und sein Antlitz erhellte sich von neuem, da er sagte:

„Als tapfer habe ich dich von je erkannt wider meine Feinde, Virata, und als einen Gerechten vor allen Dienern meines Reiches. Muß ich dich missen im Kriege, so will ich dich nicht entbehren in meinem Dienste. Da du Schuld kennst und Schuld wägst als ein Gerechter, sollst du der oberste meiner Richter sein und Urteil sprechen auf der Treppe meines Palastes, damit die Wahrheit gewahrt sei in meinen Mauern und das Recht gehütet im Lande."

Virata neigte sich vor dem König und faßte sein Knie zum Zeichen des Dankes. Der König hieß ihn den Elefanten besteigen zu seiner Seite, und sie zogen ein in die sechzigtürmige Stadt, deren Jubel wider sie schlug wie ein stürmendes Meer.

Von der Höhe der rosenfarbenen Treppe, im Schatten des Palastes sprach nun Virata im Namen des Königs Recht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Sein Wort aber war gleich einer Waage, die lange zittert, ehe sie eine Schwere mißt; klar ging sein Blick in die Seele des Schuldigen und seine Fragen drangen in die Tiefe der Verbrechen beharrlich hinab wie ein Dachs in das Dunkel der Erde. Strenge war sein Spruch, doch nie fällte er gleichen Tages das Urteil, immer legte er die kühle Spanne der Nacht zwischen Verhör und Bannung: die langen Stunden bis Sonnenaufgang hörten ihn die Seinen dann auf dem Dache des Hauses oft ruhelos schreiten, nachsinnend über Recht und Unrecht. Ehe er aber ein Urteil sprach, tauchte er die Hände und die Stirne in das Wasser, daß sein Spruch lauter sei von der Hitze der Leidenschaft. Und immer, da er ihn gesprochen, fragte er den Missetäter, ob sein Wort ihm Irrtum dünke; doch selten nur geschah es, daß einer dawider redete; stumm küßten sie die Schwelle seines Sitzes und nahmen gesenkten Hauptes die Strafe wie von Gottes Mund.

Niemals aber sprach Viratas Mund Botschaft des Todes auch über den Schuldigsten und wehrte denen, die ihn mahnten. Denn er scheute das Blut. Den runden Brunnen der Urväter Rajputas, über dessen Rand der Henker die Häupter zum Hiebe beugte und dessen Steine schwarz waren von geronnenem Blute, wusch der Regen

wieder weiß in den Jahren. Und doch ward im Lande des Unheils nicht mehr. Er verschloß die Missetäter in den felsenen Kerker oder tat sie in die Berge, wo sie Steine brechen mußten für die Mauern der Gärten, und in die Reismühlen am Flusse, wo sie die Räder mit den Elefanten drehten. Aber er ehrte das Leben, und die Menschen ehrten ihn, denn nie war ein Fehl ermessen an seinem Spruche, nie Lässigkeit in seiner Frage, nie Zorn in seinem Worte. Weit vom Lande kamen die Bauern im Wagen der Büffel mit ihrem Streit, daß er ihn schlichte, die Priester horchten seiner Rede und der König seinem Rat. Sein Ruhm wuchs, wie der junge Bambus wächst, aufrecht und hell in einer Nacht, und die Menschen vergaßen seines Namens von einst, da sie ihn als Blitz des Schwertes priesen, und nannten ihn weithin im Lande Rajputas die Quelle der Gerechtigkeit.

Im sechsten Jahre nun, da Virata Recht sprach von der Stufe des Vorhofs, geschah es, daß Kläger einen Jüngling vom Stamme der Kazaren brachten, der Wilden, die über den Felsen hausen und andern Göttern dienen. Seine Füße waren wund, so viele Tagereisen hatten sie ihn hergetrieben, und vierfach umschlangen Fesseln seine mächtigen Arme, daß er niemandem Gewalt anhaben konnte, wie es sein Auge drohend verhieß, das zornig rollte unter den verfinsterten Brauen. Sie stellten ihn an die Treppe und warfen den Gebundenen gewaltsam ins Knie vor dem Richter, dann neigten sie sich selbst und hoben die Hände zum Zeichen der Klage.

Virata sah staunend auf die Fremden: „Wer seid ihr, Brüder, die ihr von ferne kommt, und wer ist dieser, den ihr in Fesseln vor mich bringt?“

Es neigte sich der Älteste unter ihnen und sprach:

„Hirten sind wir, Herr, friedlich wohnende im östlichen Lande, dieser aber ist der Böseste des bösen Stammes, ein Untier, das mehr Menschen geschlagen, als Finger sind an seiner Hand. Ein Mann unseres Dorfes hat ihm die Tochter verweigert zum Weibe, weil jene von unfrommen Sitten sind, Hundeesser und Kuhtöter, und sie einem Kaufmann des Tales zur Gattin gegeben. Da ist er in seinem Zorne als Räuber in unsere Herde gefahren, er hat den Vater geschlagen und seine drei Söhne des Nachts, und wann immer ein Mann jenes Mannes Vieh trieb an die Grenzen des Gebirges, hat er ihn getötet. Elf aus unserem Dorfe hat er so vom Leben zum Tode gebracht, bis wir uns zusammentaten und den Bösen jagten wie ein

Wild und ihn herbrachten zu dem gerechtesten aller Richter, damit du das Land erlösest von dem Gewalttäter."

Virata hob das Antlitz dem Gefesselten entgegen:

„Ist es wahr, was jene sprechen?"

„Wer bist du? Bist du der König?"

„Ich bin Virata, sein Diener und der Diener des Rechts, da ich um Sühne sorge für Schuld und das Wahre sondere vom Falschen."

Der Gefesselte schwieg lange. Dann gab er strengen Blick:

„Wie kannst du wissen, was wahr ist und was falsch, aus der Ferne, da dein Wissen sich nur tränkt von der Rede der Menschen!"

„Gegen ihre Rede möge deine Widerrede streiten, damit ich die Wahrheit erkenne."

Verächtlich hob der Gefesselte die Brauen:

„Ich streite nicht mit jenen. Wie kannst du wissen, was ich tat, da ich selbst nicht weiß, was meine Hände tun, wenn Zorn über mich fällt. Ich habe recht getan an jenem, der ein Weib verkaufte um Geld, recht getan an seinen Kindern und Knechten. Mögen sie klagen wider mich. Ich verachte sie und ich verachte deinen Spruch."

Wie ein Sturm fuhr Zorn durch die andern, da sie hörten, daß der Verstockte den gerechten Richter schmähte, und der Knecht des Gerichtes hob den dornigen Stock schon zum Schlage. Aber Virata winkte ihren Zorn nieder und wiederholte noch einmal Frage um Frage. Immer wenn ihm Antwort ward von den Klägern, fragte er von neuem den Gefesselten. Doch der preßte die Zähne in ein böses Lachen zusammen und sprach nur noch einmal:

„Wie willst du die Wahrheit wissen aus den Worten der andern?"

Die Sonne stand steil über ihren Häuptern im Mittag, da Viratas Fragen zu Ende war. Und er erhob sich und wollte, wie es sein Brauch war, heimgehen und den Spruch erst künden am nächsten Tage. Aber die Kläger hoben die Hände. „Herr", sagten sie, „sieben Tage sind wir gewandert vor dein Antlitz, und sieben Tage heimwärts will unsere Reise. Wir können nicht warten bis morgen, denn das Vieh verdurstet ohne Tränke und der Acker will unseren Pflug. Herr, wir flehen, sprich deinen Spruch!"

Da setzte sich Virata wieder nieder auf die Stufe und sann. Sein Antlitz war gespannt wie das eines, der schwere Last trägt auf seinem Haupte, denn nie war es ihm geschehen, Urteil wider einen zu

sprechen, der nicht Gnade erbat und sich wehrte im Wort. Lange sann er, und die Schatten wuchsen auf mit den Stunden. Dann trat er zum Brunnen, wusch Antlitz und Hände in der Kühle des Wassers, damit sein Wort frei sei von der Hitze der Leidenschaft, und sagte: „Möge mein Spruch gerecht sein, den ich spreche. Todschuld hat dieser auf sich geladen, elf Lebendige gejagt aus ihrem warmen Leib in die Welt der Verwandlung. Ein Jahr reift das Leben des Menschen verschlossen im Schoße der Mutter, so sei dieser für jeden, den er getötet, verschlossen ein Jahr im Dunkel der Erde. Und weil er Blut gestoßen elfmal aus der Menschen Leib, sei er elfmal des Jahres gegeißelt, bis das Blut aus ihm springe, damit er zahle mit der Zahl seiner Opfer. Seines Lebens aber sei er nicht gestraft, denn von den Göttern ist das Leben, und nicht darf der Mensch an Göttliches rühren. Möge der Spruch gerecht sein, den ich sprach keinem zu Willen als der großen Vergeltung." Und wiederum setzte sich Virata auf die Stufe, die Kläger küßten die Treppe zum Zeichen der Ehrfurcht. Der Gefesselte aber starrte finster in des Richters Blick, der ihm fragend entgegenkam. Da sagte Virata:

„Ich habe dich gerufen, daß du mich zur Milde mahnest und mir helfest wider deine Kläger, doch deine Lippen blieben verschlossen. Ist ein Irrtum in meinem Spruch, so klage vor dem Ewigen mich nicht an, sondern dein Schweigen. Ich wollte dir milde sein."

Der Gefesselte fuhr auf: „Ich will deine Milde nicht. Was ist deine Milde, die du gibst, gegen das Leben, das du mir nimmst in einem Atemzuge?"

„Ich nehme dir dein Leben nicht."

„Du nimmst mir mein Leben und nimmst es grausamer, als es die Häuptlinge unseres Stammes tun, den sie den wilden nennen. Warum tötest du mich nicht? Ich habe getötet, Mann gegen Mann, du aber läßt mich einscharren wie ein Aas im Dunkel der Erde, daß ich faule an den Jahren, weil dein Herz feig ist vor dem Blute und dein Eingeweide ohne Kraft. Willkür ist dein Gesetz und Marter dein Spruch. Töte mich, denn ich habe getötet."

„Ich habe deine Strafe gerecht gemessen …".

„Gerecht gemessen? Wo aber ist dein Maß, du Richter, nach dem du missest? Wer hat dich gegeißelt, daß du die Geißel kennst, wie zählst du die Jahre spielerisch an den Fingern, als ob sie ein gleiches wären, wie Stunden im Licht und die verschütteten im Dunkel der

Erde? Hast du im Kerker gesessen, daß du weißt, wie viele Frühlinge du nimmst von meinen Tagen? Ein Unwissender bist du und kein Gerechter, denn nur wer ihn fühlt, weiß um den Schlag, nicht wer ihn führt; nur wer gelitten hat, darf Leid messen. Schuldige vermißt sich dein Hochmut zu strafen, und bist selbst der Schuldigste aller, denn ich habe im Zorn Leben genommen, im Zwange meiner Leidenschaft, du aber tust kalten Blutes mein Leben von mir und mißt mir ein Maß, das deine Hand nicht gewogen und dessen Wucht sie nie geprüft. Steh weg von der Stufe der Gerechtigkeit, du Richter, daß du nicht herabgleitest! Weh dem, der mißt mit dem Maße der Willkür, weh dem Unwissenden, der meint, er wisse um das Recht. Steh weg von der Stufe, unwissender Richter, und richte nicht lebendige Menschen mit dem Tode deines Wortes!“

Bleich fuhr dem Schreienden Haß vom Munde, und wieder fielen die andern zornig über ihn. Aber Virata wehrte ihnen nochmals, wandte sein Haupt vorbei von dem Wilden und sagte leise: „Ich kann den Spruch nicht zerbrechen, der auf dieser Schwelle getan wird! Möge er ein gerechter gewesen sein.“

Dann ging Virata, indes sie jenen faßten, der sich wehrte in seinen Fesseln. Aber noch einmal hielt der Richter inne und wandte sich zurück: da standen starr und böse ihm des Hingeschleppten Augen entgegen. Und mit einem Schauer fuhr es Virata ins Herz, wie ähnlich sie seines toten Bruders Augen waren in jener Stunde, da er damals von seiner eigenen Hand erschlagen lag im Zelte des Widerkönigs …

An jenem Abend sprach Virata kein Wort mehr zu Menschen. Des Fremden Blick stak in seiner Seele wie ein brennender Pfeil. Und die Seinen hörten ihn die ganze Nacht, Stunde um Stunde, schlaflos auf dem Dache seines Hauses schreiten, bis der Morgen rot zwischen den Palmen aufbrach.

In dem heiligen Teiche des Tempels nahm Virata das Bad der Frühe und betete gen Osten, dann trat er wieder in sein Haus, wählte das gelbe Gewand des Festes, grüßte ernst die Seinen, die staunend und doch ohne Frage sein feierlich Tun betrachteten, und ging allein zu dem Palaste des Königs, der ihm offenstand zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Virata neigte sich vor dem Könige und berührte den Saum seines Kleides zum Zeichen der Bitte.

Der König sah hell zu ihm nieder und sagte: „Dein Wunsch hat

mein Kleid berührt. Er ist erfüllt, ehe du ihm Worte gibst, Virata."

„Du hast mich zum obersten deiner Richter gesetzt. Sieben Jahre richte ich in deinem Namen und weiß nicht, ob ich recht gerichtet habe. Gönne mir einen Mond lang Stille, damit ich einen Weg zur Wahrheit gehe, und gönne mir, daß ich den Weg verschweige vor dir und allen andern. Ich will eine Tat tun ohne Unrecht und leben ohne Schuld."

Der König staunte:

„Arm wird mein Reich sein an Gerechtigkeit von diesem Monde zum andern. Doch ich frage dich nicht nach deinem Wege. Möge er dich zur Wahrheit führen."

Virata küßte die Schwelle zum Zeichen des Dankes, neigte nochmals das Haupt und ging.

Aus der Helle trat er in sein Haus, rief Weib und Kinder zusammen: „Einen runden Mond lang werdet ihr mich nicht schauen. Nehmt Abschied von mir und fraget nicht."

Scheu blickte die Frau, fromm blickten die Söhne. Zu jedem beugte er sich und küßte ihn zwischen die Augen. „Nun geht in eure Räume, schließt euch ein, daß keiner mir nachsehe in meinen Rücken, wohin ich gehe, wenn ich aus der Türe trete. Und fraget nicht nach mir, ehe der Mond sich erneut."

Und sie wandten sich, jeder in Schweigen.

Virata tat ab das festliche Kleid und tat ein dunkles an, betete vor den Bildnissen des tausendgestaltigen Gottes, ritzte in Palmblätter viele Schrift, die er rollte zu einem Brief. Mit dem Dunkel machte er sich dann auf aus seinem schweigenden Hause und ging zum Felsen vor der Stadt, wo die Erzgruben der Tiefe waren und die Gefängnisse. Er schlug an des Pförtners Tür, bis von der Matte der Schlafende aufstand und rief, wer ihn fordere: „Virata bin ich, der oberste der Richter. Ich bin gekommen, nach jenem zu sehen, den sie gestern brachten."

„In der Tiefe ist er verschlossen, Herr, im untersten Raume der Dunkelheit. Soll ich dich führen, Herr?"

„Ich kenne den Raum. Gib mir den Schlüssel und lege dich zur Ruhe. Morgens wirst du den Schlüssel finden vor deiner Tür. Und schweige zu jedem, daß du mich heute gesehen."

Der Pförtner neigte sich, brachte den Schlüssel und eine Leuchte. Virata winkte ihm, stumm trat der Dienende zurück und warf sich

auf die Matte. Er aber tat das kupferne Tor auf, das die Höhlung des Felsens verschloß, und stieg nieder in die Tiefe des Kerkers.

Vor hundert Jahren schon hatten die Könige Rajputas in diese Felsen ihre Gefangenen zu verschließen begonnen, und jeder der Verschlossenen höhlte Tag für Tag tiefer den Berg hinab und schuf neue Gelasse in dem kalten Gestein für neue Knechte des Kerkers nach ihm.

Einen Blick noch warf Virata, ehe er nun die Türe zutat, nach dem aufgetanen Viereck des Himmels mit den weißen, springenden Sternen, dann schloß er die Pforte, und Dunkel schwoll ihm feucht entgegen, über das unsicher der Schein seiner Leuchte sprang wie ein suchendes Tier. Noch hörte er das weiche Rauschen des Windes in den Bäumen und die gellen Schreie der Affen: in der ersten Tiefe war aber dies nur mehr ein leises Brausen von weit, in der zweiten Tiefe stand schon Stille wie unter dem Spiegel des Meeres, reglos und kalt. Von Steinen wehte nur Feuchte und nicht mehr Duft irdischer Erde, und je tiefer er stieg, desto härter hallte sein Schritt in dem Starren der Stille.

Im fünften Gelaß, tiefer unter der Erde, als die höchsten Palmen aufgreifen zum Himmel, war des Gefangenen Zelle. Virata trat ein und hob die Leuchte wider den dunklen Klumpen, der kaum sich regte, bis Licht über ihn strich. Eine Kette klirrte.

Virata beugte sich über ihn: „Erkennst du mich?“

„Ich erkenne dich. Du bist der, den sie zum Herrn setzten über mein Schicksal und der es zertreten unter seinem Fuß.“

„Ich bin keines Herr. Ein Diener bin ich des Königs und der Gerechtigkeit. Ich bin gekommen, ihr zu dienen.“

Finster sah der Gefangene auf und starrte in des Richters Gesicht: „Was willst du von mir?“

Virata schwieg lange, dann sagte er:

„Ich habe dir wehe getan mit meinem Wort, aber auch du hast mir ein Weh getan mit deinen Worten. Ich weiß nicht, ob mein Spruch gerecht gewesen, aber eine Wahrheit war in deinem Wort: es darf keiner messen mit einem Maße, das er nicht kennt. Ein Unwissender war ich und will wissend werden. Hunderte habe ich gesandt in diese Nacht, vielen habe ich vieles getan und weiß nicht um meine Tat. Nun will ich es erfahren, will lernen, um gerecht zu sein und ohne Schuld einzugehen in die Verwandlung.“

Der Gefangene starrte noch immer. Leise klirrte die Kette.

„Ich will wissen, was ich dir zusprach, den Biß der Geißel will ich kennen am eigenen Leib und die gefesselte Zeit in meiner Seele. Für einen Mond will ich an deine Stelle treten, damit ich wisse, wieviel ich dir zugezählt an Sühne. Dann erneuere ich den Spruch von der Schwelle, wissend um seine Wucht und Schwere. Du gehe inzwischen frei. Ich will dir den Schlüssel geben, der dich ins Licht führt, und dir einen Mond lang dein Leben frei lassen, so du mir Wiederkehr gelobst – dann wird von dem Dunkel dieser Tiefe Licht sein in meinem Wissen."

Wie Stein stand der Gefangene. Die Kette klirrte nicht mehr.

„Schwöre mir bei der unbarmherzigen Göttin der Rache, die jeden erreicht, daß du schweigst wider alle diesen Mond lang, und ich will dir den Schlüssel geben und mein eigenes Kleid. Den Schlüssel legst du vor des Pförtners Gelaß und gehst frei. Doch mit deinem Eide bleibst du gebunden vor dem tausendförmigen Gotte, daß du nach des Mondes Umkreis dieses Schreiben hinbringst dem Könige, damit ich gelöst werde und nochmals richte nach Gerechtigkeit. Schwörst du, dies zu tun, beim tausendförmigen Gotte?"

„Ich schwöre" – wie aus der Tiefe der Erde brach es dem Bebenden von der Lippe.

Virata löste die Kette und streifte sein eigen Kleid von der Schulter.

„Hier, nimm dies Kleid, gib mir das deine und verdecke dein Antlitz, daß kein Wächter dich erkenne. Und nun fasse dies Schermesser und schere mir Haar und Bart, daß auch ich jenen nicht kenntlich sei."

Der Gefangene nahm das Schermesser, doch bebend sank ihm die Hand. Gebietend aber drang des andern Blick in ihn ein, und er tat, wie ihm geheißen. Lange schwieg er. Dann warf er sich hin, und schreiend sprang ihm das Wort aus dem Munde:

„Herr, ich dulde nicht, daß du leidest um meinetwillen. Ich habe getötet, habe Blut vergossen mit heißer Hand. Gerecht war dein Spruch."

„Nicht du kannst es wägen und nicht ich, doch bald werde ich erleuchtet sein. Geh nun hin, wie du geschworen, und tritt am Tage des gerundeten Monds vor den König, daß er mich löse: dann werde ich wissend sein um die Taten, die ich tue, und mein Wort für immer ohne Unrecht. Geh!"

Der Gefangene beugte sich und küßte die Erde …

Schwer fiel die Türe in das Dunkel, noch einmal sprang Licht von der Leuchte gegen die Wände, dann stürzte die Nacht über die Stunden.

Am nächsten Morgen wurde Virata, den niemand erkannte, auf das Feld vor die Stadt geführt und dort gegeißelt. Als ihm der zuckende Hieb zum erstenmal auf den nackten Rücken sprang, schrie Virata auf. Dann preßte er die Zähne zusammen. Bei dem siebzigsten Streich aber ward es dunkel vor seinen Sinnen, und sie trugen ihn fort wie ein totes Tier.

In der Zelle hingestreckt erwachte er wieder, und ihm war, als läge er mit dem Rücken über brennendem Feuer. Um seine Stirn aber war Kühle, Duft von wilden Kräutern sog er ein mit dem Atem: er fühlte, daß eine Hand war über seinem Haar und daß Lindes von ihr niederträufelte. Leise öffnete er den Spalt der Lider und sah: die Frau des Pförtners stand neben ihm und wusch ihm sorgend die Stirne. Und als er jetzt das Auge voll aufschlug zu ihr, strahlte der Stern des Mitleids ihm aus ihrem Blick entgegen. Und durch den Brand seines Leibes erkannte er den Sinn alles Leidens in der Gnade der Güte. Leise lächelte er auf zu ihr und spürte nicht mehr seine Qual.

Am zweiten Tage konnte er sich schon erheben und sein kaltes Geviert abtasten mit den Händen. Er fühlte, wie eine Welt neu wuchs mit jedem Schritt, den er tat, und am dritten Tage narbten die Wunden. Sinn und Kraft kehrten zurück. Nun saß er still und spürte die Stunden an den Tropfen nur, die niederfielen von der Wand und das große Schweigen teilten in viele kleine Zeiten, die still wuchsen zu Tag und Nacht, wie ein Leben aus Tausenden von Tagen selbst wieder wächst zu Mannheit und Alter. Niemand sprach auf ihn ein, Dunkel stand starr in seinem Blut, aber von innen stieg nun bunt Erinnerung in leisem Quell, floß mählich zusammen in einen ruhenden Teich der Schau, darin sein ganzes Leben gespiegelt war. Was er verteilt erlebt, rann nun in eines, und kühle Klarheit ohne Wellenschlag hielt das gereinigte Bild in der Schwebe des Herzens. Nie war sein Sinn so rein gewesen wie in diesem Gefühl reglosen Schauens in gespiegelte Welt.

Mit jedem Tage nun ward Viratas Auge heller, aus dem Dunkel hoben sich die Dinge ihm entgegen und vertrauten seinem Spüren die Formen. Und auch innen ward alles heller in gelasse-

ner Schau: die lindere Lust der Betrachtung, wunschlos hinschwellend über den Schein eines Scheines, die Erinnerung, spielte mit den Formen der Verwandlung wie die Hände des Gefesselten mit den zerstreuten Kieseln der Tiefe. Selbst sich entschwunden, reglos gebannt, unkund der Formen eigenen Wesens im Dunkel, spürte er stärker des tausendförmigen Gottes Gewalt und sich selbst hinwandern durch die Gestalten, keiner anhängend, klar gelöst von der Knechtschaft des Willens, tot im Lebendigen und lebendig im Tode … Alle Angst der Vergängnis ging hin in sanfte Lust der Erlösung vom Leibe. Ihm war, als sänke er mit jeder Stunde tiefer ins Dunkel hinab, zu Stein und schwarzer Wurzel der Erde, und doch trächtig neuen Keims, Wurm vielleicht, dumpf wühlend in der Scholle oder Pflanze, aufstrebend mit stoßendem Schaft, oder Fels nur, kühl ruhend in seliger Unbewußtheit des Seins.

Achtzehn Nächte genoß Virata das göttliche Geheimnis hingegebenen Schauens, losgelöst von eigenem Willen und ledig des Stachels zum Leben. Seligkeit schien ihm, was er als Sühne getan, und schon fühlte er in sich Schuld und Verhängnis nur wie Traumbilder über dem ewigen Wachen des Wissens. In der neunzehnten Nacht aber fuhr er auf aus dem Schlaf: ein irdischer Gedanke hatte ihn angerührt. Wie glühende Nadel bohrte er sich ein in sein Hirn. Schreck schüttelte ihm graß seinen Leib, und die Finger zitterten an seiner Hand wie Blätter am Holze. Dies aber war der Gedanke des Schreckens: der Gefangene könnte untreu werden an seinem Schwur und ihn vergessen, und er müsse hier liegenbleiben tausend und tausend und tausend Tage, bis das Fleisch ihm von den Knochen fiele und die Zunge erstarrte im Schweigen. Noch einmal sprang der Wille zum Leben wie ein Panther auf in seinem Leibe und zerriß die Hülle: Zeit strömte ein in seine Seele und Angst und Hoffen, die Wirrnis des Menschen. Er konnte nicht mehr denken an den tausendförmigen Gott des ewigen Lebens, sondern nur an sich, seine Augen hungerten nach Licht, seine Beine, die sich scheuerten am harten Stein, wollten Weite, wollten Sprung und Lauf. An Weib und Söhne, an Haus und Habe, an die heiße Versuchung der Welt mußte er denken, die mit Sinnen getrunken wird und gefühlt mit der wachen Wärme des Blutes.

Von diesem Tage des Erinnerns schwoll die Zeit, die bisher zu

seinen Füßen stumm gelegen wie ein schwarzer, spiegelnder Teich, empor in sein Denken; wie ein Strom schoß sie her, aber immer wieder wider ihn. Er wollte, daß sie ihn mitreiße und hinschwemme wie einen springenden Balken zu der erstarrten Stunde der Befreiung. Aber gegen ihn strömte sie: mit ringendem Atem quälte er, ein verzweifelter Schwimmer, ihr Stunde um Stunde ab. Und ihm war, als zögerten mit einemmal die Tropfen des Wassers an der Wand im Falle, so weit schwoll die Spanne der Zeit zwischen ihnen. Er konnte nicht mehr länger verweilen auf seinem Lager. Der Gedanke, jener würde seiner vergessen und er müsse hier faulen im Keller des Schweigens, trieb ihn wie einen Kreisel zwischen den Wänden. Die Stille würgte ihn: er schrie die Steine an mit Worten des Schimpfens und der Klage, er fluchte sich und den Göttern und dem Könige. Mit blutenden Nägeln krallte er am spottenden Felsen und rannte mit dem Schädel gegen die Türe, bis er sinnlos zu Boden fiel, um wachend wieder aufzuspringen und, eine rasende Ratte, auf und ab durch das Viereck zu rennen.

In diesen Tagen, vom achtzehnten der Abgeschiedenheit bis zum neuen Monde, durchlebte Virata Welten des Entsetzens. Ihn widerte Speise und Trank, denn Angst füllte seinen Leib. Keinen Gedanken mehr konnte er halten, nur seine Lippen zählten die Tropfen, die niederfielen, um die Zeit, die unendliche, zu zerteilen von einem Tage zum andern. Und ohne daß er es wußte, war das Haupt grau geworden über seinen hämmernden Schläfen.

Am dreißigsten Tag aber erhob sich ein Lärmen vor der Türe und fiel zurück in eine Stille. Dann hallten Schritte, auf sprang die Tür, Licht brach ein, und vor dem Begrabenen des Dunkels stand der König. Und er umfaßte ihn liebend, da er sprach: „Ich habe von deiner Tat vernommen, die größer ist als eine, die je vernommen ward in den Schriften der Väter. Wie ein Stern wird sie hoch glänzen über dem Niedern unseres Lebens. Tritt heraus, daß das Feuer Gottes dich beglänze und das Volk seligen Auges einen Gerechten schaue."

Virata hob die Hand vor das Auge, denn das Licht stach dem Entwöhnten zu grell den Blick, und innen wogte purpurn das Blut. Wie ein Trunkener stieg er auf, und die Knechte mußten ihn stützen. Ehe er aber vor das Tor trat, sprach er:

„Du hast mich, König, einen Gerechten genannt, ich aber weiß

nun, daß jeder, der Recht spricht, unrecht tut und sich anfüllt mit Schuld. Noch sind Menschen in dieser Tiefe, die leiden durch mein Wort, und nun erst weiß ich um ihr Leiden und weiß: nichts darf mit nichts vergolten werden. Laß, König, jene frei und scheuche das Volk vor meinem Schritt, denn ich schäme mich seines Rühmens."

Der König tat einen Wink, und die Knechte scheuchten das Volk. Es war wieder Stille um sie. Dann sagte der König:

„Auf der obersten Stufe des Palastes saßest du, um Recht zu sprechen. Nun aber, da du weiser warst, als je ein Richter gewesen, durch wissendes Leiden, sollst du neben mir sitzen, daß ich deinem Worte lausche und selber wissend werde an deiner Gerechtigkeit."

Virata aber faßte sein Knie zum Zeichen der Bitte: „Laß mich ledig sein meines Amtes! Ich kann nicht mehr wahrsprechen, seit ich weiß: keiner kann keines Richter sein. Es ist Gottes, zu strafen, und nicht der Menschen, denn wer an Schicksal rührt, fällt in Schuld. Und ich will mein Leben leben ohne Schuld."

„So sei", antwortete der König, „nicht Richter im Reiche, sondern Ratgeber meines Tuns, daß du mir weisest Krieg und Frieden, Steuer und Zins in Gerechtigkeit und ich nicht irre im Entschluß."

Nochmals umfaßte Virata des Königs Knie:

„Nicht Macht gib mir, König, denn Macht reizt zur Tat, und welche Tat, mein König, ist gerecht und nicht wider ein Schicksal? Rate ich Krieg, so säe ich Tod, und was ich rede, wächst zu Taten, und jede Tat zeugt einen Sinn, den ich nicht weiß. Gerecht kann nur sein, der nicht teilhat an keines Geschick und Werk, der einsam lebt: nie war ich näher der Erkenntnis, als da ich einsam war, ohne der Menschen Wort, und nie freier von Schuld. Laß mich friedsam leben in meinem Hause, ohne andern Dienst als den des Opfers vor den Göttern, daß ich rein bleibe aller Schuld."

„Ungern lasse ich dich", sagte der König, „aber wer darf einem Weisen widerreden und eines Gerechten Willen verderben? Lebe nach deinem Willen, es ist Ehre meines Reiches, daß einer in seinen Grenzen lebt und wirkt ohne Schuld."

Sie traten vor das Tor, dann ließ ihn der König. Allein ging Virata und sog die süße Luft der Sonne, leicht war ihm die Seele wie nie, da er heimging, ein Freier alles Dienstes, in sein Haus. Hinter ihm klang leise ein fliehender Tritt nackten Fußes, und als er sich wandte, war es der Verurteilte, dessen Qual er genommen. Er küßte

den Staub seiner Spur, beugte sich scheu und entschwand. Da lächelte Virata seit jener Stunde, da er seines Bruders starres Auge gesehen, wieder zum erstenmal und ging froh in sein Haus.

In seinem Hause lebte Virata Tage des Lichts. Sein Erwachen war dankbares Gebet, daß er die Helle des Himmels sehen durfte statt der Finsternis, daß er Farbe und Duft der heiligen Erde spürte und die klare Musik, die im Morgen wirkt. Täglich nahm er wie ein großes Geschenk das Wunder des Atems und den Zauber der freien Glieder, fromm fühlte er den eigenen Leib, den weichen seines Weibes, den starken seiner Söhne, allüberall der Gegenwart des tausendförmigen Gottes beseligt gewahr, beflügelt die Seele von lindem Stolz, daß er nirgends über sein Leben hinaus an fremdes Schicksal griff und niemals feindlich rührte an eine der tausend Formen des unsichtbaren Gottes. Von morgens bis abends las er in den Büchern der Weisheit und übte sich in den Arten der Andacht, die da sind: das Schweigen der Versenkung, die liebende Vertiefung im Geiste, das Wohltun an den Armen und das opfernde Gebet. Sein Sinn aber war heiter geworden, milde seine Rede auch zum geringsten seiner Knechte, und die Seinen liebten ihn mehr, als sie ihn jemals geliebt. Den Armen war er ein Helfer und den Unglücklichen ein Tröster. Vieler Menschen Gebet schwebte um seinen Schlaf, und sie nannten ihn nicht mehr wie einst den „Blitz des Schwertes“ und „die Quelle der Gerechtigkeit“, sondern „den Acker des Rats“. Denn nicht nur die Nachbarn kamen von der Straße, sondern von ferne auch zogen die Fremden vor ihn, daß er ihren Streit schlichte, obwohl er nicht mehr Richter im Lande war, und fügten sich ohne Zögern seinem Wort. Virata war des glücklich, denn er fühlte, daß Raten besser sei als Befehlen, und Schlichten besser als Richten: ohne Schuld empfand er sein Leben, seit er kein Schicksal mehr zwang und doch an vieler Menschen Schicksal schaltend rührte. Und er liebte den Mittag seines Lebens mit aufgeheiterten Sinnen.

So gingen drei Jahre und noch drei dahin wie ein heller Tag. Immer linder ward Viratas Gemüt: wenn ein Streit vor ihn kam, verstand er kaum mehr in seiner Seele, daß so viel Unruhe war auf Erden und die Menschen sich drängten mit der kleinen Eifersucht des Eigenen, da sie doch das weite Leben hatten und den süßen Duft des Seins. Er beneidete keinen, und keiner beneidete ihn. Wie eine Insel des Friedens stand sein Haus im geebneten Leben, unberührt von

den Sturzbächen der Leidenschaft und dem Strom der Begier.

Eines Abends, im sechsten Jahre seiner Stille, war Virata schon zur Ruhe gegangen, als er plötzlich gelles Schreien hörte und das nasse Geräusch von Schlägen. Er sprang auf von seinem Lager und sah, daß seine Söhne einen Sklaven in die Knie geworfen hatten und mit der Nilpferdpeitsche über den Rücken schlugen, daß Blut aufsprang. Und die Augen des Sklaven, in gepreßter Qual aufgerissen, starrten ihn an: wieder sah er des gemordeten Bruders Blick von einst in seiner Seele. Virata eilte zu, hielt ihren Arm an und fragte, was hier geschehen.

Es ergab sich aus der Rede und Widerrede, daß jener Sklave, dessen Dienst es war, das Wasser aus dem Felsenbrunnen zu schöpfen und in hölzernen Kufen zum Hause zu bringen, mehrmals schon in der Hitze des Mittags, Erschöpfung vorgebend, zu spät mit seiner Last angelangt und wiederholt gezüchtigt ward, bis er gestern, nach einer sonderlich harten Bestrafung, entlaufen war. Die Söhne Viratas hatten ihm zu Pferde nachgesetzt und ihn schon jenseits des Flusses in einem Dorf erreicht, mit einem Seil an den Sattel des Rosses gebunden, so daß er, halb gezerrt, halb laufend, mit zerrissenen Füßen wieder heim mußte, wo ihm eben noch unerbittlichere Züchtigung zur eigenen Warnung und jener der andern Sklaven (die schauernd, mit zitternden Knien den Hingestreckten betrachteten) verabreicht wurde, bis Virata durch sein Kommen die gewalttätige Peinigung unterbrach.

Virata blickte hinab auf den Sklaven. Der Sand unter seinen Sohlen war gefeuchtet von Blut. Die Augen des Verschreckten standen offen wie die eines Tieres, das geschlachtet werden sollte, und Virata sah hinter ihrer schwarzen Starre das Grauen, das einst in seiner eigenen Nacht gewesen. „Laßt ihn los“, sagte er zu den Söhnen, „sein Vergehen ist gesühnt.“

Der Sklave küßte den Staub vor seinen Schuhen. Zum erstenmal traten die Söhne verdrossen von des Vaters Seite. Virata kehrte in seinen Raum zurück. Unbewußt, was er tat, wusch er sich Stirn und Hände, um bei der Berührung plötzlich erschreckt zu erkennen, was sein wacher Sinn vergessen: daß er zum erstenmal wieder Richter gewesen und Spruch gesprochen in ein Schicksal. Und zum erstenmal seit sechs Jahren floh ihn wieder der Schlaf.

Da er aber schlaflos im Dunkel lag, kamen die Augen, die er-

schreckten, des Sklaven auf ihn zu (oder waren es jene des gemordeten Bruders?) und die zornigen seiner Söhne, und er fragte und fragte sich, ob nicht ein Unrecht geschehen sei von seinen Kindern an diesem Knecht. Blut hatte um geringer Lässigkeit willen den Sand seines Hauses genetzt, Geißel war in lebendigen Leib gefahren für kleinliche Versäumnis, und diese Schuld brannte ihn mehr als die Geißelschläge, die er selbst dereinst aufspringen gefühlt wie heiße Nattern über seinen Rücken. Keinem Freien freilich war diese Züchtigung geschehen, sondern einem Sklaven, dessen Leib sein eigen war vom Mutterschoße an nach dem Gesetze des Königs. War aber dies Gesetz des Königs auch ein Recht vor dem tausendförmigen Gotte, daß eines Menschen Leib ganz in fremdem Willen floß, frei jeder Willkür, und jeder schuldlos sei wider ihn, ob er ihm auch dies Leben zerriß oder verstörte?

Virata stand auf von seinem Lager und entzündete ein Licht, um in den Büchern der Unterweisung ein Zeichen zu finden. Nirgends traf sein Blick Unterscheidung zwischen Mensch und Menschen als in der Ordnung der Kasten und Stände, nirgends aber war im tausendförmigen Sein Unterschied und Abstand in der Forderung der Liebe. Immer durstiger trank er Wissen in sich ein, denn nie war seine Seele aufgespannter gewesen in der Frage; da warf sich die Flamme am Span des Lichts noch einmal hoch und erlosch.

Wie aber jetzt Dunkel von den Wänden stürzte, überkam es Virata geheimnisvoll: nicht sein Raum sei dies mehr, den er blinden Blickes umtaste, sondern der Kerker von einst, in dem er damals schreckfühlend erkannt, daß Freiheit das tiefste Anrecht des Menschen sei und keiner keinen verschließen dürfe, nicht auf ein Leben und nicht auf ein Jahr. Diesen Sklaven aber, so erkannte er, hatte er eingeschlossen in den unsichtbaren Kreis seines Willens und gekettet an den Zufall seiner Entschließung, daß kein eigener Schritt seines Lebens ihm mehr frei war. Klarheit kam in ihn, indes er still saß und fühlte, wie die Gedanken seine Brust so aufweiteten, bis von unsichtbarer Höhe Licht in ihn eindrang. Nun ward ihm bewußt, daß auch hier noch Schuld in ihm gewesen, solange er Menschen in seinen Willen tat und Sklaven nannte nach einem Gesetz, das nur jenes brüchige der Menschen war und nicht jenes ewige des tausendförmigen Gottes. Und er neigte sich im Gebet: „Dank dir, Tausendförmiger, der du mir Boten sendest aus allen deinen

Formen, daß sie mich aufjagen aus meiner Schuld, immer näher dir entgegen auf dem unsichtbaren Wege deines Willens! Gib, daß ich sie erkenne in den ewig anklagenden Augen des ewigen Bruders, der allorts mir begegnet, der aus meinen Blicken sieht und dessen Leiden ich leide, damit ich mein Leben rein wandle und atme ohne Schuld."

Viratas Antlitz war wieder heiter geworden, hellen Auges trat er in die Nacht, trank den weißen Gruß der Sterne, das schwellende Sausen des Frühwinds tiefatmend in sich und ging durch die Gärten zum Flusse. Als die Sonne sich von Osten erhob, tauchte er nieder in die heilige Flut und kehrte heim zu den Seinen, die versammelt waren zum Gebet des Morgens.

Er trat in ihren Kreis, grüßte mit gutem Lächeln, winkte die Frauen in ihre Gemächer zurück, dann sprach er zu seinen Söhnen:

„Ihr wißt, daß seit Jahren nur eine Sorge meine Seele bewegt: ein Gerechter zu sein und ohne Schuld zu leben auf Erden; nun ist es gestern geschehen, daß Blut floß in die Scholle meines Hauses, Blut eines lebendigen Menschen, und ich will frei sein dieses Blutes und Sühne tun für das Vergehen im Schatten meines Daches. Der Sklave, der um ein Geringes zu hart gebüßt ward, soll Freiheit haben von dieser Stunde und gehen, wohin es ihn gelüstet, damit er nicht vor dem letzten Richter einst klage wider euch und mich."

Schweigend standen die Söhne, und Virata fühlte ein Feindliches in diesem Verstummen.

„Ich spüre ein Schweigen wider mein Wort. Auch wider euch will ich nichts tun, ohne euch zu hören."

„Einem Schuldigen, der sich verging, willst du Freiheit schenken, Belohnung statt Bestrafung", begann der älteste Sohn. „Viele Diener haben wir im Haus, und es zählte nicht dieser eine. Aber jede Tat wirkt über sich hinaus und ist verknüpft mit der Kette. Lässest du diesen ledig, wie darfst du die andern, die dein eigen sind, dann halten, wenn sie fortbegehren?"

„Wenn sie fortbegehren aus meinem Leben, so muß ich sie lassen. Keines Lebendigen Schicksal will ich halten, denn wer Schicksale formt, fällt in Schuld."

„Aber du lösest das Zeichen des Rechts", hub der zweite Sohn an, „diese Sklaven sind unser eigen wie die Erde und der Baum dieser Erde und die Frucht dieses Baumes. So sie dir dienen, sind sie

gebunden an dich und du gebunden an sie. An eine Reihe rührst du, die seit Jahrtausenden wächst durch die Zeiten: der Sklave ist nicht Herr seines Lebens, sondern Diener seines Herrn."

„Es gibt nur ein Recht vom Gotte, und dies Recht ist das Leben, das jedem eingetan ward mit dem Atem seines Mundes. Zum Guten mahnst du mich, der ich verblendet war und frei zu sein meinte von Schuld: fremdes Leben habe ich genommen seit Jahren. Nun aber sehe ich klar und weiß: ein Gerechter darf nicht Menschen zum Tiere machen. Ich will allen die Freiheit geben, damit ich ohne Schuld sei wider sie auf Erden."

Trotz stand auf den Stirnen der Söhne. Und hart antwortete der Älteste:

„Wer wird die Felder tränken mit Wasser, daß der Reis nicht verschmachte, wer die Büffel führen im Felde? Sollen wir Knechte werden um deines Wahns willen? Du selbst hast die Hände nicht gemüht mit Arbeit ein Leben lang und nie dich bekümmert, daß dein Leben wuchs auf fremdem Dienst. Und ist doch auch fremder Schweiß in der geflochtenen Matte, darauf du lagst, und über deinem Schlaf wachte der Wedel der Diener. Und mit einmal willst du sie von dir jagen, daß niemand sich mühe als wir, dein eigenes Blut? Sollen wir vielleicht noch die Büffel lösen vom Pfluge und die Stränge ziehen an ihrer Statt, damit sie die Geißel nicht treffe? Denn auch ihnen fließt des Tausendförmigen Atem vom Munde. Nicht rühre, Vater, an das Bestehende, denn auch dies ist von dem Gotte. Nicht willig tut die Erde sich auf, Gewalt muß ihr getan werden, damit Frucht ihr entquelle, Gewalt ist Gesetz unter den Sternen, nicht können wir ihrer entbehren."

„Ich aber will ihrer entbehren, denn Macht ist selten im Recht, und ich will ohne Unrecht leben auf Erden."

„Macht ist in allem Haben, sei es Mensch oder Tier oder die geduldige Erde. Wo du Herr bist, mußt du auch Herrscher sein: wer besitzt, ist gebunden an das Schicksal der Menschen."

„Ich aber will mich lösen von allem, was mich in Schuld bringt. So befehle ich euch, die Knechte freizugeben im Hause und selbst zu schaffen für unsere Notdurft."

Zorn schwoll in den Blicken der Söhne, kaum konnten sie ihr Murren verhalten. Dann sagte der Älteste: „Du hast gesagt, keines Menschen Willen wollest du beugen. Nicht befehlen magst du

deinen Sklaven, damit du nicht fallest in Schuld; uns aber befiehlst du und stößt in unser Leben. Wo ist, ich frage dich, hier Recht vor Gott und den Menschen?“

Virata schwieg lange. Als er den Blick hob, sah er die Flamme der Habgier in ihren Blicken, und Grauen kam über seine Seele. Dann sagte er leise:

„Ihr habt mich recht belehrt. Ich will nicht Gewalt tun wider euch. Nehmt das Haus und teilt es nach eurem Willen, ich habe nicht teil mehr an der Habe und nicht an der Schuld. Wohl hast du gesprochen: wer herrscht, macht unfrei die andern, doch seine Seele vor allem. Wer leben will ohne Schuld, darf nicht teilhaben an Haus und fremdem Geschick, darf sich nicht nähren von fremder Mühe, nicht trinken von anderer Schweiß, darf nicht hängen an der Wollust des Weibes und der Trägheit des Sattseins: nur wer allein lebt, lebt seinem Gotte, nur der Tätige fühlt ihn, nur die Armut hat ihn ganz. Ich aber will dem Unsichtbaren näher sein als der eigenen Erde, ich will leben ohne Schuld. Nehmt das Haus und teilt es in Frieden.“

Virata wandte sich und ging. Seine Söhne standen erstaunt; die gesättigte Habsucht brannte ihnen süß im Leibe, und doch waren sie beschämt in ihrer Seele.

Virata aber schloß sich ein in seine Kammer, hörte auf Ruf nicht und Mahnung. Erst als die Schatten in die Nacht fielen, rüstete er sich zum Wege, nahm einen Stab, die Almosenschale, ein Beil zum Werk, eine Handvoll Früchte zur Zehrung und die Palmblätter mit den Schriften der Weisheit zur Andacht, schürzte sein Gewand über die Knie hoch und ließ schweigend sein Haus, ohne sich noch einmal umzuwenden nach Weib, Kindern und aller Gemeinschaft seiner Habe. Die ganze Nacht wanderte er bis zu dem Flusse, in den er einst in bitterer Stunde des Erwachens sein Schwert gesenkt, überquerte die Furt und zog dann stromaufwärts am andern Ufer, wo nirgends Bebautes war und die Erde den Pflug noch nicht kannte.

Um die Morgenröte kam er an eine Stelle, wo der Blitz in einen uralten Mangobaum gefahren und eine Lichtung in das Dickicht gebrannt. Der Fluß strich lind im Bogen vorbei, und ein Schwarm von Vögeln umschwärmte das niedere Wasser, um furchtlos zu trinken. Helle war hier vom offenen Strom und Schatten im Rücken von den Bäumen. Zersplittert vom Schlage lag noch Holz umher und geknicktes Gesträuch. Virata besah das einsam lichte Geviert inmitten

des Waldes. Und er beschloß, hier eine Hütte zu bauen und sein Leben ganz der Betrachtung zu leben, abseits von den Menschen und ohne Schuld.

Fünf Tage zimmerte er an der Hütte, denn seine Hände waren der Arbeit entwöhnt. Und auch dann noch war sein Tagewerk voll Mühe, denn er mußte sich Früchte suchen für seine Nahrung, das Dickicht von seiner Hütte wehren, das gewaltsam wieder heranwuchs, und einen Raum roden im Kreise mit spitzen Pflöcken, damit die Tiger, die hungrig im Dunkel brüllten, nicht herankämen des Nachts. Kein Laut von Menschen aber drang in sein Leben und verstörte ihm die Seele, still strömten die Tage vorbei wie das Wasser im Strome, sanft erneuert von unendlicher Quelle.

Nur die Vögel kamen noch immer, der ruhende Mann ängstigte sie nicht, und bald nisteten sie an seiner Hütte. Er streute ihnen Samen der großen Blumen und harte Früchte hin. Willig sprangen sie zu und scheuten nicht mehr seine Hände, sie flogen von den Palmen nieder, wenn er sie lockte, er spielte mit ihnen, und sie ließen sich vertraut von ihm berühren. Einmal fand er in dem Walde einen jungen Affen, der, ein Bein gebrochen und kindisch schreiend, auf dem Boden lag. Er nahm ihn zu sich und zog ihn auf, bis er gelehrig wurde und ihm in spielhafter Weise nachahmerisch diente wie ein Knecht. So war er sanft umgeben von Lebendigem, aber er wußte immer, daß auch in den Tieren die Gewalt schlummerte und das Böse wie im Menschen. Er sah, wie die Alligatoren einander bissen und jagten im Zorne, wie Vögel Fische mit spitzem Schnabel aus der Flut rissen und wiederum wie Schlangen die Vögel plötzlich ringelnd umpreßten: die ungeheure Kette der Vernichtung, die jene feindliche Göttin um die Welt geschlungen, ward ihm offenbar als Gesetz, dagegen das Wissen sich nicht weigern konnte. Doch dies tat wohl, nur als Schauender über diesen Kämpfen zu sein, unteilhaft jeder Schuld am wachsenden Kreise der Vernichtung und Befreiung.

Ein Jahr und manche Monde hatte er keinen Menschen gesehn. Einmal aber geschah es, daß ein Jäger eines Elefanten Spur folgte zur Tränke und vom jenseitigen Ufer seltsames Bild erschaute. Da saß, umleuchtet vom gelben Schimmer des Abends, vor schmaler Hütte ein Weißbart, Vögel nisteten friedlich in seinem Haar, ein Affe schlug mit hellen Schlägen ihm Nüsse vor den Füßen entzwei. Er

aber sah auf zu den Wipfeln, wo blau und bunt die Papageien schaukelten, und als er mit einmal die Hand erhob, rauschten sie, eine goldene Wolke, herab und flogen in seine Hände. Dem Jäger aber dünkte, er hätte den Heiligen gesehen, von dem verheißen war, „die Tiere werden zu ihm sprechen mit der Stimme von Menschen, und die Blumen wachsen unter seinen Schritten. Er kann die Sterne pflücken mit den Lippen und weghauchen den Mond mit einem Atem seines Mundes." Und der Jäger ließ seine Jagd und eilte heimwärts, das Erschaute zu berichten.

Am nächsten Tage schon drängten Neugierige her, das Wunder vom andern Ufer zu erspähen, immer mehr wurden der Erstaunten, bis einer unter ihnen Virata erkannte, den Verschollenen seiner Heimat, der Haus und Erbe gelassen um der großen Gerechtigkeit willen. Weiter flog die Kunde, und sie erreichte den König, der schmerzlich den Getreuen vermißte, und er ließ eine Barke rüsten mit viermal sieben Ruderknechten. Und sie schlugen die Ruder, bis das Boot stromaufwärts kam an die Stelle von Viratas Hütte, dann warfen sie Teppiche vor des Königs Fuß, der dem Weisen entgegenschritt. Es waren aber ein Jahr und sechs Monde, daß Virata die Stimme von Menschen nicht mehr gehört; scheu stand er und zögernd vor seinen Gästen, vergaß die Beugung des Dieners vor dem Gebieter und sagte nur: „Gesegnet sei dein Kommen, mein König."

Der König umfing ihn:

„Seit Jahren sehe ich deinen Weg entgegengehen der Vollendung, und ich bin gekommen, das Seltene zu schauen, wie ein Gerechter lebt, auf daß ich von ihm lerne."

Virata neigte sich:

„Mein Wissen ist einzig dies, daß ich verlernte, mit Menschen zu sein, um ledig zu bleiben aller Schuld. Nur sich selbst kann der Einsame belehren. Nicht weiß ich, ob es Weisheit ist, was ich tue, nicht weiß ich, ob es Glück ist, was ich fühle – nichts weiß ich zu raten und nichts zu lehren. Die Weisheit des Einsamen ist eine andere denn die der Welt, das Gesetz der Betrachtung ein anderes denn das der Tat."

„Aber schon Schauen, wie ein Gerechter lebt, ist Lernen", antwortete der König. „Seit ich dein Auge gesehn, fühle ich schuldlose Freude. Mehr begehre ich nicht."

Virata neigte sich abermals. Und abermals umfaßte ihn der König:

„Kann ich dir einen Wunsch erfüllen in meinem Reiche oder ein Wort bringen an die Deinen?"

„Nichts ist mein mehr, mein König, oder alles auf dieser Erde. Ich habe vergessen, daß mir einst ein Haus war unter andern Häusern und Kinder unter andern Kindern. Der Heimatlose hat die Welt, der Abgelöste die Gänze des Lebens, der Schuldlose den Frieden. Ich habe keinen Wunsch, denn schuldlos zu bleiben auf Erden."

„So lebe wohl und gedenke mein in dieser Andacht."

„Ich gedenke des Gottes, und so gedenke ich auch dein und aller auf dieser Erde, die sein Teil sind und sein Atem."

Virata beugte sich. Das Boot des Königs glitt wieder abwärts den Strom, und viele Monde hörte der Einsame keines Menschen Stimme mehr.

Noch einmal hob der Ruhm Viratas die Flügel auf und flog wie ein weißer Falke über das Land. Bis in die fernsten Dörfer und an die Hütten des Meeres ging die Kunde von jenem, der Haus und Erbe gelassen, um das wahre Leben der Andacht zu leben, und die Menschen nannten den Gottfürchtigen mit dem vierten Namen der Tugend, den „Stern der Einsamkeit". Die Priester rühmten seine Entsagung in den Tempeln und der König vor seinen Dienern; sprach aber ein Richter im Lande einen Spruch, so fügte er bei: „Möge mein Wort gerecht sein, wie jenes Viratas gewesen, der nun dem Gotte lebt und um alle Weisheit weiß."

Es geschah nun manchmal und immer öfter mit den Jahren, daß ein Mann, wenn er das Unrecht seines Tuns und den dumpfen Sinn seines Lebens erkannte, Haus und Heimat ließ, sein Eigen verschenkte und in den Wald wanderte, sich wie jener eine Hütte zu zimmern und dem Gotte zu leben. Denn das Beispiel ist das stärkste Band auf Erden, das die Menschen bindet; jede Tat weckt in andern den Willen zum Rechten, daß er aufspringt vom Schlummer seines Träumens und tätig die Stunden erfüllt. Und diese Erwachten wurden inne ihres leeren Lebens, sie sahen das Blut an ihren Händen und die Schuld in ihren Seelen; so huben sie sich auf und gingen ins Abseits, sich eine Hütte zu zimmern wie jener, nur noch der nackten Notdurft des Körpers zu leben und der unendlichen Andacht. Wenn sie einander begegneten beim Früchtesuchen am Wege, sprachen sie

kein Wort, um nicht neue Gemeinschaft zu schließen, aber ihre Augen lächelten einander freudig zu und ihre Seelen boten sich Frieden. Das Volk aber nannte jenen Wald die Siedlung der Frommen. Und kein Jäger streifte durch seine Wildnis, um die Heiligkeit nicht durch Mord zu verstören.

Einmal nun, als Virata morgens im Walde schritt, sah er einen der Einsiedler reglos auf die Erde hingestreckt, und als er sich über ihn beugte, um den Gesunkenen aufzurichten, merkte er, daß kein Leben mehr in seinem Leibe war. Virata schloß dem Toten die Augen, sprach ein Gebet und suchte die entseelte Hülle aus dem Dickicht zu tragen, damit er einen Scheiterhaufen rüste und der Leib dieses Bruders rein eingehen könne in die Verwandlung. Aber die Last ward seinen Armen zu schwer, die sich entkräftet hatten in der kärglichen Nahrung der Früchte. So ging er, um Hilfe zu erbitten, über die Furt des Stromes zum nächsten Dorf.

Als die Bewohner des Dorfes den Erhabenen ihre Straße wandeln sahen, kamen sie, ehrfürchtig seinen Willen zu hören, und gingen sogleich, Bäume zu fällen und den Toten zu bestatten. Wo aber Virata ging, beugten sich die Frauen, die Kinder blieben stehen und sahen ihm staunend nach, der schweigend schritt, und mancher Mann trat aus seinem Hause, des erhabenen Gastes Kleid zu küssen und den Segen des Heiligen zu empfangen. Virata aber ging lächelnd durch diese blinde Welle und fühlte, wie sehr und wie rein er die Menschen wieder zu lieben vermochte, seit er ihnen nicht mehr verbunden war.

Als er aber an dem letzten niedern Hause des Dorfes vorbeischritt, überall heiter den guten Gruß der Nahenden erwidernd, sah er dort die zwei Augen eines Weibes voll Haß auf sich gerichtet – er schrak zurück, denn ihm war, als hätte er wieder die starren, seit Jahren vergessenen Augen seines gemordeten Bruders gesehen. Jach fuhr er zurück, so entwöhnt war seine Seele aller Feindlichkeit in der Zeit der Abkehr geworden. Und er beredete sich, es möge ein Irrtum gewesen sein seiner Augen. Aber die Blicke standen noch immer schwarz und starr gegen ihn. Und als er, wieder Herr seiner Ruhe, den Schritt löste, um auf das Haus zuzutreten, fuhr die Frau feindselig in den Gang zurück, aus dessen dunkler Tiefe er aber das Glimmern jenes Blickes noch auf sich brennen fühlte wie das Auge eines Tigers im reglosen Dickicht.

Virata ermannte sich. „Wie kann ich in Schuld sein wider jene, die ich niemals gesehen, daß ihr Haß gegen mich springt“, sagte er sich. „Es muß ein Irrtum sein, ich will ihn klären.“ Ruhig trat er hin an das Haus und klopfte mit dem Knöchel an die Tür. Nur der nackte Schall schlug zurück, und doch fühlte er die haßerfüllte Nähe des fremden Weibes. Geduldig pochte er weiter, wartete und pochte wie ein Bettler. Endlich trat die Zögernde vor, finster und feindlich den Blick gegen ihn gewandt.

„Was willst du noch von mir?“ fuhr sie ihn fauchend an. Und er sah, sie mußte sich an den Pfosten halten, so schüttelte sie der Zorn.

Virata aber sah nur in ihr Antlitz, und sein Herz ward leicht, da er gewiß ward, daß er sie niemals zuvor gesehen. Denn sie war jung und er war seit Jahren aus dem Wege der Menschen; nie konnte er ihren Pfad gekreuzt haben und etwas wider ihr Leben getan.

„Ich wollte dir den Gruß des Friedens geben, fremde Frau“, antwortete Virata, „und dich fragen, weshalb du im Zorne auf mich blickst. War ich dir etwa feind, habe ich etwas wider dich getan?“

„Was du mir getan hast“ – ein böses Lachen ging ihr um den Mund – „was du mir getan hast? Ein Geringes nur, ein ganz Geringes: mein Haus hast du von Fülle zu Leere getan, mir Liebstes geraubt und mein Leben zum Tode geworfen. Geh, daß ich dein Antlitz nicht mehr sehe, sonst verschließt sich nicht länger mehr mein Zorn.“

Virata sah sie an. So irr war ihr Auge, daß er meinte, Wahnwitz hätte die Fremde erfaßt. Schon wandte er sich, weiterzugehen, und sagte: „Ich bin nicht der, den du meinst. Ich lebe abseits von den Menschen und trage keines Schicksals Schuld. Dein Auge verkennt mich.“

Aber ihr Haß fuhr hinter ihm her:

„Wohl erkenne ich dich, den alle kennen! Virata bist du, den sie den Stern der Einsamkeit nennen, den sie rühmen mit den vier Namen der Tugend. Aber ich werde dich nicht rühmen, mein Mund wird schreien wider dich, bis er den letzten Richter der Lebendigen erreicht. So komm, da du fragst, und sieh, was du an mir getan.“

Und sie faßte den Erstaunten und riß ihn in das Haus, stieß eine Türe auf zu jenem Raum, der nieder und dunkel war. Und sie zog ihn zur Ecke, wo auf dem Boden etwas auf einer Matte reglos lag. Virata beugte sich nieder, und schauernd fuhr er zurück: ein Knabe

lag dort tot, und seine Augen starrten zu ihm auf wie einst die Augen des Bruders in der ewigen Klage. Neben ihm aber schrie, geschüttelt von Schmerz, das Weib: „Der dritte, der letzte war es meines Schoßes, und auch ihn hast du gemordet, du, den sie den Heiligen nennen und den Diener der Götter."

Und als Virata fragend das Wort aufheben wollte zur Abwehr, riß sie ihn weiter: „Hier, sieh den Webstuhl, den leeren! Hier stand Paratika, mein Mann, des Tages und webte weißes Linnen, kein besserer Weber war im Lande. Von ferne kamen sie und brachten ihm Arbeit, und die Arbeit brachte uns Leben. Hell waren unsere Tage, denn ein Gütiger war Paratika und sein Fleiß ohne Abbruch. Er mied die Verworfenen und mied die Gasse, drei Kinder weckte er meinem Schoß, und wir zogen sie auf, daß sie Männer würden nach seinem Ebenbilde, gütig und gerecht. Da vernahm er – wollte Gott, nie wäre der Fremde gekommen – von einem Jäger, daß einer wäre im Lande, der hätte Haus und Habe gelassen, um einzugehen als Irdischer in den Gott, und hätte ein Haus gebaut mit den Händen. Da wurde der Sinn Paratikas dunkler und dunkler, er sann viel des Abends, und selten sprach er ein Wort. Und eines Nachts, da ich erwachte, war er von meiner Seite gegangen in den Wald, den sie den Wald der Frommen nennen und wo du weiltest, um Gottes gedenk zu sein. Aber da er sein gedachte, vergaß er unser und vergaß, daß wir lebten von seiner Kraft. Armut kam in das Haus, es fehlte den Kindern an Brot, eines starb hin nach dem andern, und heute ist dies, das letzte, gestorben um deinetwillen. Denn du hast ihn verführt. Darum, daß du näher seist dem wahren Wesen des Gottes, sind drei Kinder meines Leibes in die harte Erde gefahren. Wie willst du dies sühnen, Hochmütiger, wenn ich dich anrufe vor dem Richter der Toten und Lebendigen, daß ihr kleiner Leib sich krümmte in tausend Qualen, ehe er verging, indes du Krumen den Vögeln hinwarfst und fern warst von allem Leid? Wie willst du dies sühnen, daß du einen Gerechten verlockt, die Arbeit zu lassen, die ihn nährte und die unschuldigen Knaben, mit dem törichten Wahne, er sei im Abseits näher dem Gott als im lebendigen Leben?"

Virata stand blaß mit bebender Lippe:

„Ich habe dies nicht gewußt, daß ich andern ein Anstoß war. Allein meinte ich zu tun."

„Wo ist dann deine Weisheit, du Weiser, wenn du dies nicht

weißt, was Knaben schon wissen, daß alles Tun von Gott getan ist, daß keiner sich mit Willen ihm entwindet und dem Gesetz der Schuld. Nichts denn ein Hochmütiger bist du gewesen, der du meintest, Herr zu sein deines Tuns und andere zu belehren: was dir Süße war, ist nun meine Bitternis, und dein Leben ist dieses Kindes Tod."

Virata sann eine Weile. Dann neigte er sich:

„Du sprichst wahr, und ich sehe: immer ist in einem Schmerz mehr Wissen um Wahrheit als in aller Weisen Gelassenheit. Was ich weiß, habe ich gelernt von den Unglücklichen, und was ich schaute, das sah ich durch den Blick der Gequälten, den Blick des ewigen Bruders. Nicht ein Demütiger des Gottes, wie ich meinte, ein Hochmütiger bin ich gewesen: dies weiß ich durch dein Leid, das ich nun leide. Verzeihe mir darum, daß ich es bekenne: ich trage an dir Schuld, und an vielem anderen Schicksal wohl auch, das ich nicht ahne. Denn auch der Untätige tut eine Tat, die ihn schuldig macht auf Erden, auch der Einsame lebt in allen seinen Brüdern. Verzeih mir, Frau. Ich will wiederkehren aus dem Walde, auf daß auch Paratika wiederkehre und neues Leben dir wecke im Schoß für das vergangene."

Er beugte sich nochmals und rührte den Saum ihres Kleides mit der Lippe. Da fiel aller Zorn von ihr ab, staunend sah sie dem Schreitenden nach.

Eine Nacht noch verbrachte Virata in seiner Hütte, sah den Sternen zu, wie sie weiß aus der Tiefe des Himmels brachen und wieder erloschen im Morgen, noch einmal rief er die Vögel zum Futter und liebkoste sie. Dann nahm er Stab und Schale, wie er gekommen war vor Jahr und Jahr, und ging zurück in die Stadt.

Kaum verbreitete sich die Kunde, daß der Heilige seine Einsamkeit verlassen habe und wieder in den Mauern weile, so strömte das Volk aus den Gassen, selig, den selten Erschauten zu sehen, manche aber auch in geheimer Angst, sein Nahen aus dem Gotte möge Verkündigung eines Unheils bedeuten. Wie durch einen winkenden Wall voll Ehrfurcht schritt Virata dahin und versuchte, mit dem heitern Lächeln, das sonst lind auf seinen Lippen saß, die Menschen zu grüßen, aber zum erstenmal vermochte er es nicht mehr, sein Auge blieb ernst und sein Mund verschlossen.

So gelangte er in den Hof des Palastes. Es war die Stunde des Rates vorüber und der König allein. Virata ging auf ihn zu, der aufstand, ihn in seine Arme zu schließen. Aber Virata beugte sich zu

Boden und faßte den Saum von des Königs Kleide im Zeichen der Bitte.

„Sie ist erfüllt, deine Bitte", sagte der König, „ehe sie noch Wort war auf deiner Lippe. Ehre über mich, daß mir Macht gegeben ist, einem Frommen zu dienen und eine Hilfe zu sein für den Weisen."

„Nicht nenne mich einen Weisen", antwortete Virata, „denn mein Weg war nicht der rechte. Ich bin im Kreise gegangen und stehe, ein Bittender, vor deiner Schwelle, wo ich einstens stand, daß du mich meines Dienstes entbändest. Ich wollte frei sein von Schuld und mied alles Tun, aber auch ich ward verstrickt in das Netz, das den Irdischen gespannt ist von den Göttern."

„Fern sei mir, dies von dir zu glauben", antwortete der König. „Wie konntest du unrecht tun an den Menschen, der du sie miedest, wie in Schuld fallen, da du im Gotte lebtest?"

„Nicht mit Wissen habe ich unrecht getan, ich habe die Schuld geflohen, doch unser Fuß ist an die Erde gefesselt und unser Tun an der Ewigen Gesetze. Auch die Tatenlosigkeit ist eine Tat, nicht konnte ich den Augen des ewigen Bruders entrinnen, an dem wir ewig tun Gutes und Böses, wider unseren Willen. Doch siebenfach bin ich schuldig, denn ich floh vor dem Gotte und wehrte dem Leben den Dienst, ein Nutzloser war ich, denn ich nährte nur mein Leben und diente keinem andern. Nun will ich wieder dienen."

„Fremd ist mir deine Rede, Virata, ich verstehe dich nicht. Sag mir deinen Wunsch, daß ich ihn erfülle."

„Ich will nicht mehr frei sein meines Willens. Denn der Freie ist nicht frei und der Untätige nicht ohne Schuld. Nur wer dient, ist frei, wer seinen Willen gibt an einen andern, seine Kraft an ein Werk und tut, ohne zu fragen. Nur die Mitte der Tat ist unser Werk – ihr Anfang und Ende, ihre Ursache und ihr Wirken steht bei den Göttern. Mache mich frei von meinem Willen – denn alles Wollen ist Wirrnis, alles Dienen ist Weisheit –, daß ich dir danke, mein König."

„Ich verstehe dich nicht. Ich soll dich frei machen, forderst du, und bittest in einem um Dienst. So ist nur frei, wer eines andern Dienst übernimmt, und jener nicht, der ihm den Dienst befiehlt? Ich verstehe das nicht."

„Es ist gut, mein König, daß du dieses nicht verstehst in deinem Herzen. Denn wie könntest du noch König sein und gebieten, wenn du es verstündest?"

Des Königs Antlitz wurde dunkel im Zorne:

„So meinest du, daß der Gebieter geringer sei vor dem Gotte als der Knecht?“

„Es ist keiner geringer und keiner größer vor dem Gotte. Wer nur dient und seinen Willen hingibt, ohne zu fragen, der hat die Schuld von sich getan und rückgegeben an den Gott. Wer aber will und meint, er könne mit Weisheit das Feindliche meiden, der fällt in Versuchung und fällt in Schuld.“

Das Antlitz des Königs blieb dunkel:

„So ist auch ein Dienst gleich dem andern, und keiner größer und keiner geringer vor dem Gotte und vor den Menschen?“

„Es mag sein, daß manches größer scheine vor den Menschen, mein König, doch eins ist alles Dienen vor dem Gotte.“

Der König sah lange und finster Virata an. Böse krümmte sich der Stolz in seiner Seele. Als er aber sein verschüttetes Antlitz gewahrte und das weiße Haar über der faltigen Stirne, meinte er, der Alte sei kindisch geworden vor der Zeit, und sagte spottend, um ihn zu versuchen:

„Würdest du Aufseher der Hunde sein wollen in meinem Palast?“

Virata neigte sich und küßte die Stufe zum Zeichen des Dankes.

Von jenem Tage an war der Greis, den das Land einst gepriesen mit den vier Namen der Tugend, Hüter der Hunde in der Scheune vor dem Palast und wohnte mit den Knechten im untern Gelasse. Seine Söhne schämten sich seiner, in feigem Kreise umgingen sie das Haus, damit sie seiner nicht gewahr würden und sich nicht müßten seines Blutes bekennen vor den andern, die Priester kehrten sich von dem Unwürdigen ab. Nur das Volk stand und staunte noch einige Tage, wenn der greise Mann, der einst der Erste des Reiches gewesen, als Diener mit der Koppel der Hunde kam. Aber er achtete ihrer nicht, und so verliefen sie sich bald und dachten seiner nicht mehr.

Virata tat getreulich seinen Dienst von der Röte des Morgens bis zur Röte des Abends. Er wusch den Tieren die Lefzen und kratzte die Räude von ihrem Fell, er trug ihnen Speise und bettete ihr Lager und kehrte ihren Unrat. Bald liebten die Hunde ihn mehr denn irgendeinen des Palastes, und er war dessen froh; sein alter zerfalteter Mund, der selten zu Menschen sprach, lächelte immer bei ihrer Freude, und er liebte seine Jahre, die lange waren und ohne großes

Geschehen. Der König ging vor ihm in den Tod, ein neuer kam, der seiner nicht achtete und ihn einmal mit dem Stocke schlug, weil ein Hund knurrte, da er vorüberging. Und auch die andern Menschen vergaßen allmählich seines Lebens.

Als aber auch seine Jahre erfüllt waren und Virata starb und eingescharrt ward in der Kehrichtgrube der Knechte, besann sich keiner im Volke mehr dessen, den das Land einst gerühmt mit den vier Namen der Tugend. Seine Söhne verbargen sich, und kein Priester sang den Sang des Todes an seinem abgelebten Leibe. Nur die Hunde heulten zwei Tage und zwei Nächte lang, dann vergaßen auch sie Viratas, dessen Namen nicht eingeschrieben ist in die Chroniken der Herrscher und nicht verzeichnet in den Büchern der Weisen.

Stefan Zweig

Reise nach Russland

(1928)[1]

Stefan Zweig hatte auf Einladung der russischen Regierung an der Feier des 100. Geburtstages Leo Tolstois teilgenommen.

Redliche Vorbemerkung

Welche Reise innerhalb unserer näheren Welt wäre heute auch nur annähernd so interessant, bezaubernd, belehrend und aufregend wie jene nach Rußland? Während unser Europa, und besonders die Hauptstädte, dem unaufhaltsam zeitgemässen Prozeß wechselseitiger Anformung und Verähnlichung unterliegen, bleibt Rußland völlig vergleichslos. Nicht nur das Auge, nicht nur der ästhetische Sinn wird von dieser urtümlichen Architektonik, dieser neuen Volkswesenheit in unablässiger Überraschtheit ergriffen, auch die geistigen Dinge formen sich hier anders, aus anderen Vergangenheiten in eine besondere Zukunft hinein. Die wichtigsten Fragen gesellschaftlich-geistiger Struktur drängen sich an jeder Straßenecke, in jedem Gespräch, in jeder Begegnung unabweisbar auf, ununterbrochen fühlt man sich beschäftigt, interessiert, angeregt und zwischen Begeisterung und Zweifel, zwischen Staunen und Bedenken leidenschaftlich angerufen. So voll ballt sich jede Stunde mit Weltstoff und Denkstoff, daß es leicht wäre, über zehn Tage Rußland ein Buch zu schreiben.

Das haben nun in den letzten Jahren ein paar Dutzend europäische Schriftsteller getan; ich persönlich beneide sie um ihren Mut. Denn klug oder töricht, lügnerisch oder wahr, vorsichtig oder apodiktisch, alle haben sie doch eine fatale Ähnlichkeit mit jenen amerikanischen Reportern, die nach zwei Wochen Cook-Rundfahrten

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Reise nach Russland* [1928]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 203-245.

sich ein Buch über Europa erlauben. Wer der russischen Sprache nicht mächtig ist, nur die Hauptstädte Moskau und Leningrad, bloß also die beiden Augen des russischen Riesen gesehen, wer außerdem die neue revolutionäre Ordnung mit den zaristischen Zuständen nicht aus früherer Erfahrung zu vergleichen vermag, sollte, meine ich, redlicherweise lieber verzichten auf Prophezeiung und auf pathetische Entdeckungen. Er darf nur Impressionen geben, farbig und flüchtig wie sie waren, ohne jeden anderen Wert und Anspruch als den gerade in bezug auf Rußland heute wichtigsten: nicht zu übertreiben, nicht zu entstellen und vor allem nicht zu lügen.

Grenze

In Niegoroloie erste russische Erde. Spät abends, so dunkel schon, daß man den berühmten roten Bahnhof mit der Überschrift „Proletarier aller Länder vereinigt euch" nicht mehr wahrnehmen kann. Aber auch die von fabulierenden Reisevorgängern so pittoresk und fradiavolesk geschilderten Rotgardisten, grimmig bis an die Zähne bewaffnet, kann ich mit bestem Willen nicht erblicken, einzig ein paar klug aussehende, durchaus freundlich Uniformierte, ohne Gewehr und blinkende Waffe. Die Holzgrenzhalle wie alle anderen, nur daß statt der Potentaten die Bilder Lenins, Engels', Marx' und einiger anderer Führer von den Wänden blicken. Die Revision exakt, genau und geschwind, mit aller erdenklichen Höflichkeit; schon beim ersten Schritt auf die russische Erde spürt man, wieviel Lüge und Übertreiblichkeit man noch totzutreten hat. Nichts ereignet sich härter, strenger, militärischer als an einer anderen Grenze; ohne jeden Übergang steht man plötzlich in einer neuen Welt.

Aber doch, ein erster Eindruck gräbt sich sofort ein, einer jener ersten Eindrücke, wie sie so oft eine erst später bewußt erkannte Situation divinatorisch umfassen. Wir sind im ganzen vielleicht dreißig oder vierzig Personen, die heute die Grenze Rußlands überschreiten, die Hälfte davon bloß Durchreisende, Japaner, Chinesen, Amerikaner, die ohne Aufenthalt mit der mandschurischen Bahn nach Hause sausen; das gibt mathematisch einen Rest von etwa fünfzehn bis zwanzig Personen, die mit diesem Zuge wirklich nur nach Rußland reisen. Dieser Zug wieder ist der einzige am Tage, der von London,

Paris, Berlin, Wien, von der Schweiz, aus ganz Europa nach dem Herzen Rußlands, nach seiner Hauptstadt Moskau zielt. Unbewußt erinnert man sich an die letzten Grenzen, die man passierte, erinnert sich, wieviele Tausende und Zehntausende jeden Tag in unsere winzigen Länderchen einreisen, indes hier zwanzig Personen in allem ein Riesenreich, einen Kontinent beschreiten. Zwei oder drei geradelaufende Eisenbahnadern verbinden im ganzen Rußland mit unserer europäischen Welt, und jede von diesen pocht nur matt und zaghaft. Da erinnert man sich an die Grenzübergänge zur Zeit des Krieges, wo auch nur ein siebenmal gesiebtes Häufchen die unsichtbare Linie von Staat zu Staat überschritt, und begreift instinktiv etwas von der augenblicklichen Situation: Rußland ist eine umschlossene Festung, ein wirtschaftliches Kriegsgebiet, durch eine Art Kontinentalsperre, ähnlich jener, die Napoleon über England verhängte, von unserer anders eingestellten Welt abgeschlossen. Man hat eine unsichtbare Mauer überstiegen, sobald man die hundert Schritte vom Eingang zum Ausgang zwischen diesen beiden Türen getan.

Umstellung ins Russische

Noch ehe sich der Zug in Bewegung setzt, Moskau entgegen, erinnert mich ein freundlicher Mitreisender, daß man die Uhr jetzt umstellen müsse, um eine Stunde, von westeuropäischer auf osteuropäische Zeit. Aber dieser rasche Handgriff, diese winzige Schraubendrehung, bald wird man es merken, reicht bei weitem nicht aus. Nicht nur die Stunde auf dem Zifferblatt muß man umstellen, sondern sein ganzes Gefühl von Raum und Zeit, sobald man nach Rußland kommt. Denn innerhalb dieser Dimensionen wirkt sich alles in anderen Maßen und Gewichten aus. Die Zeit wird von der Grenze ab einen rapiden Kurssturz des Wertes erfahren, und ebenso das Distanzgefühl. Hier zählt man die Kilometer nach tausend statt nach hundert, eine Fahrt von zwölf Stunden gilt als Exkursion, eine Reise von drei Tagen und drei Nächten als verhältnismäßig gering. Zeit ist hier Kupfermünze, die keiner spart und sammelt. Eine Stunde Verspätung bei einer Verabredung gilt noch als Höflichkeit, ein Gespräch von vier Stunden als kurze Plauderei, eine öffentliche Rede von anderthalb Stunden als kurze Ansprache. Aber 24 Stunden in

Rußland, und die innere Anpassungsfähigkeit wird sich daran gewöhnt haben. Man wird sich schon nicht wundern mehr, daß ein Bekannter von Tiflis drei Tage und drei Nächte herfährt, um einem die Hand zu schütteln, acht Tage später wird man mit gleicher Gelassenheit und Selbstverständlichkeit die Kleinigkeit von 14 Stunden Bahnfahrt auf sich nehmen, um selbst einen solchen „Besuch" zu machen, und sich schon allen Ernstes überlegen, ob man nicht – bloß sechs Tage und sechs Nächte – in den Kaukasus fahren sollte.

Die Zeit hat hier ein anderes Maß, der Raum hat hier ein anderes Maß. Wie in Rubeln und Kopeken, lernt man hier rasch mit diesen neuen Werten rechnen, man lernt warten und sich selber verspäten, Zeit versäumen ohne zu murren, und unbewußt kommt man damit dem Geheimnis der russischen Geschichte und des russischen Wesens nahe. Denn die Gefahr und das Genie dieses Volkes hegt vor allem in seinem ungeheuerlichen Wartenkönnen, in der uns unfaßbaren Geduld, die so weit ist wie das russische Land. Diese Geduld hat die Zeiten überdauert, sie hat Napoleon besiegt und die zaristische Autorität, sie wirkt auch jetzt noch als der mächtigste und tragende Pfeiler in der neuen sozialen Architektur dieser Welt. Denn kein europäisches Volk hätte zu ertragen vermocht, was dieses seit tausend Jahren leidensgewohnte und beinahe leidensfreudige an Schicksal erduldet; fünf Jahre Krieg, dann zwei, drei Revolutionen, dann blutige Bürgerkriege von Norden, von Süden, von Ost und West gleichzeitig sich hin wälzend über jede Stadt und jedes Dorf, schließlich noch die entsetzliche Hungersnot, die Wohnungsnot, die wirtschaftliche Absperrung, die Umschaltung der Vermögen – eine Summe des Leidens und Martyriums, vor der unser Gefühl ehrfürchtig sich beugen muß. All dies hat Rußland nur überstehen können durch diese seine einzige Energie in der Passivität, durch das Mysterium einer unbeschränkten Leidensfähigkeit, durch das gleichzeitig ironische und heroische „Nitschewo" („Es macht nicht"), durch diese zähe, stumme und im Tiefsten gläubige Geduld, seine eigentliche und unvergleichliche Kraft.

Moskau: Straße vom Bahnhof her

Noch nicht aus dem Zuge nach zwei Nächten und einem Tage – ein heißer, erster, neugieriger Bück durch das klirrende Wagenfenster

auf die Straße hin. Überall Drängen und Geschwirr, überfülltes, heftiges, vehementes Leben: es sind plötzlich zu viele Menschen in die neue Hauptstadt gegossen worden, und ihre Häuser, ihre Plätze, ihre Straßen quellen und kochen über von dieser stürmischen Bewegtheit, über die stolperigen Pflaster flirren flink die Iswotschniks mit ihren Wägelchen und struppig-süßen Bauernpferdchen, Trambahnen sausen blitzschnell mit schwarz angehängten Menschentrauben an der Plattform, dem Strom der Fußgänger stellen sich wie auf einem Jahrmarkt überall kleine Holzbuden entgegen, mitten im Trubel bieten hingekauerte Weiber gemächlich ihre Äpfel, Melonen und Kleinzeug zum Verkauf. All das schwirrt, drängt, stößt mit einer in Rußland gar nicht erwarteten Flinkheit und Eile durcheinander.

Dennoch aber, trotz dieser herrlichen Vitalität, wirkt etwas in dieser Straße nicht voll lebhaft mit. Etwas Düsteres, Graues, Schattenhaftes mengt sich ein, und dieser Schatten kommt von den Häusern. Die stehen über diesem verwirrend phantastischen Treiben irgendwie alt und zermürbt, mit Runzeln und zerfalteten Wangen, mit blinden und beschmutzten Augenlichtern; man erinnert sich an Wien 1919. Der Putz ist von den Fassaden gefallen, den Fensterkreuzen fehlt Farbe und Frische, den Portalen Festigkeit und Glanz. Es war noch keine Zeit, kein Geld da, sie alle zu verjüngen und aufzufrischen, man hat sie vergessen, darum blicken sie derart mürrisch und verjährt. Und dann – was so besonders eindrucksvoll wirkt: während die Straße rauscht, redet, sprudelt, spricht, stehen die Häuser stumm. In den anderen Großstädten gestikulieren, schreien, blitzen die Kaufläden in die Straße hinein, sie türmen lockende Farbspiele, werfen Fangschlingen der Reklame aus, um den Vorübergehenden zu fassen, ihn für einen Augenblick vor den phantastisch bunten Spiegelscheiben festzuhalten. Hier schatten die Läden stumm; ganz still, ohne kunstvolle Türmung, ohne Hilfe eines raffinierten Auslagearrangeurs legen sie ihre paar bescheidenen Dinge (denn keine Luxusware ist hier verstattet) unter die mißmutigen Fensterscheiben. Sie müssen nicht streiten miteinander, nicht ringen und nicht wettkämpfen, die Kaufläden von nebenan und gegenüber, denn sie gehören doch, die einen und die andern, demselben Besitzer, dem Staat, und die notwendigen Dinge brauchen nicht Käufer zu suchen, sie werden selber gesucht; nur das Überflüssige,

der Luxus, das eigentlich nicht Gebrauchte , „le superflu“, wie die französische Revolution es nannte, muß sich ausbieten, muß dem Vorübergehenden nachlausen und ihn am Rockärmel fassen; das wahrhaft Notwendige (und anderes gibt es nicht in Moskau) braucht keinen Appell und keine Fanfaren.

Das gibt der Moskauer Straße (und allen andern in Rußland) einen so eigenartigen und schicksalshaften Ernst, daß ihre Häuser stumm sind und zurückhaltend, eigentlich nur dunkle, hohe, graue Steindämme, zwischen denen die Menschen fluten. Ankündigungen sind selten, selten auch Plakate, und was in roten Schriftzügen breitgerändert über Hallen und Bahnhöfen steht, ruft nicht Raffinements aus, Parfüms und Luxusautomobile, Lebensspielwerk, sondern ist amtliches Aufforderungsplakat der Regierung zur Erhöhung der Produktion, Aufruf, nicht zu Verschwendung, sondern zu Zucht und Zusammenhang. Wieder spürt man hier, wie schon im ersten Augenblick, den entschlossenen Willen, eine Idee zu verteidigen, die ernste, zusammengeballte Energie, streng und stark auch ins Wirtschaftliche gewandt. Sie ist nicht ästhetisch schön, die Straße von Moskau, wie die pointillistisch glitzernden, farbensprühenden, lichtverschwendenden Asphaltbahnen unserer europäischen Städte, aber sie ist lebensvoller, dramatischer und irgendwie schicksalshaft.

Moskau: Blick vom Kreml

Tage hat es gebraucht, bis wir die Verstattung bekamen, durch die immer bewachten Tore dieser uralten Burg emporzuschreiten, wo seit einem halben Jahrtausend die Zaren und nun die neuen Machthaber regieren. Man hat zauberische Kirchen gesehen, mit hell und dunklen wunderbaren Fresken von der Schwelle bis zum Dachrand geschmückt, Prunkgemächer und immer wieder Kathedralen, noch eine und noch eine, die hier dicht und gedrängt aneinander stehen. Man ist durch unzählige Säle geschritten, wo sich Kunstschätze ganzer Geschlechter anhäufen, die Waffen und Werke dieser unübersehbaren Nation. Fast ist es zuviel (immer hat man dieses Gefühl in Rußland, es ist zuviel zu sehen, man brauchte ein Leben, um es zu überschauen); so hält man einen Augenblick inne auf dieser erschö-

pfend-unerschöpflichen Kunstwanderung und blickt von den Mauern des Kreml auf Moskau, die vielleicht wunderlichste und eigenartigste Stadt der Welt.

Möglicherweise ist es die gleiche Stelle, wo Napoleon einst stand, der große Rasende, der mit sechshunderttausend Mann von Spanien und Frankreich durch Deutschland, durch Polen, durch diese endlose, baumlose, wasserlose Steppe dem Irrlicht des Orients hierher nachzog, der sich unnützerweise von Paris die Oper und die Comédie Française fünfzig Tagereisen weit nachkommen ließ, indes er schon ein gewaltigeres Schauspiel erlebte: eine brennende Stadt zu seinen Füßen. Betäubender, verwirrender Anblick muß es damals gewesen sein, und er ist es noch heute. Ein barbarisches Durcheinander, ein planloses Kunterbunt, von der Neuzeit nur noch pittoresker gemacht: grellrot gestrichene Barockkathedralen neben einem Betonwolkenkratzer, weitläufige schloßhafte Paläste neben schlechtgetünchten Holzhäusern mit grindigem Verputz; zwiebeltürmige, halb byzantinische, halb chinesische Kirchen ducken sich unter die riesenhafte technische Eiffelturmsilhouette der Funkstation, schlecht nachgeahmte Renaissancepalais halten sonderbare Nachbarschaft mit Kaschemmenhütten. Und zwischen all dem, rechts und links und vorn und rückwärts, überall Kirchen, Kirchen, Kirchen, mit ihren heraufgeschraubten Türmen, vierzig mal vierzig, wie die Russen sagen, aber jede anders in Farbe und Formen, ein Jahrmarkt aller Stile, eine zusammengequirlt phantastische Ausstellung aller Bauformen und Kolorite. Nichts paßt zueinander in dieser planlosesten, scheinbar improvisiertesten aller Städte, und gerade diese unablässige Kontrasthaftigkeit macht sie so unerhört überraschend. Man geht hundert Schritt eine Straße entlang und meint, in Europa zu sein, und, kaum um die Ecke, so glaubt man sich schon nach Ispahan verschlagen, in einen Basar, ins Tatarische und Mongolische. Man tritt in eine Kirche, rastet Jahrhunderte weit in Byzanz, aber hinauskommend und eintretend in das neue Telegraphengebäude, hat man einen Sprung nach Berlin gemacht. Die verschwenderischen Goldkuppeln einer Kathedrale reflektieren ihren Glanz in den zersplitterten Scheiben wackeliger Holzhäuser gegenüber, aus der Hintertür eines solchen schäbigen Wohnstalles mit schmutzigem Spülicht, gackernden Hühnern und dumpfen Latrinen tritt man in eine Straße, die von elektrischen Bahnen klirrt, und

sieht vor sich ein Museum, wo alle Schätze des Abendlandes in verschwenderischer Fülle geordnet ruhen. Nichts paßt zusammen; sie dröhnt und berauscht, diese Stadt, wie eine ungeheure atonale Symphonie, in der sich die verwegensten Dissonanzen, die grellsten Rhythmen gewaltsam mischen. Man wagt nicht, zu behaupten, daß sie einem gefällt, diese sonderbare Stadt, aber sie ist mehr als schön: sie ist unvergeßlich.

Moskau: Der Rote Platz

So hat er immer geheißen, seit tausend Jahren, dieser rechteckige Platz, das Herz der Stadt Moskau, um der roten, kunstvoll gescharteten Kremlmauer willen, an deren Länge er sich lehnt. Zur Linken zackt sich die breite Fassade der Handelshäuser, das alte Emporium der Kaufmannschaft, empor; hier standen einst die zahllosen Buden der Kaufleute, die Moskaus Reichtum und Ruhm gemacht. Zur Rechten schützt ihn ein weites, wölbiges Tor, zur Linken, an seiner Schmalseite, steigt farbig, mit bunten Steinen und glitzernden Tulpendächern, die fünftürmige Wassilij-Blaschenni-Kathedrale auf, ein Wunderbau ohnegleichen, morgenländisch phantastisch, abendländisch architektural, die kühnste Vermählung byzantinischer, italienischer, urrussischer und manchmal auch buddhistisch-pagodischer Formen. Sie ist das kostbarste Kleinod der Stadt, und nichts rühmt sie mehr als die finstere Legende, daß Iwan der Schreckliche dem Baumeister zu Dank für seine Meisterschaft die Augen ausstechen ließ, damit er keine zweite ähnliche Kirche in der Welt bauen könnte. Dieser Platz war von jeher das Herz Rußlands. Hier querten die Handelsstraßen von Normannenland und Ingermanland nach Byzanz, hier brachten vom Osten die Händler Pelzwerk und Getier. Hier zäumten Hunnen und Tataren auf der Heerschau die Rosse, hier stiegen in feierlichem Aufzug die ersten Zaren zur Krönung in den Kreml empor. Noch sieht man den runden Steinring, wo die Häupter der aufständischen Strelitzen abgeschlagen wurden und die Leiche des falschen Demetrius blutig lag; und gerade hier, wo das Zarentum aus dem engen Ring einer Stadt, aus dem jämmerlichen Kreis einer Binnenherrschaft sich auswuchs und entfaltete zum weitesten Reich, das jemals die Welt gekannt, – hier veranstaltet in

beabsichtigter und wissender Symbolik die Sowjetregierung ihre Paraden und Aufzüge. Hier stand die Tribüne, wo Trotzki klirrenden Worts die Bauern und Soldaten aufrief zum Verzweiflungskampfe, hier liegen die Führer und Vorkämpfer des Bolschewismus und die Arbeiter, die für ihn gefallen, in den „Brüdergräbern" längs des Kremls, und hier ruht in eigenem Gebäude, dem Herzpunkt dieses Platzes, das Herz der russischen Revolution, die Leiche Lenins.

Bei Tag brandet der Platz von Menschen und Wagen, man steht und kann sich nicht sattsehen an diesem glitzernden, mosaikhaften Bild der Kathedrale, der strengen Mauern des Kremls, sich nicht entziehen der erschütternd eindringlichen Gräberreihe, die hier mitten in der Stadt als Wahrzeichen des Dankes und des Sieges großartig hingestellt ist. Während man in Wien und Berlin zu den Gräbern der Märzgefallenen stundenweit hinauspilgern muß und in Paris vergebens die Grabplätze der Volksführer sucht, sind hier und ebenso in Leningrad statt irgendeines steinernen Baues oder pathetischer Denkmäler die Gräber selbst in die Stadt gestellt: der wuchtigste, großartigste Aufruf und Dank, den man sich erdenken kann. Wie vordem die Basilika und Kathedrale, bilden sie nun das eigentliche religiöse Zentrum der Stadt, aber frei aufgeschlagen unter dem Himmel, ohne jedes Pathos und jeden Prunk. Dieser geniale Sinn für Regie waltet überall in der neuen russischen Revolution. Zwanghaft muß man im Foyer eines Theaters, in jedem Bahnhöfe, in jeder Wartehalle in Plastik oder Photographie das eiserne Antlitz Lenins in sich einfühlen; Lenin, wie er spricht, vorstoßend die Hand wie das Wort, zusammengeballte Energie, oder präsidierend in einer entscheidenden Sitzung, oder im schlichten Rock mit der Bauernkappe, heiter und lachend unter den Helfern. Überall, an jeder Stelle und jedem Ort, durch den roten Stab des Polizisten, durch die rote Mütze der Tramwaykondukteure, durch das überall eingemeißelte Zeichen der Sichel wird man erinnert an die neue Zeit, aber nirgends großartiger und überwältigender als an diesem Platze. Denn selbst wenn die Schatten alle Konturen verwischen, das Grab Lenins nur wie ein schwarzer Stein in dem ungeheuren leeren Dunkel einer Septembernacht steht, dann sieht man noch hoch oben auf der einstigen Residenz der Zaren hell und glühend die rote Fahne der Sowjet sich bauschen. Mit einem genialen Kunstgriff ist von unten her dieser purpurn wogende Stoff bestrahlt, so daß man inmitten des

ungeheuren Nachtdunkels nur die rote Flamme sieht, diese rote Flamme, die leuchtet, hoch über dem leeren Platz, die Gräber, die Burgen und Handelshallen und weithin über Moskau und die ganze russische Welt, – ein Regieeinfall scheinbar nur, aber gleichzeitig mehr: ein Fanal in die neue Zeit, ein grandios ersonnenes Symbol.

Das alte und neue Heiligtum

Vierzig Schritte sind sie voneinander entfernt, das alte und das neue Heiligtum Moskaus, das Heiligenbild der iberischen Muttergottes und das Grabmal Lenins. Das alte, rauchgeschwärzte Heiligenbild steht unbekümmert wie seit unzähligen Jahren in einer kleinen Kapelle zwischen den beiden Durchgängen des Tores, das zum Roten Platz führt. Unnennbare Scharen pilgerten früher hierher, um einige Minuten andachtsvoll sich vor dein Bildnis hinzuwerfen, ein paar fromme Kerzen anzustecken, ein Gebet zur Wundertätigen zu sprechen. Nun steht nebenan die warnende Inschrift der neuen Regierung: „Religion ist Opium fürs Volk". Aber doch ist das alte Volksheiligtum unverletzt geblieben, der Zugang jedermann gestattet, und tatsächlich sieht man auch immer einige alte Weiblein auf den Steinen knien oder im Gebet ausgestreckt, – die letzten, die noch alten Herzens und alter Gesinnung der Wundertätigen anhängen.

Einige, aber nicht viele, denn die wahre Menge, die wirkliche Masse pilgert zum neu aufgerichteten Heiligtum, dem Grabmal Lenins. In sechs- oder siebenfach gewundener Schlange stehen die Menschen, Bauern, Soldaten, Volksfrauen, Dorfweiber, ihre Kinder auf dem Arm, Kaufleute, Matrosen, – ein ganzes Volk, hergekommen aus der unendlichen russischen Welt, das seinen vom Schicksal gefällten Führer im künstlichen Schein des Lebens noch einmal sehen will. Geduldig stehen sie, die Hunderte, die Tausende, angereiht vor dem modernen, ein wenig schachtelhaften, sehr einfachen und symmetrischen Bau aus rotem kaukasischem Holz, der selbst völlig schmucklos, nur mit den fünf Buchstaben LENIN bestirnt ist. Und man fühlt, hier wirkt sich dieselbe Frömmigkeit desselben glaubensfanatischen Volkes aus, die sich dort drüben niederwirft vor dem Bildnis der Madonna, nur hat eine geschickte Hand mit energischem Ruck sie vom Religiösen ins Soziale gewandt, – Führer-

verehrung statt des Heiligendienstes. Aber doch im tiefsten ein und dieselbe und bewußt so gewollt, damit die ungebrochene und unzerbrechliche Glaubenskraft des russischen Volkes vollkommen übergeleitet werde von Symbol zu Symbol, von Christus zu Lenin, vom Volksgott zum Mythos des allein gerechten und herrschenden Gottvolkes.

Man zögert einen Augenblick, ob man wirklich die Stufen mit hinabschreiten soll, denn man weiß, dort unten ruht im gläsernen Sarg, durch neuzeitliche technische Kunst balsamiert, koloriert und so in einer furchtbar täuschenden Scheinlebendigkeit erhalten, die Leiche Lenins. Man fürchtet etwas Mittelalterlich-Byzantinisches einerseits und anderseits etwas an Panoptikum Erinnerndes zu sehen: der Gedanke – ich gestehe es – dieser raffinierten chemischen Lebensimitation eines Gestorbenen als Schaubild war mir gespenstisch. Aber doch, man schließt sich an, tritt schweigend mit Schweigenden die Treppe nieder in die hellerleuchtete, von den Sowjetzeichen überstirnte Krypta, um in langsamem Gang (niemand darf stehen bleiben), den gläsernen Sarg von drei Seiten zu umschreiten. Und so sehr sich noch immer das Gefühl gegen diese Schaustellung wehrt, als gegen etwas gewaltsam Künstliches, das ebenso wie die Ordnung der menschlichen Bedingungen nun auch die der Natur korrigieren will, wird doch der Eindruck, der wirkliche optische Eindruck grandios. Auf einem roten Kissen, die Decke bis zur Brust hinaufgezogen und darüber die Hände flach hingebreitet, ruht, unverändert wie ein Schlafender, Lenin. Die Augen sind geschlossen, diese kleinen graufeurigen, die man von unzähligen Bildern kennt, der Mund, der einst so redemächtige, liegt in einem ernsten Schweigen, aber noch in seinem Schlafe hat dies Antlitz Gewalt durch die graniten gewölbte Stirn, durch den gesammelten und gefaßten Energieausdruck dieser urrussischen Züge. Gespenstisch drückt geisterhaftes Schweigen im Raum, den die Bauern, die Soldaten, die Mütze in der Hand, mit ihren schweren Stiefeln ganz leise, mit zurückgehaltenem Atem durchschreiten, und noch erschütternder ist der Anblick der Frauen, die mit einem scheuen und ehrfurchtsvollen Blick demütig auf diese phantastische Bahre hinschauen, – großartig und einzig diese tägliche Parade des Schweigens von Tausenden und aber Tausenden, die stundenlang warten, um nur eine Minute lang die Menschengestalt ihres schon mythisch gewordenen Führers und

Befreiers zu sehen. Nicht für uns, in denen sich Ästhetisches gegen eine solche immer neu polychromierte Totenmaske wehrt, sondern für ein Volk ist diese Schaustellung ersonnen, für ein Volk, das jahrhundertelang glaubte, daß seine Heiligen nicht dem irdischen Gesetz der Verwesung unterworfen seien und daß von der Berührung ihres Leibes Wunder und Zeichen ausgingen; auch hier hat mit ihrem unfehlbaren Instinkt für Massen Wirkungen die neue Regierung gerade an das Urälteste und darum Wirksamste im russischen Volkstum angeknüpft. Sie hat sehr richtig gefühlt, daß, gerade weil die marxistische Lehre eine in sich sachliche, unmystische, eine logische und durchaus amusische ist, man sie rechtzeitig in Mythos verwandeln und mit aller Inbrunst des Religiösen erfüllen müsse. So haben sie heute, nach zehn Jahren, aus ihren politischen Führern schon Legenden gestaltet, aus ihren Opfern Märtyrer, aus ihrer Ideologie eine Religion, und vielleicht an keiner Stelle fühlt man diese ihre psychologische Taktik sinnfälliger und siegreicher als an diesen beiden fünfzig Schritte voneinander entfernten und doch durch Geistunendlichkeiten getrennten Pilgerstätten: der Kapelle der iberischen Madonna und der Begräbniskrypta Lenins.

Moskau: Museen

Sonderbar, immer wird es die erste Frage an jeden Zurückkehrenden: ob er die neuen Reichen gesehen, die Neppmänner, die Nutznießer der Revolution. Vielleicht habe ich kein Glück gehabt: mir ist keiner begegnet. Die einzigen großen Revolutionsprofiteure, die ich in Rußland sah, waren die Museen : sie hat die konsequente Konfiskation sämtlichen privaten Kunsteigentums wahrhaft zu Fürsten und Magnaten gemacht. Man hat die Palais, die zahllosen Klöster, die Privatwohnungen mit einem Ruck ausgeräumt und die reichsten davon selbst wieder in Museen verwandelt, so daß sich deren Zahl zumindest vervierfacht, wahrscheinlich aber verzehnfacht hat. Die großen Galerien sind durch so unvermuteten Zuwachs über den Rand gequollen, sie fordern ungestüm Platz zu Bauten und Neubauten und wissen heute noch gar nicht wohin mit der plötzlich hereingeströmten Fülle. Überall wird noch gehämmert, gezählt, umgehängt, inventarisiert, überall entschuldigen sich die Direktoren, sie

könnten nur einen kleinen Teil erst aufgehängt zeigen, und führen einen in Nebenräume, wo noch unbekannte Schätze der Ausstellung warten; nach zehn Jahren fehlt noch der vollkommene Überblick über die ungeheuren Bestände, die infolge der Kommunisierung so übermächtig in die Säle geströmt sind.

Über diese gewaltsame Requirierung privaten Kunsteigentums zugunsten der ganzen Nation sich zu begeistern oder zu erbittern, bleibt ein Politikum: jedenfalls genießt zurzeit der Fremde und der Kunstfreund das aktuelle Resultat als eine Überwältigung mit beispielloser Vielfalt und Fülle. Aber nicht nur, daß all dieser ungeahnte Reichtum, bisher verschlossen und unsichtbar in fürstlichen Gemächern und Klöstern, sich nun jedem darbietet zu Augenlust und Gewinn, auch die Kunstgeschichte wird dieser gewaltsamen Zusammenfassung noch Anregungen für Jahrzehnte verdanken. Eine ist schon offenkundig: die vollkommene Umwertung in der Betrachtung der Ikone und damit in der Einstellung zur alten russischen Kunst. Denn verstreut in Tausenden unzugänglichen Kirchen und Klöstern, überleuchtet von Edelsteinen, erstickt von Blumenbehängen, verräuchert, verschmutzt und verklebt durch den Ruß der vorgesteckten Kerzen, waren bisher alle diese Ikone als eine Art Dunkelmalerei erschienen, schwarze Madonnen, finstere Heilige, eine freudefeindliche, beinahe spanisch düstere Kunst. Nun, im historischen Museum vereinigt, werden die Tausende eines um das andere gereinigt, und dabei ergibt sich die Überraschung, daß alle diese Bilder in ihrem Urzustand hellfarbig und heiter waren, bunt wie die Tücher der russischen Dorffrauen und hell wie der Himmel am Bosporus, von wo sie erstmalig ausgegangen. Mit den schwarzen Krusten, die jetzt abgetragen werden, mit dieser jahrhundertealten Verräucherung und Vernachlässigung wird jetzt zugleich eine ganz falsche Anschauung abgewaschen, und wenn nun bald die alten Basiliken (man beginnt schon damit) systematisch aufgehellt werden und den finsteren Fresken ihre Naivheit und Farbenfreudigkeit zurückgegeben wird, so dürfte Europa erstaunt vor einem vollständig neuen Kunstphänomen stehen, ähnlich erstaunt wie damals, als es entdeckte, daß die Plastiken der Griechen ursprünglich polychrom, ihre Tempel nicht marmorweiß und kalt, sondern von grellem Farbentumult erfüllt waren. Solcher Entdeckungen stehen noch mehrere durch die plötzliche Konzentration und geeinte Schaustel-

lung bevor, und schon begegnet man in der Tretjakow-Galerie einer völlig unverhofften Heerschau einer bei uns unbekannten und großartigen russischen Malerei. Aber was man nicht vermutete und was die Fremden vielleicht am meisten in Erstaunen setzt, ist, daß man nirgends außer in Paris eine solche Sammlung der französischen Impressionisten sehen kann wie in Moskau, dank der Konfiskation der beiden berühmten Sammlungen Morosow und Schutkin, dreißig Van Goghs enthaltend, die prächtigsten Manets, Courbets, Gauguins und anschließend daran die ganze moderne Malerei bis 1914. Um auch nur im Fluge den Reichtum der vierzig oder fünfzig Museen von Moskau allein zu durchmessen, brauchte man Wochen und Monate, so sind sie jetzt angefüllt und beinahe überfüllt; nirgends so sinnlich, so glücklich wie in der Kunst drückt sich der marxistische Gedanke aus, daß alles allen gehören solle.

Und tatsächlich hat diese Gewißheit, daß all diese Schätze einer seelisch fremdartigen und gleichsam unbekannten Oberwelt an sie gefallen sind und ihnen gehören, den Massen hier einen fast religiösen Respekt vor den Museen gegeben. Ununterbrochen sind sie von Besuchern durchflutet, Soldaten, Bauern, Volksfrauen, die vor einem Jahrzehnt noch nicht wußten, was ein Museum ist, sie alle durchziehen jetzt in breiten, andächtigen Trupps die Schauräume, und es ist rührend anzusehen, wie vorsichtig, respektvoll sie mit ihren schweren, hochschäftigen Stiefeln über die Parkette schreiten, wie achtungsvoll und lernbegierig sie in Gruppen mit freiwilligen Führern vor den Kunstwerken stehen. Und es ist der größte Stolz der Museumsleiter, der Führer und des ganzen Volkes, daß im Gegensatz zur französischen Revolution, die kirchenstürmerisch und plündernd ungeheure Werte sich selbst entwendete, die russische (härter sonst und radikaler als die andere) sich und der Welt kein einziges wesentliches Kunstwerk zerstört hat.

Diese Rettung der musealen Werte in den furchtbarsten Tagen des Umsturzes danken Rußland und mit ihm alle Kunstfreunde der rechtzeitigen Energie einiger Führer, Lunatscharskis vor allem, aber nicht minder der stillen, unscheinbaren und doch heroischen und aufopferungsvollen Arbeit einzelner unbekannter Museumsleiter. Während die Regierung von einer Hand in die andere überging, während die Maschinengewehre auf den Straßen knatterten, haben diese unbekannten Helden, schlecht bezahlt und vergessen,

hungernd und frierend, bei zehn Grad unter Null in ungeheizten Räumen diese unermeßlichen Werte gehütet, geschützt, geordnet und der Weltgemeinschaft bewahrt. Niemand kennt, niemand nennt heute die Namen dieser Rührenden und Redlichen, niemand hat noch die Geschichte ihrer Aufopferungen und Entbehrungen erzählt; erst die Zukunft wird ihrer im Tumult des Umsturzes unscheinbar verborgenen Tat für das große Werk dieser Rettung dankbar sein.

Heroismus der Intellektuellen

Dieser Heroismus der russischen Intellektuellen ist es, was mich am meisten in Rußland bewegt und erschüttert hat. Ein Proletariat, eine geknechtete Bauernschaft von hundertvierzig Millionen ist aufgestiegen zur Macht, hat sich erhöht und befreit. Dieses leidenswillige und fast leidensfreudige Volk hat Entbehrungen unvergleichlicher Art auf sich genommen, Notdurft und Mühsal ohne Ende, aber selbst, wo es heute noch eingeschränkt ist und entbehrt, wird es immer doch gestählt durch das Gefühl seines Aufstieges in höhere Lebenskreise, durch das triumphale Bewußtsein seines proletarischen Sieges. Die Intellektuellen aber, sie sind nicht aufgestiegen in ihren Lebensformen und nicht in eine höhere Freiheit hinein, sondern eher zurückgeworfen in dumpfere, drückendere Daseinsbedingungen, in ein engeres Maß an räumlicher und seelischer Freiheit. Sie zahlen noch immer am vollsten und vielleicht am unbedanktesten den bitteren Zoll dieses Übergangs. Darin liegt an sich keine böswillige Absicht der Regierung, nur ganz naturhaft haben die Verhältnisse sich gegen sie am härtesten gewandt. Sie haben ihnen, die Raum und Ruhe um sich ebenso notwendig wie Nahrung brauchen, eine Geißel erfunden, die wir in den Nachkriegsjahren selber im Fleische gefühlt haben, die Wohnungsnot. Aber hier ist sie nicht Geißel mehr, sondern dreimal geknotete Knute, diese für unsere europäischen Begriffe unerträgliche Wohnungsnot, die den Menscheninhalt eines Waggons in eine mittlere Wohnung hineinpfercht. Fünf Familien an einem Herde und mit einem Klosett sind keine Seltenheit, ein einziges abgesondertes Zimmer und Küche für eine vierköpfige Familie schon ein beneideter Glücksfall. Was Wien in den schweren Jahren

bereits als Hölle empfand, wäre hier noch Fegefeuer und für manche fast Paradies. Denn dieses Moskau wächst mit diabolischer Geschwindigkeit; zur Hauptstadt des Hundertvierzigmillionenreiches plötzlich ernannt, vollgedrängt mit Ämtern und dabei gehemmt in seinen Bauarbeiten, preßt die überpferchte Hauptstadt (schon vorher unkomfortabel und unhygienisch in ihren Unterkünften) nun ihre Menschen grausam nahe zusammen, und ganz besonders furchtbar lastet natürlich dieser Druck auf jenen, die für ihre geistige Tätigkeit Raum und Absonderung wie Sauerstoff nötig haben: auf den Intellektuellen. Aber bewundernswert der Gleichmut und die Gelassenheit, mit der all diese Menschen dieses Eingekeiltsein ertragen, noch immer nicht genug bewundert diese unbeschreibliche russische Geduld, die von der Scholle des Volkes bis in die feinsten Verästelungen ihrer geistigen Blüte, bis zu den Intellektuellen und Künstlern kraftwaltend emporsteigt. Ich besuchte einen großen Gelehrten im einzigen Zimmer, das, neben einem zweiten winzigen Räumchen ohne Küche, er und seine Familie zu viert bewohnen, also Arbeitszimmer, Speisezimmer, Wohnzimmer und Schlafzimmer in einem, und als ich unwillkürlich betroffen mit dem Blick diese Enge nachmaß, lächelte er das all tröstende „Nitschewo", „Es macht nicht", dies sieghafte „Man gewöhnt sich daran". „Wir sind wenigstens durch einen Holzverschlag von unseren Nachbarn abgesondert". Schon dies zählt als ein Glück, ein paar Kubikmeter abgesonderter Luft mit den Seinen atmen zu dürfen. Oder ein anderes Beispiel: Ich besuchte Eisenstein, den heute weltberühmten Regisseur des Potemkin-Films, der mir seine neuen (herrlichen!) Arbeiten zeigen wollte. Dieser Meister, der für das russische Können mehr Propaganda geleistet als hundert Bücher, hat ein einziges Zimmer innerhalb einer Gesamtwohnung, Schlafraum, Atelier, Sekretariat, Speisezimmer in einem: ein Tisch, ein Teebrett, zwei Sessel, eine winzige Waschschüssel, ein Bett, eine Bücherkante. Aber auf dem kleinen Tisch liegen ein Dutzend Telegramme, Angebote auf drei Monate nach Hollywood für dreißigtausend Dollars – und doch, sie lassen sich durch Geld nicht weglocken von ihrer Aufgabe, alle halten sie durch, alle kehren sie wieder aufopferungsvoll nach Rußland zurück, in ihre schweren Lebensbedingungen, schlecht bezahlt, gerade nur das Notdürftigste verdienend und schon empfindungslos für alle kleinen Bequemlichkeiten, die uns, ihren europäischen

Brüdern, Selbstverständlichkeiten sind. Das ist der großartige Heroismus der russischen Intellektuellen von heute, daß sie, nicht genug gewürdigt, nicht genug gerühmt – weder im eigenen Land noch bei uns – ausharren, weil sie es für ehrlos halten, ihren Posten zu verlassen um besserer Verdienstmöglichkeiten in Europa willen, und dies nur aus dem stolzen Gefühl sittlicher Verpflichtung, aus dem Bewußtsein, daß nichts heute Rußland, dem jetzt Helligkeit und Heiterkeit fehlt, so notwendig ist wie gute Universitäten, gute Schulen und Museen, eine vollendete und volksmäßige Kunst. Und wenn dieses ungeheuerste soziale Experiment, das Rußland unternommen hat und zum Staunen der übrigen Welt jetzt schon durch zehn Jahre allein gegen diese andere Welt durchhält, nicht gescheitert ist, so dankt es dies (man begreift es hier) nur dreierlei: der unerhörten, harten fanatischen Energie seiner Diktatoren, der unvergleichlichen Willigkeit und Geduldkraft dieses leidensgewohntesten aller Völker und nicht zuletzt dem Idealismus und der Aufopferungsfähigkeit der so oft als bürgerlich geschmähten, als zu lau und zu unpolitisch geringgeschätzten russischen Intellektuellen.

Besuch bei Gorki

Auch Gorki, der sinnlichste Repräsentant des aus der eigenen Volkstiefe empor gestiegenen Rußlands, hat es als seine Pflicht empfunden, während einer so welthistorischen Entwicklung nicht dauernd fern vom Vaterland zu sein. Zwar drängten ihn heftig die Ärzte, nicht den heilkräftigen italienischen Süden zu verlassen und seine labile Gesundheit nicht dem nordischen Klima auszusetzen, aber er ist doch in seine Heimat zurückgekehrt, und zwar gleich zu einer Zehntausend Kilometer-Reise quer durch das ganze Land. Leider hatten die Ärzte recht behalten: ein Rückfall warf ihn auf das Krankenlager zurück, und so fehlte er bei der Feier und war unauffindbar, unerreichbar. Schon machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, Rußland verlassen zu müssen, ohne seinen großen Dichter gesehen zu haben, ohne dem Menschen danken zu können, dem ich persönlich für manches private und öffentliche Wort verpflichtet war, als man mir endlich verriet, daß er in Moskau selbst verborgen sei. Und noch am selben Abend durfte ich ihn sehen.

Sein Gesicht überrascht, gerade weil man es von Photographien her zu kennen glaubt. Aber alle, die ich gesehen habe, verschatten es merkwürdig ins Düstere, lassen es hart erscheinen, bitter und vergrämt, indes gerade die Helligkeit der erste Eindruck seines Antlitzes ist. Kurzgeschorenes, strohblondes Haar, blasse Brauen über lichtgrauen Augen, ein gelber buschiger Schnurrbart; das Antlitz eines klugen, slawischen Bauern, eines gescheiten Handwerkers, geistig leuchtend und dabei warm und hell wie frischgebackenes Brot. Besonderheit darin nur der stark vorgebaute, hart gemeißelte Stirnbogen; durch diesen vorgetürmten Block bekommt sein Blick Gewalt aus einer Tiefe, eine prachtvolle eindringliche Konzentriertheit. Diese Konzentriertheit, diese sachliche feste Ruhe lebt in jedem seiner mündlichen Worte genau wie in seiner Schreibart – mit ein paar Sätzen rückt er jeden Gegenstand fest und klar ins Licht. Er übertreibt nicht, er passioniert sich nicht; darum haben seine Worte genau wie seine Werke den Wert unbestechlicher und unbezweifelbarer Zeugenschaft. Was ihn nach seiner Rückkehr nach vier oder fünf Jahren am meisten an dem neuen Rußland frappiert, ist das gleiche, was auch uns Fremde so sympathisch bei diesem Volke berührt: die plötzlich aufgebrochene stürmische Gier nach Bildung bis in die untersten Klassen hinein, die Passion für das Schöpferische. Jahrhunderte war hier eines der begabtesten und aufgewecktesten Völker durch den Zarismus und die ihm gefällige Kirche gewaltsam verdumpft und von allen Bildungsmöglichkeiten abgeschnitten worden (das schwerste Verbrechen, das eine Regierung an ihrem Volk begehen kann). Und mit einem bewundernswerten, rapiden Elan hat die ganze Nation, oder haben vielmehr alle jetzt in der Sowjetrepublik vereinigten Republiken die Gelegenheit benutzt, sich vom Analphabetismus zu befreien. Über Nacht sind in den kaukasischen, georgischen, turkestanischen und sibirischen Gebieten Universitäten entstanden, Zeitschriften, Dichterschulen; bis in die winzigsten Dörfer dringen jetzt, dank einer unablässig hämmernden, zwar politisch gemeinten, aber doch bildungswirkenden Organisation, die neugeschaffenen Bauernzeitungen, die vom Volk selbst geschrieben und redigiert werden. „Sie würden nicht glauben“, erzählt mir Gorki, „was für ausgezeichnete Briefe und Schilderungen in diesen populären Zeitschriften, die das Volk selbst schreibt, zutagetreten. In ihnen ist oft mehr darstellende Kraft als in allen schulgemäßen

Literaturen, und ich bin selbst mit einer ganzen Reihe dieser Schreiber in Korrespondenz geraten, soviel Anregungen und Kenntnisse haben mit ihre urtümlichen Mitteilungen gegeben." Selbst er, genau wie Dostojewski und Tolstoi von Jugend an gläubig an das russische Volksgenie, ist dennoch erstaunt über das Tempo dieses Bildungsaufschwunges, den innerhalb von wenigen Jahren die untersten Schichten des russischen Volks genommen haben. Und sein neues Buch, an dem er noch arbeitet, wird nicht Dichtung sein, sondern Darstellung seiner Erlebnisse mit dem Volk bei dieser Wiederbegegnung nach Jahr und Jahren. Und ich glaube, gerade dieses Buch wird für Europa von äußerster Wichtigkeit sein, denn das klare Auge Gorkis ist unbestechlich in Urteil und Erkennen, unfähig zu schmeicheln, unwillig zu lügen. Und wenn dieser wahrhaftige Bildner, dieser warmherzigste Kenner seines Volkes dann, trotz allen Einschränkungen, im wesentlichen der Leistung der letzten Jahre zustimmt, sollten immerhin manche vorsichtiger sein, von ferne her und, bloß zweideutigen Nachrichten folgend, all das, was in Rußland im letzten Jahrzehnte geschehen ist, einzig als ein hoffnungsloses Chaos und eine wütige Verblendung zu betrachten.

Die jungen Dichter

Die Regierung hat ihnen ein Haus überlassen, das ehemalige Wohnhaus Alexander Herzens, und sie haben es umgeformt in eine Art Klub, wo sie einander begegnen, Freunde empfangen und bewirten können, lesen und arbeiten. Sie haben daraus gleichzeitig ein kleines Museum gemacht, das alle Bücher der jungen Generation, ihre Manuskripte und Bilder behütet, und ich hatte die Freude, dort ihr gemeinsamer Gast zu sein. Seltsames Gefühl zwischen Vergangenheit und Gegenwart: vor einigen Monaten hatte ich noch in Versailles die achtzigjährige Tochter Alexander Herzens, Madame Monod, besucht und saß nun im staatlich gewordenen Hause ihres Vaters, dessen Standbild längst auf allen Plätzen prangt und Monument der Vergangenheit geworden ist, neben der Enkelin Tolstois, der jungen zarten und auf anmutigste Weise klugen Sophia Tolstoi-Jessenin, der Witwe des großen lyrischen Dichters Jessenin, der, dreißigjährig, vor zwei Jahren auf tragische Art aus dem Leben schied. Ein

langer Tisch vereinigt drei Dutzend junger Menschen, keiner über vierzig, die meisten unter dreißig Jahren, und in ihrer Gegenwart fühlt man etwas von der unerhörten Weite und Vielfalt dieses riesigen Reiches. Denn jede Provinz und jedes Volk der Union hat da irgendeinen aus sich herausgeholt. Da ist Boris Pilniak, der berühmte Romanschriftsteller, ein blonder Wolgadeutscher, aber schon so russisch geworden, daß er kein Wort seiner Vorväterspra-che mehr versteht, neben ihm Wjesolowod Iwanow, dessen „Panzerzug" als Buch und Drama in Rußland gleich erfolgreich ist, ein heller Sibirier mit rundem Kajakengesicht. Da sitzt Grigol Robadkidse, Priestersohn aus Tiflis, der erste georgische Dichter, von dem in nächster Zeit ein sehr heißes und farbenprächtiges Buch in deutscher Sprache erscheint, da Abraham Effros, schwarzbärtiger orientalischer Moskauer, der trefflichste Kenner europäischer Kunst, da Liddin und Kiriloff und der prächtige Holzschneider Kraftchenko und neben ihm die noch unbekannten Dichter der neuen Kultursphären, Estländer, Eurasier, Armenier, Kaukasier, Ukrainer, ein buntes Gemenge, verbunden durch die gleiche Herzlichkeit der Gastfreundschaft und das unbezwingliche Element der Jugend.

Alle oder fast alle diese neuen jungen Dichter kommen aus dem Volke und fühlen sich ihm näher verwandt als die unseren; sie lesen in Soldatenschulen ihre Verse vor, sprechen in Volksversammlungen über Literatur, führen die Bauern durch die Museen. Sie gehen in dem einfachen Rock des Arbeiters, in den weißen Blusen der Bauern, keiner besitzt wahrscheinlich einen Smoking oder einen Frack, keiner von ihnen wohnt bequem und hat nur einen Schatten europäischer Honorare: aber sie genießen dafür das Glück eines weiten Publikums, das spontane Verbundensein mit dem letzten Urgrund ihrer Natur, die Kameradschaft mit jedem und allen. Das ist ein Erlebnis. Jeder von ihnen kennt das Volk, seine Bedürfnisse und seine Gedanken aus eigener Anschauung, die meisten von tätiger Mitarbeit, und mit einem urtümlichen Abenteuertrieb rollen und pilgern sie zigeunerhaft frei von einem zum anderen Ende des russischen Landes. Es ist eine Freude, ihre Gesichter zu sehen, frisch und lebendig, eine Freude, ihre Bücher zu lesen, die überquellen von ganz neuen Kräften: die europäische Literatur wird noch manche Überraschungen von diesem aufsteigenden Rußland erleben.

Theater

Soll man Eulen nach Athen tragen und Kaviar nach Rußland? Soll man wirklich noch einmal erzählen, was das russische Theater selbst in der schwersten Zeit des Überganges geleistet und geschaffen hat? Das alles hat Joseph Gregor mit Rene Fülöp in seinem trefflichen Werk über die russische Bühne so ausführlich getan, daß ich mir's ersparen kann. Und schließlich, man kennt einigermaßen Stanislawski, Tairoff und Meyerhold von ihren deutschen Gastspielen. Da bringen sie alles mit, ihre großen Schauspieler, wie Katschalow, Tschechow, Alice Coonen, sie haben längst unserer Generation die Meisterschaft ihrer Regie, ihre neuen schöpferischen Ideen gezeigt. Nur eines können sie nicht mitbringen, was hier so ungemein den Eindruck verstärkt: das Publikum, das neue russische Publikum der sowjetistischen Zeit. Dicht gedrängte Reihen, kein leerer Platz allabendlich, eine einzige festgefügte, einheitliche Masse. Der Unterschied zwischen Parterre, Logen und höchster Galerie restlos aufgelöst, da und dort Arbeiter, Frauen, Fremde, Soldaten und die spärlichen Reste der Exbürgerschaft, alles farblos und vollkommen durcheinander gemischt. Keine steife Hemdbrust, kein harter Kragen, kein Décolleté, kein Smoking, keine schroff brennenden Farben – alles wie mit Sepia überstrichen oder leicht verschleiert. Aber was dieses Bild des Zuschauerraumes an Buntheit verliert, gewinnt es an Einheitlichkeit. Nirgends habe ich das Publikum eines Theaters dermaßen als grauen, metallischen Block, als Meer, als Masse zusammengeschmiedet empfunden, wie dort in den Theatern der verlorengegangenen Eleganz. Gewiß: der Zuschauerraum liegt im Schatten der Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit, er wirkt unfestlich, bloß als dicht angefüllter Menschenraum, aber man stelle sich's vor, wie scharf, wie verwirrend, wie zauberhaft eben darum dann der Kontrast wird, wenn hinter der Rampe die doppelt wirksame Magie, die blendende Vielfalt der Dekorationen auftaucht. Der Luxus, bei uns seßhaft im Parkett und in den Logen, hier ist er hinübergeflüchtet auf die Bühne: da hat er seine letzte Freistatt auf russischer Erde, hier darf er sich – fremd und sagenhaft geworden im wirklichen Leben – als ein Historisches und Kostümhaftes verschwenderisch innerhalb der imaginären Zone entfalten. Hier und hier allein verstattet sich Rußland noch Verschwendung; nicht Amerika, nicht die

Pariser Singspielhallen zaubern solche koloristische Pracht her wie ein Ballett in der Leningrader Oper, und nirgends wirkt ihre schwelgerische Traumhaftigkeit feenhafter und unwahrscheinlicher als hier, wo diese Phantasmagorie dem Grau des Täglichen traumhaft gegenübersteht. Wirklich wie Niederstieg von oben in verschattete Zonen erlebt man dann die irdisch geschmückte Gestalt, etwa die neue zauberische Tänzerin, die Rußland geschenkt ist, die Semjonowa (der Name wird noch einmal Europa überstrahlen), zwanzig Jahre alt, gerade aus der Ballettschule in Tiflis gekommen und innerhalb eines Jahres schon Zauberin und Herrin der ganzen Stadt; wenn sie mit ihrem festen, elastischen Schritt, der nicht gelernt ist, sondern natürlich wie Saft aus der Rinde quillt, über die Bühne schreitet und im Wildsein eines Überschwanges sich flügelhaft aufwirbelt, dann bricht plötzlich über diesen armen gleichfarbigen, verdüsterten Alltag eine Art Licht herein, das diese Menschen taumeln macht. Und an dem Glück, das sie Millionen spenden, spürt und begreift man, warum alle Künstler hier so leidenschaftlich und hingebungsvoll, so aufopfernd und selbstvergessend dem gemeinsamen Werke dienen, – sie verwalten nach Jahren des Leidens, der Entbehrung und der Ermüdung hier einzig noch die heilige Flamme der Freude. Vielleicht hätte Rußland trotz all seiner Geduld, trotz seiner bewundernswerten Beharrlichkeit dieses Epoche der Prüfungen auf seiner blutigen und zerschundenen Erde nicht so sieghaft überdauert, hätten nicht seine herrlichen Künstler ihm über seiner allzu normalisierten und mechanisierten Welt die traumhafte und magische der schöpferischen Phantasie für gelöste Stunden aufgebaut.

Tolstoifeier

Das große Theater in Moskau, gewiß das weiteste und außerdem auch eines der schönsten der Welt, riesigen Raum ohne kolossalische Geste bemeisternd, diskret in Tönung, blaßrot mit gespartem Gold – das Ideal einer Festbühne. Im Parkett und auf den Galerien viertausend Personen (Rußland denkt und feiert in anderen Dimensionen als wir) eine geduldig wartende Menge. Um 6 Uhr soll die Feier beginnen, weshalb sie selbstverständlich um 7 Uhr beginnt, ohne daß eine einziges Scharren, einen einzige Unruhe sich regte.

Auf der Bühne im runden Oval ein Tisch für das Komitee, in der Mitte Lunatscharski, der Minister und Gebieter der Kunstwelt, straffes energisch geballtes Gesicht über gesunden, grobgehauenen Schultern, neben ihm die Kamenewa, die Schwester Trotzkis, Leiterin der Kulturabteilung, damenhaft und diskret mit einer sehr sanften und ruhigen Stimme, deren Musikalität erst bei der Rede fühlbar wird. Dann der Sohn Tolstois, Sergei, ein stiller grauer Herr, eher Masaryk ähnlich als seinem Vater, dann Delegierte aus allen Reichen und Korporationen des Landes und die ausländischen Gäste.

Als erster tritt Lunatscharski an die Tribüne und spricht (frei wie jeder in Rußland) anderthalb Stunden lang mit der dramatischen Geschultheit eines Agitators. Er trennt wie mit der Messerschneide die Lehre Tolstois vom Dogma des Bolschewismus. Ich kann seiner russischen Rede natürlich nicht folgen, aber ich sehe an seinen hart taktierenden, energisch zustoßenden Fäusten, wie er das Rechts vom Links entschlossen teilt und damit gleich vom Anfang an wie ein Standbild die Stellung der Regierung vor das riesig aufragende Bildnis Tolstois setzt.

Nach ihm spricht Professor Sakulin für die Akademie, ein schöner, würdeeinflößender Graubart, gekleidet in die alte russische Bluse, dann kommen wir an die Reihe – eine schwere Aufgabe für uns, die wir vom Politischen her nicht geschult sind, mit sechs Scheinwerfern in den Pupillen, einem Mikrophon vor der Lippe und einem kurbelnden Kinematographen knapp an der Schulter, vor viertausend Personen zu sprechen. Aber wie hilft einem dieses Publikum mit seiner wunderbar lauschenden unvergleichlichen Disziplin, mit dieser immer großartig wartenden, ewig neuen russischen Geduld; schon ist es zwölf Uhr, und seit sechs Uhr sitzen diese Menschen da, nur ab und zu zwischen den Reden durch Musik erfrischt, und keiner der Unersättlichen denkt an Fortgehen und rührt sich von der Stelle – Intellektuelle, Arbeiter, Soldaten, eine einzige dankbar horchende, ausnehmende, das Wort ehrfürchtig in sich eintrinkende Masse.

Am nächsten Tag dann Eröffnung des Tolstoi-Museums und des Tolstoi-Hauses, beide das Angedenken dieses Menschen mit fünfzigtausend Bildern und Erinnerungen noch dokumentarischer vergegenwärtigend als Weimar jenes Goethes. Mit tausend kleinen Nägeln wird seine Physiognomie dem Gedächtnis unverrückbar ein-

gehammert, man sieht Tolstoi zu Pferde, im Bett, bei der Arbeit, mit der Sichel, beim Spiel und am Pfluge, auf Reisen und daheim mit Kindern und Enkeln. Man sieht ihn als Knaben, als jungen Mann, als Soldaten, als Greis und Prophet, und nach zwei Stunden dieses Schauens kennt man keinen seiner persönlichen Bekannten in seiner physischen Form so unvergeßlich wie ihn. Mir persönlich machten zwei Kleinigkeiten den stärksten Eindruck: in einer Glasvitrine ein schlichter grober Strick mit einem Brief dazu, von einer fremden Frau ihm zugeschickt, die das Weltverdüsternde und ewig Klagende seiner Bücher nicht ertragen konnte und ihm russisch konsequent diesen Strick ins Haus sandte, er sollte nicht länger sich selbst und damit die Menschheit mit seiner ewigen Unzufriedenheit und Empörung quälen und lieber rasch mit sich ein Ende machen; und ein zweites solches erschütterndes Lebensdokument, ein gestempeltes amtliches Papier, ein Frachtbrief, peinlich, sorglich ausgefüllt. Adressat: Familie Tolstoi. Beschreibung der Verpackung: Kiste. Inhalt: Eine Leiche. So hat das offizielle Rußland die welthistorische Überführung der Leiche Leo Tolstois von seinem Sterbeort Astapowo zur letzten Heimkehr nach Jasnaja Poljana verewigt. Grausame Ironie – die Nichtigkeit alles Geistes vor dem amtlichen Blick, erschütternd durch seine Stupidität; das phantastischste Denkmal unseres irrsinnig wütenden Bürokratismus, das ich jemals gesehen.

Aber all dies ist nur Vorspiel und Vorklang, denn nicht in Rede und Schrift läßt sich die Erinnerung dieses Lebensbildes vollkommen erfassen, nicht in Photographien und Phonographen, nicht in künstlich geräumten und geordneten Museen, sondern erst am wahren Orte, wo er wurzelte, wo er geboren ward, wo er am längsten lebte und am meisten litt: in seinem Hause in Jasnaja Poljana.

Jasnaja Poljana

Nachtfahrt ins flache Land. Am frühen Morgen Tula und dann mit linden Wiesen, kleinen fülligen Wäldchen dieses eine winzige Dorf, berühmt unter hunderttausenden Rußlands: Jasnaja Poljana.

Alexandra Lwowna, die jüngste Tochter Tolstois, empfängt uns und führt erklärend zuerst in die Dorfschule, wo heute ein Denkmal Leo Tolstois enthüllt werden soll. Vom Vater hat sie die massive

Gesundheit, die breite, wuchtige Vitalität, die beinahe bäuerliche Festigkeit und die ungebändigte Arbeitsenergie; sie hat nicht früher gerastet, als bis diese Schule, die ihr Vater vor sechzig Jahren in einer Dorfscheune begonnen, nun blank und neu aufgebaut ward in steinernen Mauern, das schönste Monument seines pädagogischen Willens, Sammelpunkt seiner Lehre. Das ganze Dorf ist versammelt, uralte Bauern mit langem, glattgestrichenem Haar und vereisten Bärten: wie herausgeschnitten aus Ikonen sehen sie aus, die meisten haben Leo Tolstoi noch selbst gekannt, einige sind darunter, die, weil sie seinen Lehren gehorcht, in den Gefängnissen gesessen haben und nach Sibirien gewandert sind. Neben ihnen junge Schüler in weißen Blusen, mit hellen, neugierigen Augen und grüßend, junge Mädchen, die ihre Kostüme schon bereithalten, um abends beim Bauerntanz die ländlichen Lieder den Gästen vorzuführen. Bei der Eröffnung gibt es einen schönen, starken Augenblick, wie Alexandra Lwowna sich erhebt und erklärt, in dieser Schule, die ihr Vater gegründet, dürfe niemals Militarismus und Atheismus gelehrt werden; dem widerspricht auch Lunatscharski nicht im Namen der Regierung, obwohl er nochmals mit seiner hämmernden, harten Energie den aktivistischen Standpunkt seiner Anschauung gegenüber dem passiv christlichen Tolstois energisch betont.

Dann zu Fuß, bis an die Knöchel einsinkend, nein, bis an die Knie, durch den fetten Lehm einer unergründlichen russischen Dorfstraße hin zum Schloß. Aber ist es wirklich ein Schloß? Beinahe lächelt man, wenn man sich der selbstanklägerischen Übertreibungen Tolstois erinnert, der in seiner Bußhypertrophie immer ausschrie, er lebe „im Luxus „, er bewohne ein fürstliches Haus. Denn wie unschloßhaft ist dieser niedere, weißgetünchte Ziegelbau mit seinem kleinen Gärtchen, mitten im Walde, wie einfach und primitiv die Einrichtung. Der Frankfurter Kaufmannssohn Goethe, der schuldengehetzte Schreiber Balzac, sie haben in Weimar und Passy wie die Fürsten gewohnt im Vergleich zu diesen niederen, kahlen, mit billigem und oft zufälligem Kram gefüllten Gelassen. Knarrende Holzstiegen führen hinauf zu den Zimmern mit ihren schlecht gehöhnten Weißholzdielen, der Schlafraum zeigt schmale, fast militärische Eisenbetten mit einfachsten Leinendecken, das Speisezimmer billige Thonet-Möbel oder dorfgezimmerte Ware, abends nur von Petroleumlampen mühselig erhellt. Kein einziger Gegenstand von

Wert und wirklicher Kostbarkeit; an den Wänden verblaßte, schlecht gerahmte Photographien, auf den Gestellen Broschüren und kaum geordnete Bücher, kunterbunt auf dem Schreibtisch eine Grammophonwalze, die ihm Edison schickte, und ein gehämmerter Stein, den die Fabrikarbeiter ihm schenkten am Tage, als er aus der russischen Kirche austrat – eine wahrhaft spartanische Einfachheit, ohne das geringste Bemühen nach Bequemlichkeit und Fülle des Daseins. Eine Wachstuchottomane in seinem Arbeitszimmer als einzige Stelle der Rast, sie ist gleichzeitig das Bett, auf dem Tolstoi selbst und alle seine Kinder geboren wurden, dann ein Schachbrett und ein Klavier als einzige Zeichen der Ablenkung und geistiger Entlastung. Drückend und grau, wie sein eigenes Werk, und doch erschütternd durch seinen heroischen Ernst mutet es an, dieses triste, einstöckige Haus, nur die Fülle der Erinnerungen belebt es, einzig nur das Erinnern an seine fortgegangene Gestalt. Denn jedes winzige Ding hat noch seelisches Gewicht von seiner Legende. Hier vor dem Hause steht noch riesenhaft gewölbt, mit der kleinen Klingel daran, der „Baum der Armen", wo alltäglich die Pilger und Bauern nachmittags den großen Dichter erwarteten. Hier im Arbeitsgemach unten im Kellerraum (in dem kein europäischer Schriftsteller heute seine Dienstboten wohnen ließe) steckt noch der Nagel in der Wand, an dem Tolstoi sich im Jahre der Krise erhängen wollte. Und mit unendlicher Ehrfurcht betrachtet man die nun welthistorisch gewordene Treppe vor dem engen Schlafraum, die der Dreiundachtzigjährige um vier Uhr morgens, plötzlich aufgerissen von seinem übermächtigen Gewissen, hinablief in den Stall, um seiner Heimat, seiner Familie zu entflüchten in seinen einzig heroischen Tod: hier atmet man Geschichte eines Gewaltigen in der Luft seines Lebens, und das Unvergängliche seines Werkes macht all die kleinen Vergänglichkeiten seines Heimes und seiner Hausung der aufgerüttelten Seele erschütternd und groß.

Ausflug nach Leningrad

Diese zweite Hauptstadt Rußlands bedeutet nicht Ergänzung Moskaus, sondern ihr Widerspiel. So willkürlich entstanden aus Zufall und Volksansammlung Moskau, so zielhaft und willensmächtig, so

planhaft und kategorisch gestaltet wirkt die alte Zarenstadt; jene aus eigenem Antrieb gewachsen, diese von einem plötzlichen despotischen Willen diktiert, jene nach Asien bückend bis in die fernen Horizonte der Tatarei und Chinas, diese nach Europa. Nichts hier von dem architektonischen Durcheinander, das in Moskau alle Stile und Kostüme der Baukunst in einen steinernen Maskenball zusammengedrängt, nein, man spürt es sofort, hier hat ein einziger autokratischer Wille eine Stadt plötzlich gewollt und genau in die Vision seines Willens gestaltet, ihr Herr und Ahnherr, Peter der Große. Sein Vorbild war Amsterdam. Aber mit dem Vorgefühl der russischen Weltweite hat er vor dreihundert Jahren schon die Dimensionen ins Amerikanische gesteigert; wo dort schmale Grachten, strömen hier breite Kanäle, wo dort europäische Straßen, spannen sich hier prunkvolle Boulevards und riesenhafte radiale Plätze. Die russische Raumverschwendung, hier hat sie sich im harten Stein einmal sinnlich ausleben können, und nach drei Jahrhunderten erscheinen unserem durch Newyork und das napoleonische Paris doch schon ans Kolossalische gewohnten Blick diese Marmorbauten und Fronten, diese platzbreiten Avenuen noch immer monumental. Kein europäischer Herrscher hat sich ein solches Haus gebaut wie das Winterpalais, rechts flankiert von der stumm strömenden Newa, links großartig isoliert durch den runden Kolonnadenplatz, dessen Maße dem mächtigsten Gebäude dieser Erde, der Peterskirche, entnommen scheinen; und wie bedauert man, es nicht zur Zarenzeit noch gesehen zu haben, wenn tausend Karossen mit bepelzten Dienern sich hier aneinanderreihten , klirrende Regimenter mit dem Farbenspiel der Uniformen ihre Paraden entfalteten! Aber gleich phantastisch auch der Tag, wo die bewaffnete Arbeiterschaft, aus den Elendsquartieren zusammengerottet, trotz Maschinengewehrfeuer in diese Kolonnaden einbrach, während gleichzeitig das aufrührerische Kriegsschiff „Aurora“ mit gebleckten Kanonen die Fenster des Winterpalais visierte, wo, von beiden Seiten mit eherner Zange gepackt, das tausendjährige Zarentum wie eine Nuß zerknackte. Gerade hier, an jener bildhaften Stelle, wo der Zar Peter das eherne Petschaft seines Herrscherwillens in den weichen, sumpfigen Lehm des Landes drückte, ist das alte Rußland zerbrochen worden, und dieses Petersburg, dann Petrograd und nun triumphierend Leningrad benannt, ist heute bloß ein historisches Denkmal seiner verschollenen Schicksalsmacht.

Keine Stadt ist von dem Zarentum so kraftvoll emporgetragen worden, keine hat unter dem neuen Rußland stärker gelitten. Denn diese Stadt war für Prunk und Luxus bestimmt, für Fürsten und Großfürsten, für die Eleganz der Garderegimenter und die Verschwendung des russischen Reichtums; darum wirkt Leningrad jetzt doppelt verarmt, widersinnig und tragisch. Nicht nur sein Reichtum ist ihm genommen, seine Gesellschaft, seine Schiffahrt, sondern auch die Ministerien, Bureaux und vor allem sein Blut, seine Menschen. Denn so überlebendig, so zukunftsfreudig Moskau jetzt anmutet, so ausgelaugt, so abgeklungen, so petrifiziert das alte Petersburg. Theatralisch, ja majestätisch, hebt sich noch immer die großartige Kulisse aus Stein, aber das Licht ist verloschen, die Schauspieler abgetreten. Unverändert breit und mächtig strömen die asphaltierten Boulevards durch die Stadt, der Newskiprospekt vor allem, sieben Kilometer lang und so breit wie die Champs Elysees, aber man könnte abends beruhigt dort Tennis spielen auf dem verlassenen Asphalt, denn ganz selten nur kreuzt ein Wagen oder ein holperndes Automobil seine leere Bahn. Mit der Verlegung der Hauptstadt, mit der Wegnahme der Ministerien und Bureaux ist die Bevölkerung von drei Millionen auf siebenhunderttausend gesunken und füllt sich jetzt langsam wieder auf eine und eine halbe Million empor. Aber wieviel Jahre werden vergehen, ehe wieder diese Esplanaden hell leuchtend aufwachen, ehe diese breiten herrlichen Paläste wieder in sich Glanz aufsaugen; für Jahrzehnte ist dieser Stadt ihr Schicksal gesprochen. Ein Wille hat sie geschaffen, und sie ist groß geworden, solange dieser Wille, dieser Absolutismus noch mächtig und schöpferisch war: die beiden einzigen genialen Zaren, Peter und Katharina, haben sie in die Welt diktiert und einheitlich durch die Hand zweier italienischer Meister, Rossi und Rastrelli, zu einem der mächtigsten Monumente der Erde gemacht. Dann kamen die müden Zaren, die schwachen, die kunstfremden, die lebensfremden. Sie konnten nur erhalten, ängstlich bewahren und kleinmütig fortsetzen, und mit ihrem Sturz hat diese Stadt ihren lebendigen Sinn verloren. Aber gerade im sinnlichen Anschauen erkennen wir am besten das Historische; und nirgends begreift man besser, als in dieser tragischen Stadt, grandeur et décadence des russischen Zarentums, seine Größe und seinen Untergang. Und man geht beinahe wie durch die hallenden Tempeltrümmer von Luxor durch

diese vor einem Jahrzehnt noch prunkenden Kolonnaden, die nun sinnlos ragen inmitten nivellierter Welt, gerade noch bewohnt, aber nicht wahrhaft belebt, ein stummes Gehäuse, brausend bloß von Vergangenheiten, großartig als Geschichte, tragisch als Gegenwart.

Schatzkammer der Eremitage

Daß ich die Eremitage wirklich gesehen habe, werde ich nie den Mut haben, zu behaupten: ich bin nur in allen ihren Sälen gewesen. Denn sie wirklich sehen, forschend sehen, eindringlich betrachten, wer vermag das in einem Tage, wer vermag das in einer Woche? Vergessen wir's nicht über dem gleichgebliebenen Namen: die Eremitage, schon vor dem Kriege ein Museum, so groß wie das Louvre oder die von London und Berlin, hat seit der Revolution sich zum Kubus ihrer selbst entfaltet durch die Expropriation des ganzen russischen Kunsteigentums. Man denke sich einmal vergleichsweise aus, die Wiener Galerie hätte mit einem Happ die Liechtensteinsche, die Harrachsche, die Czernin-Galerie, alle privaten Wiener Sammlungen und dazu noch alles, was an Kostbarkeiten und Kunstgegenständen sich in den tausend Kirchen und Klöstern Altösterreichs einzeln auf bewahrte, in sich hineingeschluckt – dann ungefähr hätte man eine vage Vorstellung von der phantastischen Erweiterung, die die Eremitage während dieser Zeit dank der kommunistischen Privatenteignung erfahren. Selbstverständlich hat sie ihre Räume gesprengt, sie ist durchgebrochen ins nachbarliche, tausendfenstrige Winterpalais und füllt nun alle Wohnräume, Prunkräume und Empfangssäle der Zarenclynastien: man kann, ohne zu übertreiben, ihre Ausdehnung nach Kilometern berechnen, und schon das bloße Durchwandern (geschweige das wirkliche Schauen) bedeutet eine physische Arbeitsleistung.

So habe ich den gütigen Direktor, der mich begleitete, ersucht, mir nur das Allerwichtigste zu zeigen, ich bin bewußt durch vierzig und fünfzig Sale mit geschlossenen Augen gegangen, nur um bei den Rembrandts zu verweilen, denen vielleicht einzig jene vom Haag und von Kassel ebenbürtig sind, und bei den Watteaus und Fragonards, diesen außerhalb von Paris sonst fast Unauffindbaren. Nur Wesentlichstes, bat ich, von dieser Fülle betäubt, wollte ich

sehen, nur etwas, das nur hier und nirgends anders zu finden wäre. Und so zeigte man mir das Unvergleichlichste dieser Sammlung, gerade das, was sonst nicht gezeigt wird: die Schatzkammer.

In einem ebenerdigen Saal, unscheinbar seitlich versteckt, eine schwer gepanzerte Tür. Sie ist versiegelt, wir müssen warten, bis einige andere Beamte zur Stelle sind als protokollierende Zeugen, dann erst löst man den magischen Verschluß. Geräuschlos dreht sich eine schwere Tresortür und verschließt sofort wieder den engen Raum. Ein Druck jetzt auf verborgenen Schalter, grell schießt Licht in die Glühbirnen, und Gold funkelt einem in die Augen. Gold, pures, reines Gold, kunstvoll geschmiedete Wucht, jahrhundertealt, jahrtausendealt, aus mythischen Gräbern geholt, aus den Siedlungen der Griechen in der Krim, von den Lagerstätten der Skythen gewonnen, eine Urkunst, deren Zeit und Ursprung man kaum ahnt, nirgends zu sehen als hier in gleicher Fülle und Vollendung. Skythen, Barbaren haben vor mehr als zweitausend Jahren diese Herrlichkeiten gefertigt, und mit leisem Mißtrauen, plump Verzerrtes, ungelenk Barbarisches zu sehen, tritt man an die Schränke und erstaunt: denn hier sind Werke feinsten Filigrans, vielleicht mit glühenden Nadeln in jahrelanger Arbeit gebosselt, Jagddarstellungen von zauberischer dekorativer Kraft, magische Amulette und goldene Totenmasken, geformt über den Antlitzen verstorbener Könige, feinste Proportionen irdischer Gesichter, eine Barbarenkunst, aber nicht minder kunstreich, raffiniert und werktüchtig als die des frühen Mittelalters und nur vielleicht noch den deutschen Goldschmieden, den italienischen Kleinskulpturen der Renaissance vergleichbar. Dazwischen massige Gefäße aus wuchtigem Gold, kaum aufzuheben, so schwer. Sie wurden in der Krim, dem alten Pontus, entdeckt, ohne daß man heute noch den Ursprung der Gruben ahnt, aus denen jene Völker die kostbaren Metalle geholt. Daneben edelsteinbesetzte Kronen, Wehrgehenke, Kämme und Ringe, der phantastischste Reichtum von Völkern, die hordenhaft auf Pferden lebten, in rauchigen Hütten kauerten, aber doch durch alle Dumpfheit der Existenz schon magische Formen der Schönheit erahnten und gestalteten.

Und im Nebenraum, kaum daß das Licht aufbrennt, blitzen hunderttausende Steine mit: die Juwelenkammer. Türkische Säbel, von der Schneidenspitze bis zum Griff überpflastert mit Diamanten, Smaragden, Rubinen, Chrysopasen, die Diademe Katharinas mit

gelben Diamanten und riesengroßen weißen, aber die meisten leise farbig unterlegt, so daß, wenn man sie seitlich betrachtet, ein rosa oder ein blauer oder grüner Glanz wie Schmetterlingsschatten über ihnen schwebt; Pferdeschabracken aus kostbaren Stoffen, ganz durchsternt von Juwelen; Dosen, Uhren, Zepter, alle Arten von Spielzeug und Kleinodien und alle, alle märchenhaft übersät von diesen tausenden unschätzbaren Steinen, für deren jeden einzelnen man ein ganzes russisches Dorf kaufen konnte mit all seinen Bauern als Leibeigenen, all seinen „Seelen", und genug, in ihrer Gesamtheit noch heute notfalls dieses Riesenreich für Jahre zu ernähren. Und hier, in dieser Schatzkammer, in diesem fürstlichen, überkaiserlichen, also zarischen Palast, in dieser ganzen, aus rasendem Reichtum und wahnsinniger Verschwendung gebauten Stadt begreift man erst die für europäische Begriffe niemals faßbare Gespanntheit zwischen dein einstigen übergangslosen Oben und Unten in Rußland, zwischen der irrwitzigen und gotteslästerlichen Verschwendung der Zaren und jener abgründigen, fast teuflischen Armut der moskowitischen Hungerdörfer. Mit einem Herzriß fühlt man die weltweite Spannung zwischen Reich und Arm, die hier innerhalb von zwei Jahrhunderten sich ins Titanische gereckt. Und man begreift, warum sie so gewaltsam und mit einem so ungeheuren Ruck endlich einmal zerreißen mußte. Immer versteht man die Geschichte eines Volkes wahrhaft nur an Gestalten seines Blutes und in seiner unmittelbaren Gegenwart: und nirgends darum das Organische der russischen Revolution besser als in den Schatzkammern und Prunkpalästen der Zaren, in Zarskoje Selo und im Winterpalast.

Epilog

Von der Unendlichkeit, die Rußland darstellt, hat man in knapp zwei Wochen gerade nur einen Blitz und Schimmer gefühlt. Als entscheidender Eindruck bleibt: wir haben alle unbewußt oder bewußt an Rußland ein Unrecht getan und tun es noch heute. Ein Unrecht durch Nichtgenugwissen, Nichtgenuggerechtsein. Denn wie es erklären, daß wir alle unserer Generation zehnmal in Paris, zehnmal in Italien, Belgien, Holland, daß wir in Spanien und Nordland überall gewesen sind und aus einem törichten läßlichen Hochmut nie

einen Blick ins Russische getan? War es gestern bei den einen Vorurteil gegen den Zarismus, so heute bei den anderen Widerstand gegen den Bolschewismus: aber jedenfalls haben wir allzulange die ungeheure Vielfalt der russischen Leistung nachlässig aus unserem Blickfeld gelassen –, eines der genialsten und interessantesten Völker dieser Erde, zwei Eisenbahnnächte und zwei Eisenbahntage von unserem eigenen Lebensraum und doch in all seinen Werken und Wohnstätten den meisten Europäern unbekannt. Wieviel hat uns dieser westliche Hochmut gekostet, denn wie wenige sind heute unter uns im geistigen Europa, die aus eigener Anschauung und Erfahrung dieses neue Rußland mit dem alten gerecht zu vergleichen wissen, wie wenige darum auch, die ein Anrecht haben, jetzt autoritativ ein Urteil über dieses kühnste soziale Experiment zu wagen, das je ein Volk mit sich selbst versucht. Die Hälfte aller Urteile über das gegenwärtige Rußland sind leider heute Vorurteile, das heißt, vor das eigene Blickfeld geschobene starre Standpunkte, die andere Hälfte Nachurteile, das will sagen, anderen nachgeredete Meinungen. Und erfahrungsgemäß ändern solche persönliche Prophezeiungen so wenig, wie Zimmerprognosen das wirkliche Wetter, den unerschütterlichen Gang der Geschichte. Ich habe bewußt in diesen Notizen nichts dergleichen versucht und dies nicht aus Feigheit der Meinung, sondern aus bewußter Überzeugung von unser aller Unzuständigkeit. Wo ein ganzes Volk seit anderthalb Jahrzehnten so großartig duldet und mit heroischer Leidenschaft um einer Idee willen unzählige Opfer auf sich nimmt, scheint es mir wichtiger, zur Bewunderung des Menschlichen als zu politischer Einstellung auszurufen, und angesichts eines so ungeheuren geistigen Lebensprozesses der bescheidene Platz des Zeugen redlicher als der verwegene des Richters.

Stefan Zweig

Romain Rolland im Weltkrieg 1914-1918

Aus der Biographie des Pazifisten und Nobelpreisträgers (1929)[1]

Der Vorbereitetste aller war Romain Rolland gewesen: prophetisch schildern die letzten Kapitel des [Romans] *Johann Christof* schon den zukünftigen Massenwahn. Nicht einen Augenblick hatte er sich der eitel-idealischen Hoffnung hingegeben, die Tatsache (oder der Schein) unserer Kultur, unserer Humanität, unserer durch zweitausend Jahre Christentum erhobenen Menschlichkeit würde einen zukünftigen Krieg humaner machen. Der Historiker wußte zu gut, daß schon in der ersten Hitze der Kriegsleidenschaft der ganze dünne Firnis von Kultur und Christentum bei allen Nationen abspringen und die nackte Bestialität des Menschen erscheinen würde, den vergossenes Blut immer wieder zum Tiere macht. Er verhehlte sich nicht, daß dieser geheimnisvolle Blutdunst auch die zartesten, die gütigsten, die wissendsten Seelen betäuben und verwirren kann: all dies, der Verrat der Freundschaft zwischen Freunden, die plötzliche Solidarität zwischen den entgegengesetzten Charakteren vor dem Idol des Vaterlandes, das Hinschwinden der Gewissensüberzeugung vor dem ersten Anhauch der Tat, stand schon im Johann Christof mit Feuerlettern als ein Menetekel hingeschrieben.

Aber doch: auch dieser Wissendste aller hat die Wirklichkeit unterschätzt. Mit Grauen sieht Rolland schon nach den ersten Tagen, um ein wie Unendliches dieser Krieg mit seinen Kampfmitteln, seiner materiellen und geistigen Bestialität, seinen Dimensionen und

[1] Textquelle (Auszüge) | Stefan ZWEIG: *Romain Rolland. Der Mann und das Werk.* Frankfurt am Main: Rütten & Loening Verlag 1929. (Daraus hier nur als Auszüge S. 199-203: ‚Das Tribunal des Geistes', S. 209-211: ‚Das europäische Gewissen', S. 211-214: ‚Die Manifeste', S. 214-217: ‚Über dem Getümmel'.)

seinen Leidenschaften alles Gewesene und jede Ahnung übertrifft. Und vor allem, daß noch nie so sinnlos der Haß der europäischen Völker (die doch seit tausend Jahren miteinander unablässig zusammen oder gegeneinander Krieg führen) aufeinander in Wort und Tat getobt hat wie in diesem zwanzigsten Jahrhundert nach Christi Geburt. Nie zuvor in der Geschichte der Menschheit hatte die Gehässigkeit so breite Schichten ergriffen, nie hatte sie bestialischer unter den Intellektuellen gewütet, nie war aus so vielen Brunnen und Röhren des Geistes, aus den Kanälen der Zeitungen, den Retorten der Gelehrten so viel Öl ins Feuer gegossen worden. Alle schlechten Instinkte haben sich gleichsam gesteigert an den Millionenmassen: auch die freien Empfindungen, die Ideen militarisieren sich, die gräßliche maschinelle Organisation der weithintreffenden Mordwaffen findet widerliches Widerspiel in den Organisationen der nationalen Telegraphenbureaus, die Lügen über alle Länder und Meere in Funken hinspritzen. Zum erstenmal wird die Wissenschaft, die Dichtung, die Kunst, die Philosophie dem Krieg ebenso hörig gemacht wie die Technik; auf den Kanzeln und Kathedern, in den Forschungssälen und Laboratorien, in den Redaktionen und Dichterstuben wird nach einem einzigen unsichtbaren System nur Haß erzeugt und verbreitet. Die apokalyptische Ahnung des Sehers ist übertroffen.

Eine Sintflut von Haß und Blut, wie sie selbst diese alte, mit Blut bis in die untersten Tiefen getränkte Erde Europas nie gekannt hat, überschwemmt ein Land nach dem andern. Und Romain Rolland gedenkt des tausendjährigen Mythus: er weiß, man kann eine verlorene Welt, eine verworfene Generation nicht von ihrem eigenen Wahn erretten. Man kann nicht mit einem Hauch menschlichen Mundes, mit nackten irdischen Händen einen Weltbrand auslöschen. Man kann nur zu hindern suchen, daß andre Öl in diese Flammen schütten, diese Frevler zurückpeitschen mit Hohn und Verachtung. Und man kann eine Arche bauen, um aus der Sintflut das geistig Kostbarste der selbstmörderischen Generation einer späteren zu übermitteln, sobald die Wogen des Hasses wieder gesunken sind. Man kann ein Zeichen aufrichten über die Zeit, an dem sich die Gläubigen erkennen, einen Tempel der Eintracht inmitten der blutigen Felder der Völker und doch hoch über ihnen.

Innerhalb der entsetzlichen Organisationen der Generalstäbe,

der Technik, der Lüge, des Hasses träumt Rolland von einer andern Organisation: von einer Gemeinschaft der freien Geister Europas. Die führenden Dichter, Gelehrten, sie sollen die Arche sein, die Bewahrer der Gerechtigkeit in diesen Tagen des Unrechts und der Lüge. Während die Massen, betrogen von den Worten, in blindem Hasse gegeneinander wüten, sie, die einander nicht kennen, könnten die Künstler, die Dichter, die Gelehrten Deutschlands, Frankreichs, Englands, sie, die doch seit Jahrzehnten an gemeinsamen Entdeckungen, Fortschritten, Ideen schaffen, sich zusammentun zu einem Tribunal des Geistes, das mit wissenschaftlichem Ernste alle Lügen zwischen ihren Völkern ausroden und über ihre Nationen miteinander hohe Zwiesprache führen würde. Denn daß sich die großen Künstler, die Forscher, mit den Verbrechen des Krieges nicht identifizieren würden, nicht ihre Gewissensfreiheit verschanzen hinter einem bequemen „right or wrong – my country", war Rollands tiefste Hoffnung. Seit hunderten von Jahren schon hatten – mit wenigen Ausnahmen – die geistigen Menschen das Widrige des Krieges erkannt. Aus dem mit mongolischer Herrschgier ringenden China ruft vor fast tausend Jahren schon Li Tai Pe sein stolzes

„Verflucht der Krieg! Verflucht das Werk der Waffen!
Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen."

Und dieses „Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen" schwingt als unsichtbarer Kehrreim durch alle Äußerungen der geistigen Menschen des europäischen Zeitalters. In lateinisch geschriebenen Briefen – der Sprache, die ihre übernationale Gemeinschaft symbolisch bekundet – tauschen die großen humanistischen Gelehrten mitten im Kriege ihrer Länder Kümmernis und philosophische Tröstung über den Mordwahn der Menschen aus; für die Deutschen des 18. Jahrhunderts spricht Herder am deutlichsten, als er sagt: „Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus"; Goethe, Byron, Voltaire, Rousseau begegnen einander in einer Verachtung der sinnlosen Schlächtereien. So müßten auch heute, meint Rolland, die führenden Intellektuellen, die großen unbeirrbaren Forscher, die menschlichsten unter den Dichtern, alle in einem gemeinsamen Jenseits vom einzelnen Irrtum ihrer Nationen stehen. Auf allzu viele, die sich so ganz von der Leidenschaft der Zeit loszulösen vermöchten, wagt er freilich nicht zu hoffen, aber geistige Dinge erhalten ihr Gewicht nicht von der Zahl: ihr Ge-

setz ist nicht das der Armeen. Auch hier gilt Goethes Wort: „Alles Große und Gescheite existiert nur in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur ein Besitz einiger Vorzüglicher sein." Diese Minorität kann aber durch Autorität zur spirituellen Macht werden. Und vor allem, sie kann ein Bollwerk gegen die Lüge sein. Kämen – etwa in der Schweiz – führende freie Menschen aller Nationen zusammen, und kämpften sie gemeinsam gegen jede Ungerechtigkeit, auch die ihres eigenen Vaterlandes, so wäre endlich der in allen Ländern gleich geknechteten und geknebelten Wahrheit ein Asyl, eine Freiheit geschaffen, Europa hätte einen Fußbreit Heimat, die Menschheit einen Funken Hoffnung. In Rede und Gegenrede könnten hier die Besten einer den andern aufklären, und diese wechselseitige Erhellung vorurteilsfreier Männer wäre Licht über der Welt.

In diesem Sinn greift Rolland zum erstenmal zur Feder. Er schreibt an den Dichter [Gerhart Hauptmann], den er in Deutschland um seiner Güte und Menschlichkeit willen am meisten verehrt, ein offenes Wort. Und zur gleichen Stunde an Deutschlands gehässigsten Feind, an Emile Verhaeren. Beide Arme streckt er aus, zur Rechten und zur Linken, um das Entfernteste zu vereinen und wenigstens in dieser reinsten Sphäre des Geistes einen ersten Versuch geistiger Auseinandersetzung zu schaffen, indessen auf den Schlachtfeldern heiße Maschinengewehre die Jugend Frankreichs, Deutschlands, Belgiens, Englands, Österreichs und Rußlands in gleichem, knatterndem Takte hinmähen. […]

Das europäische Gewissen | Wieder wie so oft im Laufe bewegten Lebens hat der unerschütterliche Gläubige einen Brief zur Gemeinsamkeit in die Welt geworfen, wiederum vergebens. Die Dichter, die Gelehrten, die Philosophen, die Künstler, alle stehen sie zu ihren Vaterländern, die Deutschen sprechen für Deutschland, die Franzosen für Frankreich, die Engländer für England, alle für sich, keiner für alle. „Right or wrong – my country" ist ihr einziger Wahlspruch. Jedes Land, jedes Volk hat begeisterte Sprecher, die auch die unsinnigste seiner Taten blindlings zu rechtfertigen bereit sind, die seine Irrtümer, seine Verbrechen hinter rasch konstruierten moralischen und metaphysischen Notwendigkeiten gehorsam verbergen – nur

ein Land, das allen Gemeinsame, das Mutterland aller Vaterländer, das heilige Europa hat keinen Sprecher, keinen Vertreter. Nur eine Idee, die selbstverständlichste einer christlichen Welt, bleibt ohne Anwalt, die Idee der Ideen, die der Menschlichkeit.

In diesen Tagen mag Rolland aus vergangener Zeit die Stunde wieder heilig bewußt geworden sein, da er wie eine Botschaft für sein ganzes Leben jenen Brief Leo Tolstois empfing. Tolstoi war der einzige gewesen, der in dem berühmten Aufschrei „Ich kann nicht länger schweigen" inmitten eines Krieges in seinem Vaterlande aufgestanden war und die Rechte des Menschen gegen die Menschheit verteidigte, der Protest erhoben hatte gegen ein Gebot, das Brüdern den Mord der Brüder befahl. Nun war seine reine Stimme verklungen, die Stelle war leer, das Gewissen der Menschheit stumm. Und Rolland empfindet das Schweigen, das entsetzliche Schweigen des freien Geistes im Getümmel der Knechte furchtbarer als den Donner der Kanonen. Die er zu Hilfe rief haben ihn verlassen. Die letzte Wahrheit, die des Gewissens, hat keine Gemeinsamkeit, niemand hilft ihm, für die Freiheit des europäischen Geistes zu kämpfen, für die Wahrheit inmitten der Lüge, für die Menschlichkeit gegen den wahnwitzigen Haß. Er ist wieder allein mit seinem Glauben, mehr allein als in den bittersten Jahren seiner Einsamkeit.

Aber Alleinsein hat für Rolland nie Resignation bedeutet. Zuschauen, wie ein Unrecht tätig wirkt, ohne Einspruch zu erheben, hat schon dem jungen Dichter so verbrecherisch geschienen wie das Unrecht selbst. „Ceux qui subissent le mal sont aussi criminels que ceux qui le font." Und keiner so sehr wie der Dichter scheint ihm die Verantwortung zu haben, dem Gedanken das Wort zu geben und das Wort durch die Tat zu verlebendigen. Die bloße Arabeske zur Zeitgeschichte zu schreiben ist zu wenig: erlebt der Dichter die Zeit vom Mittelpunkt seines Seins, dann ist es seine Verpflichtung, für die Idee seines Seins zu wirken, die Idee lebendig zu machen. „Die Elite des Geistes stellt eine Aristokratie dar, die vorgibt, jene des Blutes zu ersetzen. Aber sie vergißt, daß jene damit begann, ihre Privilegien mit dem Blute zu bezahlen. Seit Jahrhunderten hören die Menschen viele Worte der Weisheit, aber selten sehen sie die Weisen sich aufopfern. Um die anderen gläubig zu machen, muß man beweisen, daß man selbst glaubt. Es genügt nicht, bloß Worte zu sprechen." Der Ruhm ist nicht nur ein sanfter Lorbeerkranz, er ist auch

ein Schwert. Glaube verpflichtet: wer einen Johann Christof das Evangelium eines freien Gewissens sprechen ließ, darf sich nicht verleugnen, wenn die Welt ihm das Kreuz bereitet hat, er muß das Apostolat auf sich nehmen und gegebenenfalls das Märtyrertum. Und während fast alle Künstler der Zeit in ihrer überreizten „passion d'abdiquer", in ihrer Leidenschaft, die eigene Meinung wegzuwerfen und sich ganz in der Massenmeinung willenlos aufzulösen, die Gewalt, die Macht, den Sieg nicht nur als den Herrn der Stunde bejubeln, sondern sogar als Sinn der Kultur, als Lebenskraft der Welt, stellt sich hier das unbestechliche Gewissen schroff gegen alle.

„Jede Gewalt ist mir verhaßt," schreibt Rolland in jenen entscheidenden Zeiten an Jouve, „kann die Welt nicht ohne Gewalt auskommen, so ist es meine Pflicht, nicht mit ihr zu paktieren, sondern ein anderes, entgegengesetztes Prinzip darzustellen, das jenes aufhebt. Jedem seine Rolle, jeder gehorche seinem Gott." Nicht einen Augenblick ist er sich im unklaren, wie groß der Kampf ist, den er aufnimmt, aber das Jugendwort klingt noch in seiner Brust: „Unsere erste Pflicht ist, groß zu sein und die Größe auf Erden zu verteidigen."

Wieder wie damals, als er mit seinen Dramen einem Volke den Glauben wiedergeben wollte, als er die Bilder der Heroen über eine kleine Zeit erhob, als er in dem Werk eines schweigenden Jahrzehnts die Völker zur Liebe und zur Freiheit aufrief, wieder beginnt er allein. Keine Partei ist um ihn, keine Zeitung, keine Macht zu seiner Verfügung. Er hat nichts als seine Leidenschaft und jenen wunderbaren Mut, dem das Aussichtslose nicht Abschreckung, sondern Anreiz ist. Allein beginnt er den Kampf gegen den Wahnwitz von Millionen. Und in diesem Augenblick lebt das europäische Gewissen – mit Haß und Hohn verjagt aus allen Ländern und Herzen – einzig in seiner Brust.

Die Manifeste | Zeitungsaufsätze sind die Form seines Kampfes: um der Lüge und ihrem öffentlichen Ausdruck, der Phrase, entgegenzutreten, muß Rolland sie auf ihrem eigenen Kampfplatz aufsuchen. Aber die Intensität der Ideen, die Freiheit ihrer Meinung, die Autorität seines Namens macht diese Aufsätze zu Manifesten, die Europa überfliegen und einen geistigen Waldbrand entzünden. Wie elektrische Funken an unsichtbaren Drähten laufen sie weiter, hier furcht-

bare Explosionen des Hasses herbeiführend, dort hell hinableuchtend in die Tiefen freier Gewissen, immer aber Wärme, Erregung in den polarsten Formen der Entrüstung und Begeisterung erzeugend. Niemals vielleicht haben Zeitungsaufsätze eine so gewitterhafte, zündende und reinigende Wirkung gehabt wie diese zwei Dutzend Aufrufe und Manifeste eines einzelnen freien, klaren Menschen in einer geknechteten und verwirrten Zeit.

Künstlerisch zählen diese Aufsätze selbstverständlich nicht gleich den überlegten, ausgefeilten, komponierten Werken. Auf weiteste Kreise berechnet, eingeengt durch den Gedanken an die Zensur (denn es war Rolland vor allem wichtig, daß die Aufsätze, die er im „Journal de Genève" veröffentlichte, auch in der Heimat gelesen würden), müssen sie die Gedanken zugleich mit Bedacht und mit Eile entwickeln. Sie enthalten wunderbare, unvergeßliche Schreie, sublime Stellen der Empörung und Beschwörung, aber sie sind Produkte der Leidenschaft, ungleich darum im Sprachlichen, oft auch gebunden an das gelegentliche Geschehnis. Ihr Wert liegt weitaus im Moralischen: hierin sind sie eine einzige und unvergleichliche Leistung. Künstlerisch fügten sie dem Werke Rollands kaum mehr als einen neuen Rhythmus an: ein gewisses Pathos des öffentlichen Sprechers, eine heroisch gehobene Rede, die bewußt zu Tausenden und Millionen spricht. Denn in diesen Aufsätzen redet nicht ein einzelner, sondern das unsichtbare Europa, als dessen Kronzeuge und öffentlichen Verteidiger Romain Rolland sich zum ersten Male fühlt.

Was sie in unsrer Welt damals bedeutet haben, wird das eine spätere Generation, die sie nun gesammelt in den Bänden „Au-dessus de la Mêlée" und „Les Précurseurs", liest, überhaupt noch ermessen können? Man vermag eine Kraft nie zu berechnen, ohne ihren Widerstand, eine Tat nie ohne ihr Opfer. Um die moralische Bedeutung, den heroischen Charakter dieser Manifeste würdigen zu können, muß man den (heute kaum mehr faßlichen) Irrsinn des ersten Kriegsjahres, die geistige Epidemie ganz Europas, das intellektuelle Narrenhaus sich vergegenwärtigen. Muß sich erinnern, daß Maximen, die uns heute das Banalste scheinen, wie zum Beispiel, daß nicht alle Menschen einer Nation für den Ausbruch eines Krieges verantwortlich seien, als strafwürdige politische Verbrechen galten, muß sich vergegenwärtigen, daß ein Buch wie dieses heute

uns selbstverständliche „Au-dessus de la Mêlée“ vom Staatsanwalt ein „niederträchtiges“ genannt wurde, daß der Autor verfemt war, die Aufsätze lange verboten gewesen sind, während eine Schar von Pamphleten gegen dieses freie Wort ungehindert ihren Weg nahm. Man muß sich zu diesen Aufsätzen immer die Atmosphäre, das Schweigen der anderen hinzudenken, um zu verstehen, daß sie so laut hallten, weil sie in eine ungeheure geistige Leere hineingesprochen waren, und wenn heute ihre Wahrheiten leicht als selbstverständlich abgetan werden können, sich an das wundervolle Wort Schopenhauers erinnern, „der Wahrheit ist auf Erden nur ein kurzes Siegesfest verstattet zwischen zwei langen Zeiträumen, in denen sie als paradox verspottet oder als banal mißachtet wird“. Heute mag (für einen flüchtigen Augenblick) der Zeitpunkt gekommen sein, wo viele dieser Worte als banal gelten werden, weil sie inzwischen von tausenden Nachschreibern kleingemünzt wurden. Wir aber haben sie zu einer Zeit gekannt, da jedes dieser Worte wie ein Peitschenschlag wirkte, und die Empörung, die sie damals verursachten, bezeugt das historische Maß ihrer Notwendigkeit. Nur die Wut der Gegner (heute noch erkenntlich in einer Flut von Broschüren) gibt Ahnung von dem Heroismus dieses Mannes, der sich zum erstenmal mit seiner freien Seele „über das Getümmel“ erhob. Vergessen wir es nicht: „Dire ce qui est juste et humain“, zu sagen, „was gerecht und menschlich ist“, galt damals als das Verbrechen der Verbrechen. Denn damals war die Menschheit so toll vom ersten Blute, daß sie, wie Rolland einmal so wundervoll sagte: „Jesum Christum, wenn er auferstanden wäre, noch einmal gekreuzigt hätte, weil er sagte: Liebet einander.“

Über dem Getümmel | Am 22. September 1914 erscheint im „Journal de Genève“ jener Aufsatz „Au-dessus de la Mêlée“, nach dem flüchtigen Vorpostengeplänkel mit Gerhart Hauptmann die Kriegsansage an den Haß, der entscheidende Hammerschlag zum Bau der unsichtbaren europäischen Kirche inmitten des Krieges. Das Titelwort ist seitdem Kampfruf und Hohnwort geworden: aber mit diesem Aufsatz erhebt sich zum erstenmal im mißtönenden Gezänke der Parteien die klare Stimme der unbeirrbaren Gerechtigkeit, Tausenden und immer neuen Tausenden zum Trost.

Ein merkwürdiges verwölktes tragisches Pathos beseelt diesen

Aufsatz: geheimnisvolle Resonanz der Stunde, da Unzählige und darunter nächste Freunde verbluten. Das Erschütterte und Erschütternde eines gewaltsamen Aufbruchs des Herzens ist darin, ein losgerungener heroischer Entschluß, mit dem Ganzen einer wirr gewordenen Welt sich auseinanderzusetzen. In einem Hymnus an die kämpfende Jugend erhebt sich der Rhythmus: „O, heroische Jugend der Welt! Mit wie verschwenderischer Freude schüttet sie ihr Blut in die hungrige Erde! Wie wundervolle Opfergarben mäht die Sonne dieses herrlichen Sommers sie hin. Ihr alle, Jünglinge aller Völker, die ein gemeinsames Ideal gegeneinander stellt … wie teuer seid ihr mir, die ihr hingeht, um zu sterben. Ihr rächt die Jahre des Skeptizismus, der genießerischen Schwächlichkeit, in der wir aufwuchsen … Sieger oder Besiegte, Tote oder Lebende, seid glücklich!“

Aber nach diesem Hymnus an die Gläubigen, die höchster Pflicht zu dienen meinen, richtet Rolland die Frage an die geistigen Führer aller Nationen: „Ihr, die ihr solche lebendigen Schätze an Helden in Händen hattet, wofür verausgabt ihr sie? Welches Ziel habt ihr der großherzigen Hingabe ihres Opfermutes gegeben? Den gegenseitigen Mord, den europäischen Krieg.“ Und er erhebt die Anklage, daß sich die Führer nun mit ihrer Verantwortung feige hinter einem Götzen – dem „Schicksal“! – verstecken und, nicht genug, diesen Krieg nicht verhindert zu haben, ihn noch anfachen und vergiften. Entsetzliches Bild! Alles stürzt hin in diesem Strome, in allen Ländern, allen Nationen gleicher Jubel für das, was sie zermalmt. „Nicht nur die Leidenschaft der Rasse schleudert in blinder Wut die Millionen Menschen gegeneinander … Die Vernunft, die Religion, die Dichtung, die Wissenschaft, alle Formen des Geistes haben sich mobilisiert und folgen in jedem Staate den Armeen. Ohne Ausnahme verkündet mit voller Überzeugung die Elite jedes Landes, daß die Sache gerade ihres Volkes die Gottes, die der Freiheit und des menschlichen Fortschrittes sei.“ Mit leichtem Spott schildert er dann die grotesken Zweikämpfe der Philosophen und Gelehrten, das Versagen der beiden großen Kollektivmächte, des Christentums und des Sozialismus, um sich selbst entschlossen von diesem Getümmel abzuwenden: „Die Vorstellung, daß die Vaterlandsliebe notwendigerweise den Haß der andern Vaterländer und das Massaker jener bedinge, die sie verteidigen, diese Vorstellung hat für mich eine absurde Wildheit, einen neronischen Dilettantismus, der mir

widerstrebt bis in die letzten Tiefen meines Wesens. Nein, die Liebe zu meinem Vaterlande fordert nicht, daß ich die gläubigen und treuen Seelen, die das ihrige lieben, hasse und hinmorde. Sie fordert, daß ich sie ehre und mich mit ihnen zu unserem gemeinsamen Wohle vereine." Und er fährt fort: „Zwischen uns Völkern des Abendlandes gab es keinen Grund zum Kriege. Abgesehen von einer Minderheit vergifteter Presse, die ein Interesse an der Aufzüchtung dieses Hasses hat, hassen wir Brüder in Frankreich, England und Deutschland einander nicht. Ich kenne sie und kenne uns. Unsere Völker verlangen nichts als den Frieden und ihre Freiheit." Deshalb bedeutet es eine Schande für die Geistigen, wenn sie bei Kriegsausbruch die Reinheit ihres Denkens beschmutzen. Es ist schändlich, den freien Geist als Knecht der Leidenschaft einer kindlichen und absurden Rassenpolitik zu sehen. Denn nie dürfen wir die Einheit in diesem Zwiste vergessen, unser aller Vaterland. „Die Menschheit ist eine Symphonie großer gemeinsamer Seelen. Wer nur imstande ist, sie zu begreifen und sie zu lieben, wenn er zuvor einen Teil ihrer Elemente zerstört, zeigt, daß er ein Barbar ist … Wir, die europäische Elite, haben zwei Heimstätten, unser irdisches Vaterland und die Stadt Gottes. In der einen sind wir zu Gast, die andere müssen wir uns selbst erbauen … Es ist unsere Pflicht, den Wall um diese Stadt so weit und so hoch zu erbauen, daß sie die Ungerechtigkeit und den Haß der Nationen überhöht und die brüderlichen und freien Seelen der ganzen Welt in sich versammeln kann."

Zu so hohen Idealen schwebt hier der Glaube auf wie eine Möwe über die blutige Flut. Freilich, Rolland weiß selbst, wie wenig diese Worte Hoffnung haben, das Getöse von dreißig Millionen waffenklirrender Menschen zu übertönen. „Ich weiß, daß diese Worte wenig Aussicht haben, gehört zu werden … Aber ich spreche nicht, um zu überzeugen, sondern um mein Gewissen zu erleichtern. Und ich weiß, daß ich zugleich das von Tausenden andern erleichtere, die in allen Ländern nicht zu sprechen wagen, oder zu sprechen verhindert sind." Wie immer, ist er bei den Schwächeren, bei der Minderheit. Und seine Stimme wird immer stärker, weil sie fühlt, daß sie für unzählige Schweigende spricht.

Stefan Zweig

Nehmt allen die Waffen weg, allen …

An den Herausgeber des ‚Morgen'
(22. Februar 1932)[1]

Verehrter Herr Chefredakteur! Ihre öffentliche Anregung eines Volksbegehrens zur sofortigen Entwaffnung der illegalen Armeen in Österreich ist zweifellos zeitrichtig und zeitwichtig im höchsten Grade. Wir haben glücklicherweise das Wunder erlebt – denn anders als Wunder kann man es nicht bezeichnen –, daß trotz der gräßlichen Aufhäufung von Kriegsmitteln aller Art in den Händen aufgeregter und aufgehetzter junger Leute bis heute in Österreich verhältnismäßig wenig geschehen ist. Aber es ist frevelhaft, auf das Unwahrscheinliche, dies werde weiter so bleiben, gemütlich und gleichgültig zu zählen. Selbst ohne Kriegshandlung, ohne den Befehl oder Wunsch einer oder der andern Partei, kann durch einen unglücklichen Zufall jeden Augenblick sich ein Zusammenstoß unheilvollster Art ereignen; Aufhäufung von Waffen in einer Zeit äußerster Not bedeutet in sich schon Gefahr, denn wer die Geschichte kennt, weiß, daß in den entscheidenden Augenblicken der Instinkt immer stärker ist als der Verstand. Daß nachträglich die Führer erschreckt die Verantwortung von sich abwälzen werden mit dem berüchtigten: „Ich habe es nicht gewollt!", hat noch nie einen Toten lebendig, einen Krüppel gesund, ein Unheil ungeschehen gemacht. Verantwortlich denken heißt aber an *alle* Möglichkeiten, auch an die der impulsiven Selbstentzündung und der Massenleidenschaft, denken. Ihr noch Waffen in die Hand zu drücken, ist ein moralisches Verbrechen, entschuldbar durch kein soziales und nationales Ethos und keine Moraltheologie.

So sehr ich also mit Ihnen in der Zweckmäßigkeit und Notwen-

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Nehmt allen die Waffen weg, allen …* (An den Herausgeber des ‚Morgen'). Erstveröffentlichung in: Der Morgen (Wien), 22. Februar 1932. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

digkeit eines Volksbegehrens zur bürgerlichen Entwaffnung übereinstimme, frage ich mich nur, ob Ihr vorgeschlagener Adressat der richtige ist. Dieses Referendum soll der österreichischen Regierung übergeben werden; sie wird es höflich und mit leise unterdrücktem Lächeln in Empfang nehmen. Denn sie kennt doch besser als wir alle die Waffenbestände hüben und drüben. Wenn sie wirklich wollte, hätte sie, da das Gesetz und das Waffenpatent ausdrücklich den Besitz von gefährlichen Waffen verbieten, längst einschreiten können. Die Organisationsleiter wieder wissen noch mehr, nämlich, wieviel Geld (wir hätten es besser verwerten können), diese Waffen gekostet haben und woher das Geld geflossen ist. Auch hier werden wir auf verlegenes Ausweichen stoßen. Die Regierung wird dann eine Erklärung abgeben, feierlich, natürlich feierlich, daß wir Gespenster am lichten Tag sehen, sie aber die Macht ehern in der Hand halte, um jeden gewaltsamen Umsturz von rechts oder links abzuwehren. Und alles wird gut österreichisch beim alten bleiben, bis eben ... bis eben ein Unglück geschieht, das ein paar oder ein paar hundert Menschen das Leben kostet. Dann wird eine ergriffene Sitzung abgehalten werden (und die Leichen der Opfer von den verschiedenen Parteien zu Agitationsmaterial zerhackt).

Es scheint mir also unzulänglich, die gesammelten Stimmungen nur der österreichischen Regierung vorzulegen. Die weiß, was sie weiß, und tut, was sie will, und hauptsächlich nie, was sie wirklich sollte. Um Praktisches zu erreichen, müßten wir schon energischer handeln – wir müßten die heikelste Stelle unserer Regierung antasten, wir müßten die B.I.Z., die Bank für internationale Zahlungen des Völkerbundes, selbst *kollektiv* als große, geschlossene Gruppe der Friedensfreunde ersuchen, die bisher geleisteten Kredite an Österreich nur zu verlängern oder neue nur unter der Bedingung zu gewähren, wenn statt der bloßen Pfandsicherheit der Tabakregie, die Regierung auch ihr Wort verpfändet, *sofort* und *hei allen Parteien* und Verbänden die Kriegswaffen des allzuoft angekündigten und bereits einmanöverierten Bürgerkrieges *endlich redlich und gründlich* anzufordern. Wir haben das statutarische Recht, als scheinbare Minorität – in Wahrheit sind wir, die einen Bürgerkrieg in Österreich für ein Verbrechen halten, die unendliche, nur leider nicht organisierte Majorität – dem Völkerbund *öffentlich* Vorschläge zu unterbreiten und Sicherheiten zu fordern – nicht für das eigene Leben,

aber für das der Unzähligen, die durch die heimliche Anhäufung von Waffen und Explosivmaterial täglich und stündlich bedroht sind. Ohne mir über den Völkerbund idealistische Illusionen zu machen, glaube ich, daß seiner Bankstelle, der B.I.Z., ein solcher Antrag, der einen höheren Schutz für das gar nicht sehr gern geliehene Geld bedeutete, vielleicht nicht unerwünscht käme; vor allem aber wäre neuerdings und so öffentlich wie noch nie, die Tatsache beleuchtet, daß Österreich sich in einem unerträglichen und allgemeingefährlichen Zustand der „Wehrhaftigkeit" befindet.

Selbstverständlich würden die „Wehrhaften" uns sofort Vaterlandsverräter nennen, weil wir uns zum Schutz des Friedens an das „Ausland", an die Welt wenden. Selbstverständlich! Denn Waffen und Gelder für Eigenbedarf und Organisationen darf man zwar vom feindlichsten Ausland sich schicken und schenken lassen, für Bündeleien und Zetteleien friedensmörderischer Art darf man „patriotisch" mit allen erdenkbaren Auslandsdiplomaten verhandeln – nur der redliche pazifistische Wille, seiner Nation und allen andern Blutopfer zu ersparen, heißt in diesem Vokabular Vaterlandsverrat und Feigheit. Nun, haben wir den Mut zu dieser „Feigheit"! Senden wir hunderttausend Stimmen und mehr aus Österreich hinaus in die Welt, fordern wir vor dem Forum der Öffentlichkeit, daß unserem unseligen, unheilbaren Parteikriege wenigstens das Mordwerkzeug entzogen und einem Zustand militanter Zweideutigkeit ein Ende gemacht werde, der nicht nur die Seelen, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse auf das gefährlichste verwirrt!

Ihr ergebener Stefan Zweig.

Stefan Zweig

Der Europäische Gedanke

Auszug aus einem Vortrag in Florenz, 1932[1]

Niemals war die Absonderung von Staat zu Staat in Europa größer, vehementer, bewußter, organisierter als heute: mit Verordnungen, wirtschaftlichen Maßnahmen, mit Autarkie sperrt sich ein Staat gegen den anderen in gewaltsamen Isolationen ab. Aber während sie sich abschließen, ist ihnen doch allen bewußt, daß europäische Wirtschaft und europäische Politik ein gemeinsames Schicksal sind, daß einer gemeinsamen Weltkrise kein Land sich durch eine Absperrung entziehen kann, weil die Sorge, wie in Faustens Tragödie, wenn man auch die Türen abschließt, durch das Schlüsselloch eindringt. Brust an Brust in einem entscheidenden Ringkampf stehen jetzt die beiden Anschauungen, Nationalismus und Übernationalismus, gegeneinander, es gibt kein Zurückweichen mehr vor dem Problem, und die allernächste Zeit muß schon offenbar machen, ob die Staaten Europas auf ihrer gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Befeindung beharren oder diesen kraftverschwendenden Konfliktdurch eine völlige Vereinigung, durch eine überstaatliche Organisation endgültig lösen wollen. Ich glaube, wir spüren heute alle und überall das elektrische Knistern, das durch die Reibung der Gegensätze entstanden ist, bis in unsere Nerven hinein, wir spüren alle, daß eine der beiden Tendenzen für die nächsten Jahre endgültig die Oberhand gewinnen muß. Welche wird siegen? Wird Europa seine Selbstzerstörung fortsetzen, oder wird es eins werden? Man verzeihe mir, wenn ich nicht, wie viele es vielleicht wünschen, sage: die Vernunft wird siegen und baldigst die Oberhand behalten, morgen, übermorgen werden wir ein vereintes Europa sehen, in dem es keinen Krieg mehr gibt, keine Binnenpolitik und keinen zerstören-

[1] Textquelle (Auszug) | Stefan ZWEIG: *Der europäische Gedanke in seiner historischen Entwicklung* (Vortrag. Florenz, 1932). In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 299-326, hier nur S. 324-326 (Schlussabschnitt).

den Völkerhaß; aber doch, ich wage es nicht zu versprechen. Man verzeihe mir diese Kleinmütigkeit. Aber unsere Generation, die seit einem Vierteljahrhundert im Politischen immer nur Geschehnisse gesehen hat, die *gegen* die Vernunft gerichtet waren, die noch täglich erlebt, wie die notwendigsten Entscheidungen immer verzögert, die wichtigsten Entschlüsse statt in der zwölften Stunde immer erst in der dreizehnten gefaßt werden, unser geprüftes, enttäuschtes Geschlecht, das den Irrwitz des Kriegs und den Aberwitz des Nachkriegs gesehen, es hat nicht mehr die kindergläubige Hoffnungskraft auf gesunde, rasche und klare Entscheidungen. Es hat auch die Stärke der Gegenkräfte erkannt, die Macht der kleinen, kurzdenkenden Interessen, die den großen notwendigen Ideen entgegenwirken, die Gewalt des Egoismus gegen den verbrüdernden Geist. Nein, es wird noch nicht morgen sein, das geeinte Europa, vielleicht werden wir noch Jahre und Jahrzehnte warten müssen, vielleicht wird unsere Generation es überhaupt nicht mehr erleben. Aber – ich sagte es schon – eine wahrhafte Überzeugung braucht nicht die Bestätigung durch die Wirklichkeit, um sich richtig und wahr zu wissen. Und so kann es auch heute schon niemandem verwehrt sein, sich selbst seinen Heimatbrief als Europäer zu schreiben, sich Bürger dieses noch nicht vorhandenen Staates Europa zu nennen und, trotz den heute noch bestehenden Grenzen, unsere vielfältige Welt von innen her brüderlich als eine Einheit zu empfinden. Mag dies ein Illusionismus sein, aber wer entschlossen über das Bestehende und Rückständige hinwegdenkt, schafft sich zumindest eine persönliche Freiheit unserer unsinnigen Zeit gegenüber. Mit einem Lächeln kann er hinwegblicken über die eitlen und unwahrhaftigen Künste der Verlängerungsdiplomatie, mit Verachtung auf die gegenseitige Gehässigkeit der Zeitungen hüben und drüben, auf die Streitigkeiten und Stacheleien von Nation zu Nation, mit bedauerndem Mitleid auf die krankhafte Reizbarkeit der Völkerschaften gegeneinander; selber frei davon, kann er sich die Seele, kann er sich den Atem reinhalten von dem fürchterlichen Haß, der heute wie eine Giftgaswolke über unserer Erde liegt – und indem er sich so persönlich lossagt von diesen für ihn abgetanen Konflikten, vermag er besser das Menschliche auf unserer Erde zu verstehen und sich aufzuheben zu jener gelassenen, klaren und vorurteilslosen freien Gerechtigkeit, dank der man – wunderbarstes Wort Goethes - das Schicksal aller Nationen als sein eigenes empfindet.

Stefan Zweig

Größe und Grenzen des Humanismus

Über Erasmus von Rotterdam[1]

(1934)

In der Zeit zwischen seinem vierzigsten und fünfzigsten Jahr erreicht Erasmus von Rotterdam den Zenit seines Ruhms: seit Hunderten Jahren hat Europa keinen Größeren gekannt. Kein Name eines Zeitgenossen, nicht jener Dürers, Raffaels, Lionardos, Paracelsus' oder Michelangelos wird in jenen Tagen im geistigen Kosmos mit gleicher Ehrfurcht genannt, keines Schriftstellers Werke sind in so zahllosen Ausgaben verbreitet, kein moralisches oder künstlerisches Ansehen kann sich dem seinen vergleichen. Erasmus: das bedeutet für das beginnende sechzehnte Jahrhundert den Inbegriff des Weisen schlechthin, *„optimum et maximum"*, das denkbar Beste und denkbar Höchste, wie Melanchthon in seinem lateinischen Lobgesang rühmt, die unwiderlegliche Autorität in wissenschaftlichen, in dichterischen, in weltlichen und geistigen Dingen. Man preist ihn bald als *„doctor universalis"*, bald als „Fürsten der Wissenschaft", als den „Vater der Studien" und „den Beschützer der ehrlichen Theologie", man nennt ihn „das Licht der Welt" oder „die Pythia des Abendlandes", *„vir incomparabilis et doctorum phoenix"*. Kein Lob ist für ihn zu groß. „Erasmus", schreibt Mutian, „erhebt sich über Menschenmaß. Er ist göttlich und in frommer Andacht zu verehren wie ein himmlisches Wesen", und Camerarius, ein anderer Humanist, berichtet: „Jeder bewundert, verherrlicht, preist ihn, der nicht als Fremdling im Reich der Musen gelten will. Kann einer einen Brief von ihm entlocken, so ist sein Ruhm ungeheuer und er feiert den herrlichsten Triumph. Wer ihn aber sprechen durfte, der ist selig auf Erden."

In der Tat: ein Wettlauf hat begonnen um die Gunst des vor kur-

[1] Textquelle (Buchauszug) | Stefan ZWEIG: *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam*. Wien: Herbert Reichner Verlag 1935, S. 93-121: ‚Größe und Grenzes des Humanismus.

zem noch unbekannten Gelehrten, der bislang mühsam mit Dedikationen, Stundengeben und Bettelbriefen sein Leben fristete, der mit erniedrigenden Schmeicheleien sich von den Mächtigen magere Pfründen herauskalfakterte – jetzt werben die Mächtigen um ihn, und allemal ist es ein Schauspiel, glorreich zu sehen, wenn irdische Gewalt und Geld dem Geiste zu dienen genötigt sind. Kaiser und Könige, Fürsten und Herzöge, Minister und Gelehrte, Päpste und Prälaten wetteifern in Untertänigkeit um des Erasmus Gunst: Kaiser Karl, der Herr beider Welten, bietet ihm eine Stelle in seinem Rat, Heinrich VIII. will ihn nach England, Ferdinand von Österreich nach Wien, Franz I. nach Paris ziehen, aus Holland, Brabant, Ungarn, Polen und Portugal kommen die lockendsten Anträge, fünf Universitäten streiten um die Ehre, ihm einen Lehrstuhl zu verleihen, drei Päpste schreiben ihm ehrfürchtige Briefe. In seiner Stube häufen sich die freiwilligen Tribute reicher Verehrer, goldene Becher und silbernes Geschirr, Fuhren Weins werden gesendet und wertvolle Bücher, alles lockt, alles ruft ihn an, um mit seinem Ruhm den eigenen zu mehren. Erasmus aber, klug und skeptisch zugleich, nimmt all diese Gaben und Ehren höflich entgegen. Er läßt sich beschenken, er läßt sich loben und rühmen, gerne sogar und mit unverhohlenem Wohlbehagen, aber er verkauft sich nicht. Er läßt sich dienen, aber er übernimmt niemandes Dienst, unerschütterlicher Vorkämpfer jener innern Freiheit und Unbestechlichkeit des Künstlers, die er als notwendige Vorbedingung jeder moralischen Wirkung erkannt hat. Er weiß, daß er für sich allein am stärksten bleibt, und welche überflüssige Torheit wäre es auch, wollte er seinem Ruhm von Hof zu Hof nachwandern, statt ihn wie einen Stern leuchtend und ruhig über sein eigenes Haus zu stellen. Erasmus braucht längst niemandem mehr nachzureisen, denn alles reist zu ihm, Basel wird durch seine Anwesenheit eine Residenz, ein geistiger Mittelpunkt der Welt. Kein Fürst, kein Gelehrter, kein Mann, der auf Ansehen hält, versäumt es, auf der Durchreise dem großen Weisen seine Reverenz zu erweisen, denn Erasmus gesprochen zu haben, gilt allgemach schon als eine Art kulturellen Ritterschlags und ein Besuch bei ihm (so wie im achtzehnten Jahrhundert bei Voltaire, im neunzehnten bei Goethe) als die sinnfälligste Ehrfurchtsbezeigung vor dem symbolischen Träger der unsichtbaren geistigen Macht. Um ein Signum von seiner Hand in ihr Stammbuch zu erhalten, pilgern hohe Adelige und Gelehrte

viele Tage weit; ein Kardinal, Neffe des Papstes, der dreimal vergeblich Erasmus zu Tisch gebeten, fühlt sich, als dieser seine Einladung ablehnt, nicht entwürdigt, ihn seinerseits in der schmutzigen Druckstube Frobens aufzusuchen. Jeder Brief, den Erasmus schreibt, wird vom Empfänger in Brokat eingeschlagen und vor ehrfürchtigen Freunden wie eine Reliquie enthüllt, eine Empfehlung gar des Meisters öffnet als Sesam alle Türen, – nie hat ein einzelner Mensch, nicht Goethe und kaum Voltaire, eine solche weltgebietende Macht in Europa bloß kraft seines geistigen Daseins besessen. Von unserer Zeit her gesehen ist diese überragende Stellung des Erasmus zunächst weder aus seinem Werk noch aus seinem Wesen vollkommen verständlich; wir erblicken in ihm heute einen klugen, humanen, einen vielseitigen und vielförmigen, einen anregenden und anziehenden, aber keinen hinreißenden und weltumformenden Geist. Aber Erasmus war für sein Jahrhundert mehr als eine literarische Erscheinung, er wurde und war der symbolische Ausdruck seiner geheimsten geistigen Sehnsucht. Jede Epoche, die sich erneuern will, projiziert ihr Ideal zunächst in eine Gestalt, immer wählt sich der Zeitgeist, um sein eigenes Wesen selber sinnfällig zu begreifen, einen Menschen als Typus, und indem er dieses einzelne und oft zufällige Individuum weit über sein Maß erhebt, enthusiasmiert er sich gewissermaßen für den eigenen Enthusiasmus. Neue Gefühle und Gedanken sind immer nur einem auserlesenen Kreise verständlich, die breite Masse vermag sie in abstrakter Form niemals zu erfassen, sondern ausschließlich sinnlich und anthropomorph; darum setzt sie gerne an die Stelle der Idee einen Menschen, ein Bild, ein Vor-Bild, dem sie sich gläubig nachzubilden sucht. Dieser Zeitwunsch prägt sich für eine kurze Spanne in Erasmus vollkommen aus, denn der *„uomo universale“*, der Nichteinseitige, der Vielwissende, frei in die Zukunft Blickende ist der Idealtypus des neuen Geschlechts geworden. Im Humanismus feiert die Zeit ihren eigenen Denkmut und ihre neue Hoffnung. Zum erstenmal wird geistige Gewalt der bloß ererbten und überlieferten vorangestellt, und wie stark, wie schnell diese Umwertung sich durchsetzt, beweist die Tatsache, daß die alten Machtträger sich selbst freiwillig den neuen unterordnen. Es ist nur Symbol, wenn Karl V. zum Schrecken seiner Höflinge sich bückt, um dem Hirtensohn Tizian einen herabgefallenen Pinsel aufzuheben, wenn der Papst, gehorsam Michelangelos grobem Befehl,

die Sixtina verläßt, um den Meister nicht zu stören, wenn die Prinzen und Bischöfe statt Waffen plötzlich Bücher und Bilder und Handschriften sammeln; unbewußt kapitulieren sie damit vor der Erkenntnis, daß die Macht des schöpferischen Geistes im Abendlande die Herrschaft angetreten hat und daß die künstlerischen Schöpfungen die kriegerischen und politischen Zeitbauten zu überdauern bestimmt sind. Zum erstenmal sieht Europa seinen Sinn und seine Sendung in der Vorherrschaft des Geistes, im Aufbau einer einheitlichen abendländischen Zivilisation, in einer vorbildlich schaffenden Weltkultur.

Für diese neue Gesinnung wählt sich die Zeit Erasmus zum Bannerträger. Als den *„antibarbarus“*, den Bekämpfer aller Rückständigkeit, alles Traditionalismus, als den Verkünder einer erhobeneren, freieren und humaneren Menschlichkeit, als den Wegweiser eines kommenden Weltbürgertums stellt sie ihn allen anderen voran. Wir von heute allerdings empfinden das Verwegen-Suchende, das Großartig-Ringende, das Faustische jenes Jahrhunderts in einem andern tieferen Typus des *„uomo universale“* unendlich großartiger ausgeprägt, in Lionardo und Paracelsus. Aber gerade, was im letzten der Größe des Erasmus Abbruch tut, seine klare (oft allzu durchsichtige) Verständlichkeit, sein Sichbegnügen mit dem Erkennbaren, sein verbindlich urbanes Wesen, machte damals sein Glück. Und instinktiv wählte die Zeit richtig: jede Welterneuerung, jede völlige Umpflügung versucht es zunächst mit den gemäßigten Reformatoren statt mit den rabiaten Revolutionären, und in Erasmus sieht die Zeit das Symbol der still, aber unaufhaltsam wirkenden Vernunft. Einen wunderbaren Augenblick lang ist Europa einig in dem humanistischen Wunschtraum einer einheitlichen Zivilisation, die mit einer Weltsprache, einer Weltreligion, einer Weltkultur der uralten, verhängnisvollen Zwietracht ein Ende machen sollte, und dieser unvergeßliche Versuch bleibt denkwürdig gebunden an die Gestalt und den Namen des Erasmus von Rotterdam. Denn seine Ideen, Wünsche und Träume haben für eine Weltstunde Europa beherrscht, und es ist sein und zugleich unser Verhängnis, daß dieser reingeistige Wille zur endgültigen Einigung und Befriedung des Abendlands nur ein rasch vergessenes Zwischenspiel blieb in der mit Blut geschriebenen Tragödie unseres allgemeinsamen Vaterlands.

Dieses Imperium des Erasmus, das zum erstenmal – denkwür-

dige Stunde! – alle Länder, Völker und Sprachen Europas umfaßte, war eine milde Herrschaft. Weil gewaltlos errungen, einzig durch die werbende und überzeugende Kraft geistiger Leistung, verabscheut der Humanismus jede Gewalt. Weil einzig *per acclamationem* erwählt, übt Erasmus keinerlei rechthaberische Diktatur. Freiwilligkeit und innere Freiheit sind die Staatsgrundgesetze seines unsichtbaren Reiches. Nicht mit Unduldsamkeit, wie vordem die Fürsten und die Religionen, will die erasmische Geisteshaltung die Menschen ihrem humanistischen und humanitären Ideal untertänig machen, sondern wie ein offenes Licht das im Dunkel sich herumtreibende Getier in seine reine Sphäre lockt, sanft überzeugend die noch Unwissenden und Abseitigen in ihre Klarheit ziehen. Der Humanismus ist nicht imperialistisch gesinnt, er kennt keine Feinde und will keine Knechte. Wer dem erlesenen Kreise nicht angehören will, möge außen bleiben, man zwingt ihn nicht, man nötigt ihn nicht gewaltsam in dieses neue Ideal; jede Unduldsamkeit – die ja immer einem innern Unverstehen entstammt – ist dieser Lehre der Weltverständigung fremd. Aber anderseits wird niemandem der Zutritt in diese neue geistige Gilde versagt. Humanist kann jeder werden, der nach Bildung und Kultur Verlangen trägt; jeder Mensch jeden Standes, Mann oder Frau, Ritter oder Priester, König oder Kaufmann, Laie oder Mönch hat Zutritt zu dieser freien Gemeinschaft, an keinen wird die Frage nach Herkunft aus Rasse und Klasse, nach Zugehörigkeit zu Sprache oder Nation gestellt. Damit erscheint ein neuer Begriff im europäischen Gedanken: der übernationale. Die Sprachen, die bisher die undurchdringliche Scheidewand zwischen den Menschen waren, sollen nicht länger die Völker trennen: eine Brücke wird geschlagen zwischen ihnen allen durch die Gemeinschaftssprache des allgültigen humanistischen Lateins, und ebenso soll das Vaterlandsideal als ein unzulängliches, weil zu enges Ideal, überwunden werden durch das europäische, das übernationale Ideal. „Die ganze Welt ist ein gemeinsames Vaterland", proklamiert Erasmus in seiner *„Querela pacis"*, und von dieser überragenden Stufe europäischer Schau scheint ihm die mörderische Zwietracht der Nationen, jede Gehässigkeit zwischen Engländern, Deutschen und Franzosen ein Widersinn: „Warumb zertrennen uns alle diese närrischen Namen mehr, denn uns der Name Christi vereint?" Alle diese Zwistigkeiten innerhalb Europas sind für den humanistisch

gesinnten Menschen nichts anderes als Mißverständnisse, verschuldet durch ein zu geringes Verstehen, durch eine zu geringe Bildung, und die Aufgabe des kommenden Europäers soll es werden, statt auf die eitlen Ansprüche der Duodezfürsten, der Sektenfanatiker, der Nationalegoisten sich gefühlsmäßig einzulassen, immer das Bindende und Verbindende zu betonen, das Europäische über dem Nationalen, das Allmenschliche über dem Vaterländischen, und den Begriff der Christenheit als einer bloßen Religionsgemeinschaft zu verwandeln in den einer universalen Christlichkeit, einer hingegeben dienenden und demütigen Menschheitsliebe. Die erasmische Idee zielt also höher als auf eine bloße kosmopolitische Gemeinschaft, in ihr wirkt bereits ein entschlossener Wille zu einer neuen geistigen Einheitsform des Abendlands. Zwar hatten vordem schon einzelne Menschen eine Vereinheitlichung Europas versucht, die römischen Cäsaren, Karl der Große, und später wird es Napoleon tun, aber mit Feuer und Eisen hatten diese Autokraten getrachtet, die Völker und Staaten zusammenzuschließen, mit dem Hammer der Gewalt hatte die Faust des Eroberers die schwächeren Reiche zertrümmert, um sie den stärkeren zu verketten. Bei Erasmus aber – entscheidender Unterschied! – erscheint Europa als eine moralische Idee, als eine vollkommen unegoistische und geistige Forderung; mit ihm beginnt jenes noch heute nicht erfüllte Postulat der vereinigten Staaten Europas im Zeichen einer gemeinsamen Kultur und Zivilisation.

Die selbstverständliche Vorbedingung für Erasmus, den Vorkämpfer dieser und aller Verständigungsideen, ist die Ausschaltung jeder Gewalt und insbesondere die Abschaffung des Krieges, dieses „Schiffbruchs aller guten Ding". Erasmus ist als der erste literarische Theoretiker des Pazifismus zu betrachten; nicht weniger als fünf Schriften hat er in einer Zeit fortwährender Kriege gegen den Krieg geschrieben; 1504 die Aufforderung an Philipp den Schönen, 1514 jene an den Bischof von Cambrai, „sie möchten sich als christliche Fürsten, um Christi willen des Friedens annehmen", 1515 in den *„Adagia"* den berühmten Aufsatz mit dem ewig wahren Titel: *„Dulce bellum inexpertis"* („nur denen, die ihn nicht erfahren haben, scheint der Krieg schön"). 1516 spricht er in seiner „Unterweisung eines frommen und christlichen Fürsten" den jungen Kaiser Karl V. mah-

nend an, und schließlich erscheint 1517 die in allen Sprachen verbreitete und bei allen Völkern doch ungehörte *„Querela pacis"*, die *„Klage des Friedens*, der bei allen Nationen und Völkern Europas verworfen, vertrieben und erlegt worden ist".

Aber schon damals, fast ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeit, weiß Erasmus, wie wenig ein beredter Friedensfreund auf Dank und Zustimmung zu rechnen hat, „es ist dahin kommen, daß es als thierlich, nerrisch und unchristlich gilt, daß man den Mundt wider den Krieg öffnet", was ihn aber nicht hindert, mit immer wiederholter Entschlossenheit im Zeitalter des Faustrechtes und der gröbsten Gewalttätigkeiten seine Angriffe gegen die Streitsucht der Fürsten zu eröffnen. Nach seiner Meinung ist Cicero im Recht, wenn er sagt, daß „ein ungerechter Friede noch besser sei als der gerechteste Krieg", und ein ganzes Arsenal von Argumenten, aus dem noch heute reichlich geschöpft werden könnte, hält der einsame Streiter dem Krieg entgegen. „Wenn die Tiere einander anfallen", klagt er, „so verstehe ichs und verzeihe es ihrer Unwissenheit", aber die Menschen müßten erkennen, daß der Krieg an sich schon notwendigerweise Ungerechtigkeit bedeute, denn er trifft gewöhnlich nicht diejenigen, die ihn anfachen und führen, sondern fast immer falle seine ganze Last auf die Unschuldigen, auf das arme Volk, das weder von Siegen noch von Niederlagen zu gewinnen habe. „Der meist Teil erreicht die, die der Krieg gar nichts angeht, und selbst wenn es im Kriege auf das allerbeste glückt, so ist doch die Glückseligkeit eines Teils der andern Schad und Verderben." Die Idee des Krieges sei also niemals mit der Idee der Gerechtigkeit zu verbinden, und dann – so fragt er abermals –, wie könne überhaupt ein Krieg gerecht sein? Für Erasmus gibt es weder im theologischen noch im philosophischen Bezirk eine absolute und alleingültige Wahrheit. Wahrheit ist für ihn immer vieldeutig und vielfarbig und ebenso das Recht, deshalb solle „an keinem Ort der Fürst bedächtiger sein, als sich zum Kriege zu bewegen, und nicht unbedingt auf sein Recht pochen, denn wer sieht nicht sein Sach als die gerecht an?" Alles Recht habe zwei Seiten, alle Dinge seien „gefärbt, angestrichen und durch Parteien verderbt", und selbst wenn einer sich im Rechte dünkte, so sei das Recht nicht durch Gewalt entschieden und auch niemals durch Gewalt beendet, denn „ein Krieg wachse aus dem andern, aus einem zween".

Für geistige Menschen bedeutet also Entscheidung durch Waffen niemals moralische Lösung eines Konflikts; ausdrücklich erklärt Erasmus, daß im Kriegsfall die Geistigen, die Gelehrten aller Nationen ihre Freundschaft nicht aufzukündigen hätten. Ihre Einstellung darf niemals sein, die Gegensätze der Meinungen, der Völker, der Rassen und Klassen durch eifernde Parteilichkeit zu verstärken, unerschütterlich haben sie in der reinen Sphäre der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu verharren. Ihre ewige Aufgabe bleibt, der „ungütigen, unchristlichen und thierisch wilden Unsinnigkeit des Krieges" die Idee der Weltgemeinsamkeit und Weltchristlichkeit entgegenzusetzen. Nichts wirft Erasmus der Kirche, als der höchsten moralischen Stätte, darum heftiger vor, als daß sie die große augustinische Idee des „christlichen Weltfriedens" um irdischer Machterhöhung willen preisgegeben habe. „Es schämen sich die Theologen und die Meister des christlichen Lebens nicht, Hauptanfacher, Entzünder und Beweger der Sache gewesen zu sein, die der Herr Christus so groß und sehr gehaßt hat", ruft er zornig aus und: „Wie kommt der Bischofsstab und das Schwert zusammen, der Bischofshut und der Helm, das Evangelium und der Schild? Wie geht es an, Christus zu predigen und den Krieg, mit einer einzigen Trompet Gott und den Teufel?" Der „kriegerische Geistliche" sei also nichts als Widersinn gegen Gottes Wort, denn er verleugne die höchste Botschaft, die ihm sein Herr und Lehrer zugesprochen, als er sagte: „Friede sei mit euch!"

Immer wird Erasmus leidenschaftlich, wenn er gegen Krieg, Haß und einseitige Borniertheit die Stimme erhebt, aber diese Leidenschaftlichkeit seiner Entrüstung verwirrt niemals die Klarheit seiner Weltbetrachtung. Zugleich Idealist vom Herzen her und Skeptiker vom Verstande, war sich Erasmus aller Widerstände bewußt, die sich im realen Räume der Verwirklichung jenes „christlichen Weltfriedens", jener Alleinherrschaft der humanen Vernunft entgegenstellten. Der Mann, der in seinem *„Lob der Torheit"* alle Spielarten des menschlichen Wahns und Widersinns in ihrer Unbelehrbarkeit beschrieben, gehörte nicht zu jenen idealistischen Träumern, die meinen, man könne mit geschriebenem Wort, mit Büchern, Predigten und Traktaten den immanenten Gewalttrieb der menschlichen Natur abtöten oder auch nur betäuben; er täuschte sich keineswegs über die Tatsache hinweg, daß diese Kraftlust und Kampffreude seit

kannibalischen Tagen, seit Jahrhunderten und Jahrtausenden der Menschheit im Blute gärt, dumpfe Erinnerung an den Urhaß des einstigen Menschentiers gegen das andere Menschentier, und daß noch Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende sittlicher Erziehung und kultureller Emporgestaltung nötig sein werden zu einer völligen Entbestialisierung und Humanisierung des Menschengeschlechts. Er wußte, daß elementare Triebe sich nicht wegschwätzen lassen mit milden und moralischen Worten und nahm das Barbarische in dieser Welt als ein Gegebenes und zunächst Unüberwindliches hin. Sein eigentlicher Kampf ging darum in anderer Sphäre, er konnte als Geistmensch sich immer nur an den Geistigen wenden, nicht an die Geführten und Verführten, sondern an die Führer, an die Fürsten, die Priester, die Gelehrten, die Künstler, an jene, die er verantwortlich wußte und machte für jeden Unfrieden in der europäischen Welt. Als weitsichtiger Denker hatte er längst erkannt, daß der Gewalttrieb an sich noch nicht weltgefährlich ist. Die Gewalt allein hat einen knappen Atem; sie schlägt blind und tollwütig zu, aber ziellos in ihrem Willen, kurz in ihrem Denken, sackt sie nach solchen jähen Ausbrüchen ohnmächtig in sich zusammen. Selbst wo sie ansteckend wirkt und psychotisch ganze Gruppen erregt, werden es nur zuchtlose Rotten, die sich verlaufen, sobald die erste Hitze gekühlt ist. Nie sind im Laufe der Geschichte Aufstände und Ausbrüche ohne geistige Führung einer wirklichen Ordnung gefährlich geworden – erst wenn der Gewalttrieb einer Idee dient oder die Idee sich seiner bedient, entstehen die wahrhaften Tumulte, die blutigen und zerstörenden Revolutionen, denn erst durch eine Parole wird eine Rotte zur Partei, erst durch Organisation zur Armee, erst durch ein Dogma zur Bewegung. Alle großen gewalttätigen Konflikte innerhalb der Menschheit sind weniger verschuldet durch den blutgebundenen Gewaltwillen der Menschheit als durch eine Ideologie, die diesen Gewaltwillen entfesselt und gegen einen vorbestimmten anderen Teil der Menschheit treibt. Erst der Fanatismus, dieser Bastard aus Geist und Gewalt, der die Diktatur eines, und zwar seines Gedankens, als der einzig erlaubten Glaubens- und Lebensform dem ganzen Universum aufzwingen will, zerspaltet die menschliche Gemeinschaft in Feinde oder Freunde, Anhänger oder Gegner, Helden oder Verbrecher, Gläubige oder Ketzer; weil er nur sein System anerkennt und nur seine Wahrheit wahrhaben will, muß er zur

Gewalt greifen, um jede andere innerhalb der gottgewollten Vielfalt der Erscheinungen zu unterdrücken. Alle gewaltsamen Einschränkungen der Geistesfreiheit, der Meinungsfreiheit, Inquisition und Zensur, Scheiterhaufen und Schafott hat nicht die blinde Gewalt in die Welt gesetzt, sondern der starrblickende Fanatismus, dieser Genius der Einseitigkeit und Erbfeind der Universalität, dieser Gefangene einer einzigen Idee, der in dies sein Gefängnis immer die ganze Welt zu zerren und sperren versucht.

Darum kann für den Humanisten Erasmus, der immer auf das Allgemeinsame der Menschheit als auf ihren höchsten und heiligsten Besitz hinweist, der Geistige keine schwerere Schuld auf sich laden, als wenn er dem ewig bereiten Willen der Massen zur Gewalttätigkeit mit einer einseitigen Ideologie den entscheidenden Vorwand gibt, denn er erregt damit Urkräfte, die seinen ursprünglichen Gedanken wild überrennen und seine reinsten Absichten zerstören. Ein einzelner kann die Masse in Leidenschaft jagen, aber fast nie ist es ihm auch gegeben, diese entfesselte Leidenschaft zurückzureißen. Wer sein Wort in eine geduckte Flamme haucht, muß sich bewußt sein, daß eine Lohe zerstörerisch auffährt, wer Fanatismus erregt, indem er ein einzelnes System des Daseins, des Denkens und Glaubens zum alleingültigen erklärt, muß die Verantwortlichkeit erkennen, daß er damit zur Weltentzweiung, zum geistigen oder wirklichen Krieg gegen jede andere Denk- und Lebensform aufruft. Jede Tyrannei eines Gedankens ist Kriegserklärung gegen die geistige Freiheit der Menschheit, und wer, wie Erasmus, für alle Ideen eine höchste Synthese sucht, eine allmenschliche Harmonie, muß darum jede Form der Denkeinseitigkeit, des blindesten Nicht-verstehen-Wollens als Angriff gegen seinen Verständigungsgedanken betrachten. Der humanistisch erzogene, der human gesinnte Mensch im erasmischen Sinne darf deshalb keiner Ideologie sich verschwören, weil alle Ideen ihrem Wesen nach zur Hegemonie streben, er hat an keine Partei sich zu binden, weil es Pflicht jedes Parteimenschen ist, parteiisch zu sehen, zu fühlen, zu denken. Er hat sich die Freiheit des Denkens und Handelns bei jedem Anlasse zu wahren, denn ohne Freiheit ist Gerechtigkeit unmöglich, sie, die einzige Idee, welche der ganzen Menschheit als höchstes Ideal gemeinsam sein soll. Erasmisch denken heißt darum unabhängig denken, erasmisch wirken im Sinne der Verständigung wirken. Der Erasmische, der Mensch-

heitsgläubige hat nicht das Trennende innerhalb seines Lebenskreises zu fördern, sondern das Bindende, er hat nicht die Einseitigen in ihrer Einseitigkeit, die Feindlichen in ihrer Feindseligkeit zu bestärken, sondern Verstehen zu verbreiten und Verständigungen anzubahnen, und je fanatischer die Zeit wird in ihrer Parteilichkeit, um so entschlossener hat er in seiner Überparteilichkeit zu verharren, die auf das menschlich Gemeinsame in all diesen Irrungen und Verwirrungen blickt, unbestechlicher Anwalt der geistigen Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden. Jeder Idee billigt darum Erasmus ihr Recht zu und keiner den Anspruch auf Rechthaberei; er, der die Torheit selbst zu verstehen und zu rühmen versuchte, steht keiner Theorie und These von Anfang feindlich entgegen und jeder im Augenblick, da sie die anderen vergewaltigen will. Der Humanist als der Vielwissende liebt die Welt gerade um ihrer Vielfalt willen und ihre Gegensätze erschrecken ihn nicht. Nichts liegt ihm ferner, als ihre Gegensätze aufheben zu wollen nach Art des Fanatikers und Systematikers, der alle Werte auf einen Nenner und alle Blumen auf eine Form und Farbe zu bringen sucht; eben dies ist ja das Signum humanistischen Geistes, Gegensätze nicht als Feindschaft zu werten und für alles scheinbar Unvereinbare die übergeordnete Einheit, die menschliche, zu suchen. Da Erasmus in sich selbst die sonst schroff feindlichen Elemente zu versöhnen wußte, Christentum und Antike, Freigläubigkeit und Theologie, Renaissance und Reformation, mußte es ihm glaubhaft scheinen, auch die ganze Menschheit werde einmal die Vielfalt ihrer Erscheinungen in ein beglückendes Zusammenspiel, ihre Widersprüche in eine höhere Harmonie verwandeln. Diese letzte Weltverständigung, die europäische, die geistige, sie bildet eigentlich das einzige religiöse Glaubenselement des sonst eher kühlen und rationalistischen Humanismus, und mit derselben Inbrunst wie die andern dieses dunklen Jahrhunderts ihren Gottesglauben, verkündet er die Botschaft seines Menschheitsglaubens: daß es Sinn, Ziel und Zukunft der Welt sei, statt ihren Einseitigkeiten ihren Gemeinsamkeiten zu leben und dadurch immer humaner, immer menschlicher zu werden.

Für diese Erziehung zur Humanität weiß der Humanismus nur einen Weg: den Weg der Bildung. Erasmus und die Erasmiker meinen, das Menschliche im Menschen könne nur gesteigert werden

vermittels der Bildung und des Buches, denn nur der Ungebildete, nur der Unbelehrte gebe sich unbedenklich seinen Leidenschaften hin. Der gebildete Mensch, der zivilisierte Mensch – hier liegt der tragische Fehlschluß ihres Denkens – sei grober Gewalt nicht mehr fähig, und wenn die Gebildeten, die Kultivierten und Zivilisierten die Oberhand gewännen, so müßte das Chaotische und Bestialische von selbst abklingen, Kriege und geistige Verfolgungen zum abgelebten Anachronismus werden. In ihrer Überschätzung des Zivilisatorischen mißverstehen die Humanisten die Urkräfte der Triebwelt mit ihrer unzähmbaren Gewalt und banalisieren durch ihren Kulturoptimismus das furchtbare und kaum lösbare Problem des Massenhasses und der großen leidenschaftlichen Psychosen der Menschheit. Ihre Rechnung ist etwas zu einfach: für sie gibt es zwei Schichten, eine untere und eine obere, unten die unzivilisierte, rohe, leidenschaftliche Masse, oben den klaren Bezirk der Gebildeten, der Verstehenden, der Humanen, der Zivilisierten, und die Hauptarbeit scheint ihnen getan, wenn es gelingt, immer größere Teile der unteren Schichten, der unkultivierten, in die obere der Kultur zu ziehen. So wie in Europa immer mehr Ödland urbar gemacht wurde, in dem sich vordem wild und gefährlich die reißenden Tiere umtrieben, so müsse es auch im Menschlichen gelingen, allmählich den Unverstand und die Roheit in unseren europäischen Bezirken auszuroden und eine freie, klare und fruchtbare Zone der Menschlichkeit zu schaffen. So setzen sie an die Stelle des religiösen Gedankens die Idee eines unaufhaltsamen Aufstiegs der Menschheit. Der Fortschrittsgedanke, lange ehe durch Darwin eine wissenschaftliche Methode, wird durch sie zum moralischen Ideal: auf ihm ruhen das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert, in vieler Hinsicht sind erasmische Ideen die Hauptprinzipien der modernen Gesellschaftsordnung geworden. Dennoch wäre nichts verfehlter, als im Humanismus und vollends in Erasmus einen Demokraten und einen Vorläufer des Liberalismus zu sehen. Nicht einen Augenblick denken Erasmus und die Seinen daran, dem Volk, dem ungebildeten und unmündigen – für sie ist jeder Ungebildete ein Unmündiger – auch nur das geringste Recht einzuräumen, und obwohl sie zwar abstrakt die ganze Menschheit lieben, hüten sie sich sehr, mit dem *vulgus profanum* sich gemein zu machen. Blickt man näher zu, so ist bei ihnen statt des alten Adelshochmuts nur ein neuer gesetzt, jener dann

durch drei Jahrhunderte weiterwirkende akademische Dünkel, der einzig dem Lateinmenschen, dem Universitätsgebildeten, den Anspruch zuerkennt, über Recht und Unrecht, über sittlich und unsittlich zu entscheiden. Die Humanisten sind ebenso entschlossen, im Namen der Vernunft die Welt zu regieren wie die Fürsten im Namen der Gewalt und die Kirche im Namen Christi. Ihr Traum zielt auf eine Oligarchie, eine Herrschaft der Bildungsaristokratie: nur die Besten, die Kultiviertesten, οί αριστοι, sollen im Sinne der Griechen die Führung der *polis*, des Staates übernehmen. Kraft ihres überlegenen Wissens, ihrer hellsichtigeren und humaneren Anschauung fühlen sie sich allein berufen, als Mittler und Führer in die ihnen töricht und rückständig erscheinenden Streitigkeiten zwischen den Nationen einzugreifen, aber diese Verbesserung der Zustände wollen sie durchaus nicht mit Hilfe des Volkes erzielen, sondern über die Masse hinweg. So stellen im tiefsten Grunde die Humanisten keine Absage an das Rittertum dar, sondern seine Erneuerung in geistiger Form. Sie hoffen, mit der Feder die Welt zu erobern, wie jene mit dem Schwert, und unbewußt schaffen sie sich wie jene eine eigene Gesellschaftskonvention, die sich von den „Barbaren" absondert, eine Art höfischen Zeremoniells. Sie adeln ihre Namen, indem sie sie ins Lateinische oder Griechische übersetzen, um damit ihre Herkunft aus dem Volk zu verschleiern, sie nennen sich *Melanchthon* statt Schwarzerd, *Mykonius* statt Geißhüsler, *Olearius* statt Oelschläger, *Chytraeus* statt Kochhafe und *Cochlaeus* statt Dobnick, sie kleiden sich mit besonderer Sorgfalt in schwarze, wallende Gewänder, um sich von dem Stande der andern Stadtleute schon äußerlich zu distanzieren. Sie würden es ebensosehr für Erniedrigung halten, ein Buch oder einen Brief in ihrer Muttersprache zu schreiben, wie ein Ritter sich entrüstete, wollte man ihm zumuten, statt hoch zu Roß vorauszuziehen, im Troß mit dem gemeinen Fußvolk zu marschieren. Jeder einzelne fühlt sich durch das gemeinsame Kulturideal zu einer besonders vornehmen Haltung in Verkehr und Umgang verpflichtet, sie meiden heftige Worte und pflegen die urbane Höflichkeit in einem Zeitalter der Grobheit und Roheit als besondere Pflicht. In Wort und Schrift, in Sprache und Haltung bemühen sich diese Aristokraten des Geistes um Vornehmheit der Gesinnung und des Ausdrucks, und so spiegelt sich noch ein letzter Glanz des sterbenden Rittertums, das mit Kaiser Maximilian

ins Grab gesunken, in diesem geistigen Orden, der statt des Kreuzes das Buch zum Panier genommen. Und wie die adelige Ritterschaft der groben, eisenspeienden Gewalt der Kanonen, so wird diese edle idealistische Schar dem wuchtigen, bauernkräftigen Stoß der Volksrevolution eines Luther, eines Zwingli in Schönheit aber ohnmächtig erliegen. Denn gerade dieses Vorbeisehen am Volke, diese Gleichgültigkeit gegen die Wirklichkeit hat von vornherein dem Reich des Erasmus jede Möglichkeit der Dauer und seinen Ideen die unmittelbar wirkende Kraft genommen: der organische Grundfehler des Humanismus war, daß er von oben herab das Volk belehren wollte, statt zu versuchen, es zu verstehen und von ihm zu lernen. Diese akademischen Idealisten glaubten schon zu herrschen, weil ihr Reich weithin reichte, weil sie in allen Ländern, Höfen, Universitäten, Klöstern und Kirchen ihre Diener, Gesandten und Legaten hatten, die stolz die Fortschritte der *„eruditio"* und *„eloquentia"* in bisher barbarischen Bezirken meldeten, aber im tiefsten umfaßte dies Reich doch nur eine dünne Oberschicht und war schwach verwurzelt mit der Wirklichkeit. Wenn Briefe aus Polen und Böhmen, aus Ungarn und Portugal jeden Tag Erasmus begeisterte Botschaft brachten, wenn aus aller Herren Ländern Kaiser, Könige und Päpste um seine Gunst warben, so mochte Erasmus in manchen Augenblicken, eingeschlossen in seine Studierstube, sich dem Wahn hingeben, das *Reich der Ratio* sei schon dauerhaft begründet. Aber über diesen lateinischen Briefen überhörte er das Schweigen der großen Millionenmasse und auch das Murren, das immer heftiger aus diesen unmeßbaren Tiefen erdröhnte. Weil das Volk für ihn nicht vorhanden war, weil er es für unfein und eines Gebildeten für unwürdig hielt, um die Gunst der Masse zu buhlen und sich mit Ungebildeten, den „Barbaren", überhaupt einzulassen, hat der Humanismus immer nur für die *happy few* und niemals für das Volk existiert, und sein platonisches Menschheitsreich ist im letzten ein Wolkenreich geblieben, eine kurze Stunde lang die ganze Welt überleuchtend, wundervoll anzuschauen, ein reines Gebilde des schaffenden Geistes, und von seiner Höhe selig niederblickend auf eine verdunkelte Welt. Aber einem wirklichen Sturm – schon ballt er sich im Dunkel – wird dieses kühle und künstliche Gebilde nicht standhalten und kampflos der Vergänglichkeit anheimfallen.

Denn dies war die tiefste Tragik des Humanismus und die Ursache seines raschen Niederganges: seine Ideen waren groß, aber nicht die Menschen, die sie verkündeten. Ein kleines Gran Lächerlichkeit haftet diesen Stubenidealisten wie immer den bloß akademischen Weltverbesserern an, dürre Seelen sie alle, wohlgesinnte, honette, ein wenig eitle Pedanten, die ihre lateinischen Namen tragen wie eine geistige Maskerade: eine schullehrerhafte Pedanterie verstaubt bei ihnen die blühendsten Gedanken. Rührend sind diese kleinen Genossen des Erasmus in ihrer professoralen Naivität, ein wenig ähnlich den braven Menschen, die man auch heute in den philanthropischen und Weltverbesserungsvereinen versammelt erblickt, theoretische Idealisten, die an den Fortschritt wie an eine Religion glauben, nüchterne Träumer, die an ihren Schreibpulten eine sittliche Welt konstruieren und Thesen des ewigen Friedens niederschreiben, während in der wirklichen Welt ein Krieg dem andern folgt und ebendieselben Päpste, Kaiser und Fürsten, die ihren Verständigungsideen begeistert Beifall zollen, gleichzeitig mit- und gegeneinander paktieren und die Welt in Brand setzen. Wird ein neues Cicero-Manuskript gefunden, so glaubt der humanistische Clan, das Weltall müsse in seinen Fugen vor Jubel erdröhnen, jedes kleine Pamphletchen versetzt sie in Feuer und Leidenschaft. Aber was die Menschen der Gasse bewegt, was in den Tiefen der Massen urgründig waltet, das wissen sie nicht und wollen sie nicht wissen, und weil sie in ihren Zimmern verschlossen bleiben, verliert ihr wohlgemeintes Wort jede Resonanz in die Wirklichkeit. Durch diese verhängnisvolle Absonderung, durch den Mangel an Leidenschaft und Volkstümlichkeit ist es dem Humanismus niemals gelungen, seinen fruchtbaren Ideen wirkliche Fruchtbarkeit zu geben. Der großartige Optimismus, der im Grunde ihrer Lehre enthalten war, vermochte nicht schöpferisch aufzuwachsen und sich zu entfalten, weil sich unter diesen theoretischen Pädagogen der Menschheitsideen kein einziger befand, dem die ungebrochene Naturkraft des Wortes gegeben war, um bis hinab ins Volk zu rufen. Ein großer, ein heiliger Gedanke verdorrt für ein paar Jahrhunderte in einem matten Geschlecht.

Aber doch, diese Weltstunde, da die heilige Wolke des Menschheitsvertrauens mit ihrem milden unblutigen Schein unsere europäische

Erde überglänzte, sie war schön, und wenn ihr Wahn, schon seien die Völker im Zeichen des Geistes befriedet und vereint, auch ein voreiliger war, wir sollten ihr Ehrfurcht und Dankbarkeit entgegenbringen. Immer waren der Welt Menschen notwendig, die sich weigern, zu glauben, die Geschichte sei nichts als eine stumpfe, monotone Selbstwiederholung, ein in veränderter Gewandung sich gleich sinnlos erneuerndes Spiel, sondern die unbelehrbar darauf vertrauen, daß sie moralisch Fortschritt bedeute, daß auf unsichtbarer Stufenleiter unser Geschlecht aufsteige von Tierhaftigkeit zu Göttlichkeit, von brutaler Gewalt zum weise ordnenden Geist, und daß die letzte, die höchste Stufe der völligen Verständigung schon nahe, schon beinahe erreicht sei. Die Renaissance und der Humanismus schufen eine solche weltgläubige optimistische Minute: lieben wir darum diese Zeit und ehren wir ihren fruchtbaren Wahn. Denn zum erstenmal erwuchs damals unserem europäischen Geschlecht das Selbstvertrauen, alle früheren Epochen zu überholen und eine höhere, wissendere, weisere Menschheit zu formen als sogar Griechenland und Rom. Und die Wirklichkeit scheint diesen ersten Verkündern des europäischen Optimismus recht zu geben, denn geschehen nicht Herrlichkeiten in jenen Tagen, die alles Frühere übertreffen? Sind nicht in Dürer und Lionardo ein neuer Zeuxis und Apelles erstanden, in Michelangelo ein neuer Phidias? Ordnet nicht die Wissenschaft die Gestirne und die irdische Welt nach klaren und neuen Gesetzen? Schafft nicht das aus den neuen Ländern strömende Geld unermeßlichen Reichtum herbei und dieser Reichtum neue Kunst? Und ist nicht die Zaubertat Gutenbergs gelungen, die jetzt das schöpferische, das bildungszeugende Wort vertausendfacht über die Erde streut? Nein, es kann nicht mehr lange dauern, so jubeln Erasmus und die Seinen, und die Menschheit, so verschwenderisch von ihrer eigenen Kraft belehrt und beschenkt, muß ihre moralische Mission erkennen, in Hinkunft nur mehr brüderlich zu leben, sittlich zu handeln und alle Rückstände ihrer bestialischen Natur endgültig auszurotten. Wie Trompetenstoß dröhnt das Wort Ulrichs von Hutten über die Welt: „Es ist eine Lust zu leben“, und gläubig und ungeduldig sehen von den Zinnen des erasmischen Reichs die Bürger des neuen Europa einen Lichtstreif am Horizont der Zukunft erglänzen, der nach langer Geistesnacht endlich den Tag der Weltbefriedung zu verkünden scheint.

Aber es ist nicht das heilige Morgenrot, das über der finsteren Erde dämmert: es ist der Feuerbrand, der ihre idealische Welt zerstören wird. Wie die Germanen ins klassische Rom, so bricht Luther, der fanatische Tatmensch, mit der unwiderstehlichen Stoßkraft einer nationalen Volksbewegung in ihren übernationalen, idealistischen Traum. Und noch ehe der Humanismus sein Werk der Welteinigung wahrhaft begonnen hat, schlägt die Reformation die letzte geistige Einheit Europas, die *ecclesia universalis*, mit eisernem Hammerschlag entzwei.

Stefan Zweig

1914 und heute

Anläßlich des Romans von
Roger Martin du Gard „*Eté 1914*“
(1936)[1]

Wenn mich der neue Roman Roger Martin du Gards so stark erschüttert hat wie seit Jahren kein Buch, so weiß ich, daß diese aufrüttelnde Wirkung nicht allein seinen außerordentlichen künstlerischen Wert zur Ursache hat. Roger Martin du Gards Buch ist zugleich von einer aufregenden Aktualität, obzwar seine Geschehnisse fast ein Vierteljahrhundert zurückliegen. Denn die Atmosphäre jener Tage, die er mit einer so bezwingenden künstlerischen Wahrheit wiedergibt, gleicht einerseits unheimlich der unseren und ist andererseits von ihr derart verschieden, daß man unwillkürlich von Blatt zu Blatt immer wieder das Damals mit dem Heute vergleicht. Gerade unsere Generation in Europa, die beides wach erlebt hat, die damalige und die heutige Zeit, wird unablässig zum Vergleich herausgefordert und – dies der sittliche, der dokumentarische Wert dieses Buches zu allen seinen andern Werten – in ihrem Verantwortungsbewußtsein gestärkt und in ihren moralischen Energien gekräftigt.

Dieser Roman „Eté 1914“ ist der letzte Band (oder es sind vielmehr die drei letzten Bände) des großen Romans „Les Thibaults“. Man erinnert sich noch an die ersten Bände, in denen eine Familiengeschichte erzählt war, die Schuljahre zweier Brüder, das Schicksal einer Freundschaft, die Widerstände und Spannungen innerhalb der Familie, eine Aufeinanderfolge sehr ergreifender und menschlicher Einzelepisoden. Und schon war man mit den wesentlichen Gestalten wie mit Freunden vertraut, da stockte plötzlich der Roman mit

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *1914 und heute – Anläßlich des Romans von Roger Martin du Gard „Eté 1914“* [1936]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 327-336.

dem sechsten Bande „La Mort du Père“. Es gingen sonderbare Gerüchte in den literarischen Kreisen, Roger Martin du Gard hätte das Manuskript der nächsten Bände vernichtet. Er hätte den Plan der Fortsetzung aufgegeben. In der Tat, jahrelang erschien kein Band, und man spürte, daß irgend ein Widerstand sich der Vollendung entgegensetzte. Aber nun erweist es sich, daß diese Pause nur das Zögern vor einem letzten, entscheidenden Aufstieg war, denn mit diesen letzten drei Bänden erreicht der Roman unvermutet eine Höhe, die weit die zeitgenössische Literatur übergipfelt. Das Einzelschicksal des Helden Jaques Thibault, die privaten Geschehnisse dieser Familie münden in das größte und entscheidendste Geschehnis unserer Welt, und großartiger, eindringlicher als in irgend einem historischen Buche sind in diesen drei Bänden die unheilvollen sechs Wochen von der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand bis zu den ersten Kriegstagen Tag für Tag in ihrer zeitlichen und seelischen Aufeinanderfolge gespiegelt. Es ist kein Kriegsroman, sondern mehr: es ist der Roman der Entstehung des Krieges, noch einmal atmet man genau so erregt und beklommen die feurige, überhitzte Luft jener schicksalschwangeren Tage mit. Man konfrontiert seine eigenen Erinnerungen mit diesen, die im Lichte klarerer, reinerer Erkenntnis gespiegelt sind, und unwillkürlich ist man genötigt, das Kommen und Werden dieses vergangenen, dieses historischen Krieges mit dem Kommen und Werden des Krieges zu vergleichen, der uns heute in Europa bedroht. Erschreckt erkennt man die Ähnlichkeit der Situation von damals und heute und noch erschreckter vielleicht den Kontrast der damaligen und der heutigen Haltung.

Es möge nun bei diesem Anlaß einem von uns, die wir jene Zeit erlebt haben und die Gefahr heute abermals zu erleben genötigt sind, erlaubt sein, in flüchtigem Umriß diesen Kontrast zwischen der damaligen geistigen Situation in Europa und der heutigen festzuhalten. Im Jahre 1914 war – und dies schildert Roger Martin du Gard großartig – der Krieg für das eigentliche Europa etwas Verschollenes geworden, eine Sache, an deren Realität man nicht recht glaubte und von der man keine deutliche Vorstellung hatte. So wie es in Podolien und irgendwo unten im Balkan ein paar uralte Jäger gab, die in ihren Kindheit noch Bären gejagt hatten, so gab es 1914 ein paar weißhaarige, gichtische Generäle oder Veteranen, die noch

1866 oder 1870 in einem europäischen Kriege mitgefochten hatten und davon erzählten. Aber der großen Masse schien der Krieg längst etwas Unglaubhaftes, etwas unserer Zeit Unwürdiges und vor allem etwas im zwanzigsten Jahrhundert Unmögliches. Niemand wagte ihn offen zu fordern, ihn offen zu bejahen, und selbst die kleinen Kreise, die ihn heimlich wollten und vorbereiteten, schämten sich, diesen Willen und diese Vorbereitungen offen einzugestehen. Die Kaiser, die Kanzler, die Diplomaten und selbst die Offiziere sprachen immer nur vom Frieden und wieder vom Frieden. Es gab keine Professoren, keine Politiker und Bierbankschwätzer, die es wagten, den Krieg offen als ein „Stahlbad" zu rühmen, und die Vorbereitungen wurden sorgsam vor dem Volke verdeckt. Die wenigen, die den Krieg wollten, wußten genau, daß man die Nationen mit List und Geschwindigkeit überraschen und vor ein fait accompli stellen müsse, weil auf allen Seiten die Nationen den Krieg einhellig nicht wollten und die geheimen Gegenkräfte gegen den Krieg im zwanzigsten Jahrhundert den Kriegshetzern äußerst gefährlich schienen. 1914 standen die Regierungen vor unberechenbaren Widerständen, die 1866 und 1870 noch nicht bestanden hatten. Innerhalb dieser fünfzig Jahre war die Internationale des Sozialismus begründet worden, eine Gemeinschaft, zwanzig oder dreißig Millionen Menschen in Europa umfassend und nach ihrem Bekenntnis verpflichtet, jeden Kriegsversuch zu sabotieren. Außerdem bestanden im bürgerlichen Lager starke Gegenorganisationen. Berta von Suttner hatte begonnen, den Pazifismus zu organisieren, und die führenden Staatsmänner, Künstler und Gelehrten förderten ihre Bemühungen. Im Jahre 1913 statteten große Gruppen deutscher und französischer Parlamentarier aller Schichten einander demonstrativ Besuche ab. Außerdem war – wichtiger Unterschied! – die Presse ganz Europas mit Ausnahme von Rußland im Jahre 1914 völlig unzensuriert, es gab eine öffentliche Meinung, und die öffentliche Meinung war gegen den Krieg. Die Gegenkräfte hatten also freien Raum, sich zu entwickeln, hunderttausende und Millionen Arbeiter konnten – auch daran erinnert das Buch Roger Martin du Gards – in Berlin und Paris auf den Straßen noch in letzter Stunde demonstrieren, und gerade rückschauend kann man heute sagen, daß ein paar Dutzend parlamentarischer Führer, die rechtzeitig den Machinationen energisch entgegengetreten wären, damals für Millionen das

Unglück hätten verhüten können. Es gab im Juli 1914 (und dies ist wesentlich zu betonen) sehr große und in ihrer Intensität unberechenbare Volkskräfte, die einer Mobilisation gefährlich werden konnten; darum blieben Kaiser und Könige und Präsidenten bis zum letzten Augenblicke unsicher, ob die Parlamente die Kriegskredite bewilligen, die Millionen Arbeiter sich willig einreihen würden, ob die internationale Sozialdemokratie nicht noch in letzter Stunde durch einen Generalstreik einen Vormarsch verhindern würde. Und wären in den einzelnen Ländern fünfzig Menschen von der Entschlossenheit, wie sie Roger Martin du Gard in seinem Helden Jaques Thibault darstellt, aufgestanden, so hätten diese heroischen Einzelnen diese Weltkatastrophe vielleicht unmöglich gemacht.

Wenn es damals dennoch zur Konflagration kam, so war (dies sieht man heute Idar) der eigentliche Grund, daß bis zum letzten Augenblicke niemand an den Krieg glaubte. Die allgemeine Mentalität Europas hielt ihn für unmöglich, die sozialistischen Arbeiter vertrauten ihren Führern, die im entscheidenden Augenblicke ängstlich ihr Bekenntnis im Stiche ließen, die Bürgerschaft vertraute dem Parlament und den Diplomaten; die Diplomaten wieder, die selber den Krieg fürchteten und die öffentliche Verantwortung, hofften in jedem Staat auf die Furcht des andern Staates. Österreich glaubte, Serbien werde auf seine Drohung zurückweichen, Rußland wiederum, Österreich werde schlapp werden, Deutschland hoffte, Rußland werde von seiner Drohung sich einschüchtern lassen, bis aus der allgemeinen Angst eine Panik entstand, in der alle Nationen dann gleich besessen und begeistert in den Krieg hineinrannten.

Alle diese Hemmungen fehlen heute vollkommen. Bewußt und unverhüllt melden einige Staaten ihren Expansionswillen und ihre Kriegsbereitschaft an. Die Aufrüstung geschieht in ungeheuren Proportionen und am lichten Tage; täglich kann man in allen europäischen Zeitungen als Segnungen der Aufrüstung gerühmt lesen, daß sie die Arbeitslosigkeit vermindere, die Börse belebe. Während 1914 kein geistiger Mensch und kein Politiker wagte, den Krieg zu bejahen oder gar zu preisen, werden heute in Europa und Japan ganze Völker einzig in der Ideologie des Krieges geistig (oder vielmehr antigeistig) organisiert und diszipliniert, die ganze ökonomische Wirtschaft ist heute überall mit zynischer Offenheit auf diesen Fall umgestellt und für ihn bereitgestellt. Man rechnet zur Stunde in

Europa mit einem Kriege wie mit einer Selbstverständlichkeit, beinahe wie mit einer Notwendigkeit, und so wird für die heutige Generation in Europa die Entschuldigung fortfallen, vom Kriege „überrascht" worden zu sein wie 1914. Denn er ist angekündigt, vorbereitet, offen und klar. Er steht nicht nur vor der Türe, sondern hat seinen eisernen Fuß schon mitten im Haus. Für die, die ihn wollen, wird es unermeßlich leicht sein, in beliebiger Stunde ihn auszudrehen wie einen Gashahn, denn alle Widerstände, welche die Regierungen von innen oder außen noch 1914 zu befürchten hatten, sind schon im voraus unschädlich gemacht. Es gibt heute in Europa kaum noch eine Möglichkeit öffentlicher Meinungsäußerung. In mehr als der Hälfte der Länder ist das freie Wort durch die Zensur unterbunden, und selbst in den andern unterstellt sich freiwillig die Vorsicht den Wünschen des Auswärtigen Amtes. Die Internationale ist völlig zerschlagen, der Völkerbund ohne Wert, Verträge und Vereinbarungen bedeuten keine Bindungen mehr. Nochmals und nochmals: die heute den Krieg wollen, operieren mit hundertfach geringerer Gefahr als ihre Vorgänger 1914, weil sie offen und unbehindert ihre Tätigkeit entfalten können, weil sie nicht mehr nach moralischen Mäntelchen suchen müssen, um ihre Pläne zu verkleiden und vor allem, weil sie der absoluten Wehrlosigkeit und des unbedingten Gehorsams ihrer Staatsbürger sicher sind. Alle kollektiven Widerstände gegen den Krieg sind zur Stunde vollkommen zerschmettert. Zwar fürchten sich noch Millionen Menschen innerhalb unseres Europas vor dem Kriege, aber die Vorsorge, die sie dawider treffen, ist eine durchaus persönlich egoistische. Sie häufen möglichst viel bares Gold und verstecken es irgendwo in der Mauer, sie zementieren ihre Keller, um persönlich einem Luftangriff zu entkommen, und kaufen sich Gasmasken. Aber alle haben sie den Gedanken an einen kollektiven Widerstand aufgegeben. Es gibt keine Organisationen mehr und kaum einen Willen zu einer Friedensorganisation. Auch die Künstler, die Gelehrten sind müde geworden, Proteste zu unterschreiben, weil sie sehen, wie unsinnig es ist, ein Blatt Papier vor eine rennende Lokomotive zu werfen, und auf den Völkerbund zu hoffen haben selbst die Optimistischsten verlernt. Gegen den geschlossenen und wie noch niemals organisierten Willen zum Krieg einzelner Führer und Nationen steht heute – zeigen wir deutlich diese Gefahr! – in Europa eine grenzenlose Müdigkeit.

Tragischer Augenblick! Beschämendes Gefühl, daß 1914 mit seiner unentschiedenen Haltung, mit seinem schwächlichen, aber doch immerhin noch vorhandenen Widerstand gegen den Krieg uns heute, 1936, schon wie eine glorreiche und moralische Epoche erscheinen muß! Nichts hat mir stärkeren Eindruck gemacht, da ich in Argentinien die Schlachthäuser besuchte, als dies, daß die Tiere unten zu ebener Erde in ihren Hürden munter beisammen standen, fraßen und muhten (und ein Paar sogar noch vergnüglich der Liebe gedachte), während oben im ersten Stock schon die Maschinen hämmerten und blitzten, die sie zehn Minuten später erschlagen, zerstückeln, zerlegen, abhäuten und ausweiden würden. Aber immerhin, das Tier ist in Ahnungslosigkeit gehüllt, es weiß nicht, wohin es geführt wird. Unseren menschlichen Herden in Europa, die heute vielleicht schon näher der Schlachtbank sind, als sie es ahnen, fehlt diese Entschuldigung. Es darf uns nicht täuschen, daß sie – vielleicht um sich zu betäuben – heiter in die Theater, die Kinos gehen, sich um die neueste Mode und allen unsinnigen Kleinkram eifriger bekümmern als um ihr wirkliches Schicksal – im Grunde wissen sie alle um die Gefahr, und nur der Wille ist erloschen, sie zu bekämpfen. Und wenn die Tragik in diesem Buche von Roger Martin du Gard die ist, daß, wie es so großartig dargestellt wird, 1914 der Widerstand nur knapp um einen Zoll zu gering war, um die Katastrophe zu verhüten, so wird ein Buch, das die geistige und moralische Atmosphäre des nächsten Krieges beschriebt, nur das Klägliche schildern können, daß Europa auch gegenüber der äußersten Gefahr überhaupt keinen Widerstand geleistet hat. Wenn wir uns nicht im letzten Augenblick besinnen und zusammenfassen, wird es kein Heldenepos wie dieses mehr sein, sondern nur das Dokument einer unermeßlichen kollektiven Müdigkeit und einer mit Vernunft nicht mehr erklärbaren Indifferenz gegen den eigenen Untergang.

Stefan Zweig

Tolstoi

als religiöser und sozialer Denker

(1937)[1]

Am 27. Juni 1885 schreibt Turgenjew, neben Tolstoi damals der bedeutendste lebende russische Dichter, einen erschütternden Brief nach Jasnaja Poljana an seinen Freund Tolstoi. Seit einigen Jahren hat er mit Befremdung bemerkt, daß Tolstoi, den er als den größten Künstler seiner Nation verehrt, sich von der Literatur abgewandt hat und sich einer „mystischen Ethik" nähert und in ihr zu verlieren droht, daß gerade er, der wie kein anderer die Natur und den Menschen darzustellen wußte, auf seinem Tisch nun nichts liegen hat als Bibel und theologische Traktate. Die Sorge bedrängt ihn, daß Tolstoi ebenso wie Gogol seine entscheidenden Schöpferjahre in religiösen Spekulationen, für die Welt sinnlos, verschwenden könnte. So greift er, sterbenskrank, zur Feder oder vielmehr zum Bleistift – denn seine todesmatten Hände können die Feder nicht mehr halten – und wendet sich an den größten Genius seines Heimatlandes mit einer erschütternden Beschwörung. Es sei die letzte und aufrichtige Bitte eines Sterbenden, schreibt er ihm. „Kehren Sie zur Literatur zurück! Dies ist Ihre eigentliche Gabe. Großer Dichter unseres russischen Landes, hören Sie meine Bitte!"

Diesen ergreifenden Ruf eines Sterbenden – der Brief bricht in der Mitte ab und Turgenjew schreibt, ihm versage die Kraft – hat Tolstoi nicht sofort beantwortet, und als er endlich antworten will, ist es schon zu spät. Turgenjew ist gestorben, ohne seinen Wunsch erhört zu wissen. Aber wahrscheinlich wäre es Tolstoi schwer gefallen, dem Freunde zu antworten, denn nicht Eitelkeit, nicht spekulative Neugier haben ihn auf diese Bahn des Grübelns und Gottsuchens gedrängt, sondern er fühlt sich dahin gezogen, ohne seinen

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Tolstoi als religiöser und sozialer Denker* [1937]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 65-88.

Willen und sogar gegen seinen Willen. Tolstoi, der wie kein anderer das Sinnliche dieser Welt gesehen und durchfühlt, Erdenmensch und erdgebunden, hatte vordem sein ganzes Leben lang niemals Neigung zur Metaphysik gezeigt. Er war nie Denker aus elementarem Denktrieb oder Denklust gewesen, das Sinnliche der Dinge, nicht ihr Sinn, hatte ihn vor allem in seiner epischen Kunst beschäftigt. Nicht freiwillig also hat er diese Wendung ins Spekulative unternommen, sondern er hat plötzlich einen Stoß empfangen, einen Stoß von irgendwoher aus dem Dunkel, der diesen festen, starken, gesunden Mann, der bisher aufrecht und selbstbewußt durch das Leben geschritten ist, mit einmal taumeln läßt und mit ängstlich verkrampften Händen nach einem Halt, nach einer Stütze suchen.

Dieser innere Schock, den Tolstoi etwa in seinem fünfzigsten Jahre erfährt, hat keinen Namen und eigentlich auch keine sichtbare Ursache. Alles, was man Voraussetzung eines glücklichen Lebens nennen kann, ist ihm gerade in diesem Zeitpunkt wunderbar erfüllt. Tolstoi ist gesund, körperlich sogar ungewöhnlich kräftig, er ist geistig frisch, künstlerisch unverbraucht. Er hat keine materiellen Sorgen als Herr eines großen Gutes, er hat Ansehen als Abkömmling einer der vornehmsten Adelsfamilien und noch mehr als der größte, über den ganzen Erdkreis berühmte Schriftsteller russischer Sprache. Sein Familienleben – er hat Frau und Kinder – ist völlig harmonisch, und keine äußere Ursache zu irgendeiner Unzufriedenheit mit dem Leben ist zu entdecken.

Und plötzlich kommt dieser Stoß aus dem Dunkel. Tolstoi spürt, daß ihm etwas Furchtbares zugestoßen ist. „Das Leben blieb stehen und wurde unheimlich." Er tastet sich gleichsam selbst ab und fragt, was ihm geschehen ist, warum plötzlich diese Schwermut, diese Angstzustände ihn überfallen, warum ihn nichts mehr freut, nichts mehr erschüttert. Er spürt nur, daß die Arbeit ihn anwidert, die Frau ihm fremd wird, die Kinder gleichgültig. Ein Ekel vor dem Leben, taedium vitae, hat ihn überfallen, und er verschließt sein Jagdgewehr im Schrank, um es nicht in Verzweiflung gegen sich zu wenden. „Zum ersten Male hatte er damals klar erkannt" – so schildert er diesen Zustand in seinem Spiegelbild, dem Lewin der Anna Karenina, „daß jeden Menschen und auch ihn in Zukunft nichts erwartete als Leiden, Tod und ewiges Vergängnis, und da hatte er entschieden, daß er so nicht leben könnte, entweder mußte er eine

Erklärung des Lebens finden oder er mußte sich erschießen".

Diese innere Erschütterung, die Tolstoi zum Grübler, zum Denker, zum Lebenslehrer gemacht hat, mit Namen zu benennen, hat keinen Sinn. Wahrscheinlich war sie nur ein klimakterischer Zustand, Angst vor dem Alter, Angst vor dem Tod, eine neurasthenische Depression, die sich in einen vorübergehenden Lähmungszustand verwandelte. Aber es gehört zum Wesen des geistigen Menschen und vor allem des Künstlers, daß er seine inneren Krisen beobachtet und zu überwinden sucht. Zunächst beginnt nur eine namenlose Unruhe Tolstoi zu ergreifen. Er will wissen, was mit ihm geschehen ist und warum das Leben, das ihm bisher so sinnvoll, so reich, so üppig, so vielfältig erschienen, mit einmal schal und sinnlos geworden ist. Und wie in der herrlichen Novelle sein Iwan Ilitsch, da er zum erstenmal die Kralle des Todes im eigenen Leibe fühlt, sich erschreckt fragt: „Vielleicht habe ich nicht so gelebt, wie ich leben sollte", beginnt Tolstoi jetzt, Tag für Tag, sich nach seinem Leben und nach dem Sinn des Lebens zu fragen – Wahrheitssucher und Philosoph nicht aus ursprünglicher Denklust und geistiger Neugierde, sondern aus Selbsterhaltungstrieb, aus Verzweiflung. Sein Denken ist wie bei Pascal Philosophie vor oder aus einem Abgrund, aus dem „gouffre", Lebenserforschung aus Angst vor dem Tod, vor dem Nichts. Es gibt ein sonderbares Blatt Tolstois aus jenen Tagen, ein Blatt Papier, auf dem er sich die sechs „unbekannten Fragen" ausgeschrieben hat, die er zu beantworten hat.

a) Wozu leben?
b) Welche Ursache hat meine Existenz und die jedes andern?
c) Welchen Zweck hat mein Dasein und jedes andere?
d) Was bedeutet jene Spaltung in Gut und Böse, welche ich in mir fühle, und wozu ist sie da?
e) Wie soll ich leben?
f) Was ist der Tod – wie kann ich mich retten?

Diese Fragen zu beantworten, wie er wie die andern „richtig" leben sollten, ist für die nächsten dreißig Jahre – mehr als das Dichterische – der Sinn und die Aufgabe Tolstois geworden.

Die erste Etappe dieses Suchens nach dem „Sinn des Lebens" ergibt sich durchaus logisch. Tolstoi, der trotz einzelnen nihilisti-

schen Anwandlungen, die hauptsächlich in der Geschichtsphilosophie von „Krieg und Frieden“ zum Ausdruck gekommen waren, nie ein Skeptiker gewesen war, der im äußeren und inneren Sinne sorglos frei, genießerisch und arbeitsam seine Jahre verbracht hatte, wendet sich als plötzlicher Adept der Philosophie zunächst an die Autoritäten, um deren Meinung zu hören, wozu und wofür man lebt. Er beginnt philosophische Bücher zu lesen, kreuz und quer, Schopenhauer und Plato, Kant und Pascal, um sich den „Sinn des Lebens“ von ihnen erklären zu lassen. Aber weder die Philosophen noch die Wissenschaften geben ihm Antwort. Tolstoi findet mit Unbehagen bei diesen Weisen, daß ihre Meinungen immer nur dort „genau und klar sind, wo sie sich nicht auf unmittelbare Fragen des Lebens beziehen“, daß sie sich aber jeder Antwort enthalten, sobald man von ihnen entscheidenden Rat und Hilfe will, und niemand unter ihnen das ihm einzig Wichtige ihm erläutern kann, „welche zeitliche, ursächliche und räumliche Bedeutung hat mein Leben?“ Und so wendet er sich – zweite Phase – von den Philosophen ab und nun den Religionen zu, um sich bei ihnen Trost zu suchen. Das „Wissen“ hat sich ihm verweigert, so sucht er einen „Glauben“ und betet: „Schenke mir, Herr, einen Glauben, und laß mich den andern helfen, ihn zu finden“.

In jener Zeit innerer Verstörtheit ist also Tolstoi noch um keine überpersönliche Lehre bemüht, kein Initiator, kein Revolutionär im geistigen Sinne, er will nur sich selbst, dem unsicher gewordenen Individuum Leo Tolstoi, einen Weg, ein Ziel finden, sich selbst den seelischen Frieden zurückerobern. Er will sich nach seinem eigenen Wort nur „retten“ vor dem inneren Nihilismus, einen Sinn finden für die Sinnlosigkeit des Daseins. Er denkt damals noch nicht im entferntesten daran, einen neuen Glauben zu proklamieren und will sich auch keineswegs von der altererbten Religion, vom orthodoxen Christentum entfernen. Im Gegenteil, er nähert sich, nachdem er seit seinem sechzehnten Lebensjahr aufgehört hat, zu beten, Kirchen zu besuchen und sich zum Abendmahl vorzubereiten, wieder der Kirche. Er bemüht sich, strenggläubig zu sein, er hält alle ihre Gebote und Vorschriften ein, er fastet, pilgert in die Klöster, wirft sich auf die Knie vor den Ikonen, diskutiert mit Bischöfen und Popen und Sektierern, und vor allem studiert er das Evangelium.

Und nun geschieht, was immer unruhigen Suchern der Wahrheit

geschieht. Er findet, daß das Evangelium mit seinen Gesetzen und Geboten nicht mehr beachtet wird und, was die russisch-orthodoxe Kirche als Christi Lehre predigt, keineswegs mehr die ursprüngliche, die „wahre" Lehre Christi ist; damit entdeckt er sich auch eine erste Aufgabe: das Evangelium in seinem eigentlichen Sinne auszulegen und allen andern dieses Christentum „als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre" zu predigen. Aus dem Suchenden ist ein Bekennender, aus dem Bekennenden ein Prophet geworden, und vom Propheten bis zum Zeloten wird kein weiter Schritt mehr sein. Aus einer persönlichen Verzweiflung beginnt eine autoritäre Lehre sich zu formen, Reformation des ganzen geistigen und sittlichen Denkens und überdies eine neue Soziologie; die ursprüngliche geängstigte Frage eines einzelnen Menschen: „Wozu lebe ich und wie soll ich leben?" hat sich allmählich in ein Postulat an die ganze Menschheit „So sollt ihr leben!" verwandelt.

Aus tausendjähriger Erfahrung hat nun die Kirche eine besondere Witterung für die Gefahr, welche jede eigenmächtige Auslegung des Evangeliums bringt. Sie weiß, daß jeder, der einmal beginnt, sein Leben nach dem Buchstaben der Bibel zu formen, mit den Normen der offiziellen Kirche und den Geboten des Staates notwendigerweise in Konflikt geraten muß. Gleich das erste prinzipielle Buch Tolstois „Meine Beichte" wird von der Zensur, das zweite „Mein Glaube" vom heiligen Synod verboten, und so sehr die kirchliche Behörde aus Respekt vor dem großen Schriftsteller sich auch scheut, zu der äußersten Maßregel zu schreiten, muß sie schließlich doch über Tolstoi den Kirchenbann verhängen und ihn exkommunizieren. Denn, aufgewühlt bis in die Tiefen seines Wesens, hat Tolstoi begonnen, alle die Fundamente zu unterhöhlen, auf denen die Kirche, der Staat, die zeitlich gültige Ordnung ruht; wie die Waldenser, die Albingenser, die Wiedertäufer, die Bauernprediger der Revolution, wie alle, die das Christentum zum Urchristentum wieder zurückführen und einzig nach Wort und Buchstaben der Bibel leben wollten, ist Tolstoi von nun ab unaufhaltsam auf dem Wege, der entschlossenste Staatsfeind , der leidenschaftlichste Anarchist und Antikollektivist zu werden, den die Neuzeit kennt. Gemäß seiner Kraft, seiner Entschlossenheit, seiner Zähigkeit und der Unbändigkeit seines Muts geht er einerseits weiter als die eifrigsten Reformatoren wie Luther und Calvin, andererseits im soziologischen Sinne weiter

als die verwegensten Anarchisten, als Stirner und seine Schule. Bald hat die moderne Kultur, die zeitgenössische Gesellschaft mit all ihrem Recht und Unrecht im neunzehnten Jahrhundert keinen grimmigeren und keinen gefährlicheren Gegner gefunden als den größten Dichter ihrer Zeit und niemanden , der gesellschaftskritisch destruktiver gewirkt hat als er, der künstlerisch vordem der größte Gestalter seiner Epoche war.

Die Kirche und der Staat aber kennen die Gefahr solcher entschlossener Einzelgänger, sie wissen, daß auch die reinsten ideologischen Untersuchungen allmählich ins Praktische übergreifen und daß gerade die Ehrlichsten, die Begabtesten unter den Weltverbesserern die meiste Verwirrung auf Erden stiften. Sie wissen, daß das Urchristentum auf ein Gottesreich zielt und nicht auf ein irdisches, daß seine Gebote im staatlichen Sinn zum Teil subversive, den Staat negierende sind, weil der Gläubige Christus über Caesar, das Gottesreich über das irdische zu stellen verpflichtet ist und darum notwendigerweise mit den Pflichten des „Untertanen", mit dem Gesetz und Gefüge des Staats in Konflikt geraten muß. Aber Tolstoi wird erst allmählich gewahr, in welches Dickicht von Problemen sein Suchen und Tasten ihn führen wird. Er meint zuerst nichts zu beginnen, als sein eigenes, privates Leben in Ordnung, seine Seele in Ruhe zu bringen, indem er sein individuelles Verhalten den Geboten des Evangeliums möglichst anzupassen sucht; er beabsichtigt nichts, als in Frieden mit Gott, in Frieden mit sich selbst zu leben. Aber unbewußt erweitert sich die ursprüngliche Frage: „Was war falsch in meinem Leben?" zur allgemeinen: „Was ist falsch in unser aller Leben?" und wird dadurch Kritik an der Zeit, Kritik an der Gegenwart. Er beginnt um sich zu blicken und entdeckt – was insbesondere im damaligen Rußland nicht schwer war zu entdecken – die Ungleichheit der sozialen Verhältnisse, den Kontrast zwischen arm und reich, zwischen Luxus und Elend, er sieht neben seinen privaten, persönlichen Irrtümern das allgemeine Unrecht seiner Standesgenossen und erkennt es als seine erste Pflicht, mit seinen ganzen Kräften diesem Unrecht zu steuern. Auch hier beginnt er ganz langsam; lange ehe er – die Bahn wird diesen unerbittlich harten, unheimlich scharfsichtigen Mann immer weiter führen – zum Anarchisten, zum elementaren Revolutionär sich steigert, wird er zunächst Philanthrop und Liberalist. Ein zufälliger Aufenthalt in Moskau 1881 bringt

ihn zum erstenmal der sozialen Frage näher: in seinem Buch „Was sollen wir tun?“ schildert er in erschütternder Form diese erste Begegnung mit dem Massenelend der Großstadt. Selbstverständlich hatte er mit seinem hellen Auge auf seinen Reisen und Wanderungen tausendmal schon Armut vorher gesehen, aber es war nur die Einzelarmut gewesen der Dörfer und des Landes, nicht die konzentrierte, die proletarisierte Armut der Industriestädte, die Armut als Zeitprodukt, als gleichsam maschinelles Produkt einer Maschinenkultur: gemäß seiner Bibeleinstellung sucht Tolstoi zunächst durch Gaben und Spenden, durch Organisation der Wohltätigkeit dem Elend abzuhelfen, aber er erkennt bald die Vergeblichkeit jeder Einzelaktion und „daß Geld allein hier nicht helfen könne, die tragischen Existenzen dieser Leute zu verändern“; eine wirkliche Änderung kann nur durch eine totale Umstellung des ganzen gegenwärtigen gesellschaftlichen Systems erreicht werden. So schreibt er die feurigen Warnungsworte an die Wand der Zeit: „Zwischen uns, den Reichen und den Armen, steht eine Wand von falscher Erziehung, und bevor wir den Armen helfen können, müssen wir erst diese Wand niederreißen. Zwanghaft kam ich zum Schlüsse, daß unser Reichtum die wahre Ursache des Elends der Armen ist.“ Etwas ist falsch in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, das ist ihm in innerster Seele schmerzlich klar geworden, und von dieser Stunde an hat Tolstoi ein einziges Ziel: die Menschen zu belehren, zu warnen, zu erziehen, daß sie das ungeheure Unrecht, das durch die Schichtung der Menschen in derart abgesonderte Klassen geschieht, aus eigenem Willen wieder gutzumachen sich bemühen.

Aus eigenem Willen und aus einer reinen moralischen Erkenntnis – hier beginnt der Tolstoianismus –, denn Tolstoi zielt nicht auf eine gewaltsame, sondern auf eine sittliche Revolution, welche ehebaldigst diese Nivellierung vollziehen und damit der Menschheit die andere, die blutige Rebellion ersparen soll. Eine Revolution vom Gewissen her, eine Revolution durch einen freiwilligen Verzicht der Reichen auf ihren Reichtum, der Unbeschäftigten auf ihre Untätigkeit, und die baldige Neuschaffung einer Arbeitsteilung in dem natürlichen, gottgewollten Sinne, daß keiner einen übermäßigen Anteil an der Arbeit des andern haben dürfe, und alle nur gleiche Bedürfnisse; Luxus ist von nun ab für ihn nur eine Giftblüte im Sumpfe des Reichtums und muß um der Gleichheit zwischen den Menschen

willen ausgerottet werden. Aus dieser Erkenntnis eröffnet Tolstoi hundertmal erbitterter als Karl Marx und Proudhon seinen Kampf gegen das Eigentum. „Besitz ist heutzutage die Wurzel alles Bösen. Er ist die Ursache des Leidens derjenigen, die besitzen und derjenigen, die nicht besitzen. Und die Gefahr des Zusammenstoßes ist unvermeidlich zwischen denen, die Überfluß haben und denen, die in Armut leben." Alles Böse beginnt mit dem Besitz, und solange der Staat das Prinzip des Besitzes noch anerkennt, handelt er im Sinne Tolstois ebenso unchristlich wie unsozial und macht sich – da Besitz für Tolstoi Schuld gegen andere darstellt – zum Mitschuldigen und Hauptschuldigen. „Staaten und Regierungen intrigieren und gehen in den Krieg um Eigentum, bald um die Ufer des Rheins, die Länder in Afrika, bald um China und den Balkan; die Bankleute, die Händler, die Fabrikanten und Landbesitzer arbeiten, planen und quälen sich und die andern nur um Besitz. Die Beamten kämpfen, betrügen, unterdrücken und leiden nur zugunsten des Besitzes. Unsere Gerichte, unsere Polizei verteidigen den Besitz. Unsere Strafkolonien und Gefängnisse, alle die Greuel unserer sogenannten Unterdrückung des Verbrechens existieren nur zum Schutze des Eigentums."

Es gibt also im Sinne Tolstois nur einen einzigen mächtigen Hehler, der alle Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung schützt, und dieser Verbrecher ist der Staat. Nur um das Eigentum zu schützen, ist er nach seiner Meinung erfunden worden, nur zu diesem Zwecke hat er sein vielgliedriges System der Gewalt aufgerichtet mit Gesetzen, Staatsanwälten, Gefängnissen, Richtern, Polizisten, Armeen. Aber als das fürchterlichste und gottloseste Vergehen des Staates betrachtet Tolstoi das erst in unserem Jahrhundert erfundene, die allgemeine Wehrpflicht. Nichts bedeutet ihm eine solche Herausforderung des „christlichen Menschen", die Satzung Christi, die Gebote des Evangeliums zu verraten, als daß er sich dem staatlichen Befehl fügt, ein Mordwerkzeug sich in die Hand zwingen läßt, um einen völlig unbekannten Menschen zu töten, um irgendeiner zufälligen Parole willen – Vaterland, Freiheit, Staat –, einer Parole, die, wie Tolstoi immer wieder eifert, nichts anderes verbirgt als den Willen, ein Eigentum zu schützen, das ihm nicht selber gehört, und die Idee des Eigentums zu der eines höheren und sittlichen Rechts gewaltsam zu erheben. Hunderte und hunderte Seiten hat Tolstoi geschrieben, um den Widerspruch darzulegen, der darin

liegt, daß bei dem heutigen Zustand einer sogenannten Kultur (in der er nur einen Deckmantel der inneren Entsittlichung erblickt) Menschen gezwungen werden können, auf staatlichen Befehl sich gegenseitig abzuschlachten – gegen Gottes Gebot und gegen das innere sittliche Gebot –, weil damit „ein Mensch gegen seinen Willen in eine Stellung gebracht wird, die seinem Bewußtsein widerstrebt".

So kommt Tolstoi – aus dem Sucher des Evangeliums ist endgültig der radikale Anarchist geworden – zu dem Schluß, daß es Pflicht ist jedes sittlich denkenden Menschen, dem Staate Widerstand zu leisten, wenn er von ihm „Unchristliches", also Militärpflicht fordert, und zwar Widerstand nicht durch Gewalt, sondern durch nonresistance, und außerdem, daß er sich freiwillig lossagen soll von jeder Tätigkeit, die auf Ausnützung und Ausbeutung fremder Arbeit beruht. Der ehrliche Mensch hat nicht patriotisch, sondern human zu denken und zu handeln; unablässig von neuem weist Tolstoi auf das heiligste Recht des Individuums hin, Dinge, obzwar sie gesetzlich erlaubt oder sogar anbefohlen sind, kraft seiner inneren Überzeugung abzulehnen, zum Refraktär zu werden gegen alle Satzungen des Staates, die er nicht als sittlich anerkennt. Darum rät er dem „christlichen Menschen", möglichst sich allen Einrichtungen und Institutionen zu entziehen, keinen Gerichtsdienst zu leisten, keine Ämter anzunehmen, um seine Seele rein zu erhalten. Immer wieder ermutigt Tolstoi den Einzelnen, sich nicht einschüchtern zu lassen durch das falsche, das antimoralische Prinzip der Gewalt, auch wenn sie sich Staatsgewalt nennt, denn der Staat in seiner gegenwärtigen Form ist an sich der Verteidiger, Anwalt und Büttel einer latenten Ungerechtigkeit; und selbst die anarchischen Verbrechen, welche einzelne begehen, scheinen Tolstoi nicht so sittlich verderblich, wie die scheinbar wohlgeordneten und human sich gebärdenden Institutionen dieses Erzfeinds. „Diebe, Räuber, Mörder, Betrüger sind ein Beispiel für das, was man nicht tun darf, und wecken in dem Menschen Abscheu vor dem Bösen. Die Menschen aber, die Taten des Diebstahls, des Raubes, des Mordens, der Züchtigung verüben und sie durch religiöse, wissenschaftliche, liberale Rechtfertigung beschönigen, die es als Grundbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten tun, rufen die andern zur Nachahmung ihrer Taten auf und tun nicht bloß denen Böses, die darunter leiden, sondern Tausenden und Millionen Menschen, die sie entsittlichen, indem sie für diese

Menschen den Unterschied zwischen gut und böse aufheben … ein einziges Todesurteil, das von Menschen vollzogen wird, die sich nicht unter Einwirkung der Leidenschaft befinden, von wohlhabenden, gebildeten Menschen mit Zustimmung und unter Teilnahme christlicher Seelenhirten, entsittlicht und vertiert die Menschen mehr als Hunderte und Tausende von Morden, die von arbeitenden, ungebildeten Menschen begangen werden und meist im Überschwang der Leidenschaft. … Jeder Krieg, auch der kürzeste, mit allen den Krieg begleitenden Verlusten, Diebstählen, geduldeten Ausschweifungen, Räubereien, Morden, mit der vermeintlichen Rechtfertigung ihrer Notwendigkeit und Gerechtigkeit, mit der Lobpreisung und Verherrlichung der Kriegstaten, mit Gebeten für die Feldzeichen, für das Vaterland und mit der Heuchelei der Sorge für die Verwundeten, entsittlicht in einem Jahre die Menschen mehr als Millionen Räubereien, Brandstiftereien, Mordtaten, die im Lauf von hunderten Jahren von einzelnen Menschen unter dem Einfluß der Leidenschaft begangen werden." Der Staat also, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung, ist der Hauptschuldige, der wahre Antichrist, die Personifikation des Bösen, und Tolstoi schleudert ihm sein erbitterstes „Ecrasez l'infâme" entgegen.

Wenn aber der Staat als Träger des menschlichen Zusammenlebens das schlechthin „Böse" ist, die sinnfälligste Form des Antichrist auf Erden, so ist es nach Tolstoi selbstverständliche Pflicht des „christlichen Menschen", sich sowohl den Forderungen als den Verlockungen dieses Teufelsspuks zu entziehen. Rußland muß den freien Christen genau so indifferent sein wie Frankreich oder England, er darf nicht in Nationen, sondern nur vom Allmenschlichen aus denken. So wie aus der orthodoxen Kirche tritt darum Tolstoi seelisch aus dem Staatsverband aus, indem er erklärt: „Ich kann nicht Staaten oder Nationen anerkennen oder an Streitigkeiten zwischen ihnen teilnehmen, weder indem ich mich schriftlich dazu äußere noch indem ich einem einzelnen Staat diene. Ich kann an allen Dingen nicht teilhaben, die auf dem Unterschied zwischen Staaten fußen, wie Zollhäusern, Steuereintreibungen, Herstellung von Explosivstoffen und Waffen oder irgendwelchen Kriegsvorbereitungen." Der „ christliche Mensch" darf keinen Vorteil zu ziehen suchen aus staatlichen Institutionen, er darf nicht versuchen, unter dem Schutze des Staates reich zu werden oder dank seiner Protek-

tion Karriere zu machen. Er darf keine Gerichte anrufen, keine Industrieprodukte benutzen, nichts in seinem Leben verwerten, was aus fremder Arbeit stammt. Er darf kein Eigentum besitzen, soll es vermeiden, Geld in die Hand zu nehmen, er soll keine Eisenbahn benutzen, keine Fahrräder, niemals teilnehmen an Wahlen oder öffentliche Ämter bekleiden. Er darf keinen Eid der Treue schwören, weder dem Zaren noch irgendeiner anderen Instanz, weil er mit seinem Gehorsam niemand anderem verpflichtet ist als Gott und dessen Wort, wie es in den Evangelien ausgesprochen ist, und er darf keinen anderen Richter anerkennen als sein eigenes Gewissen. Der „christliche Mensch" im Sinne Tolstois – man könnte eigentlich immer dafür „der reine Anarchist" setzen – hat den Staat zu negieren, er hat sittlich außerhalb dieser unsittlichen Institution zu leben; einzig dieses rein passive, rein negative, apathische, alles Leiden willig akzeptierende Verhalten unterscheidet ihn grundlegend vom politischen Revolutionär, der die Staatsordnung haßt, statt sie zu ignorieren.

Man übersehe also nicht den prinzipiellen Antagonismus zwischen Tolstoi und Lenin: ebenso streng und entschieden wie die gegenwärtige Gesellschaftsordnung selbst verurteilt der Tolstoianismus jede gewalttätige Auflehnung gegen diese Gesellschaftsordnung, weil die Revolution sich des Bösen – der Gewalt – gegen das Böse bedienen muß. Den Teufel darf man nicht durch Beelzebub bekämpfen. Gemäß ihrem obersten und innersten Grundsatz „Widerstrebet dem Übel nicht durch Gewalt" statuiert die Lehre Tolstois den passiven, den individualistischen Widerstand als die einzig erlaubte Kampfform gegenüber der aktiven, der revolutionären. Der „christliche Mensch" hat zu leiden und jedes Unrecht, das ihm vom Staate geschieht, hinzunehmen, ohne es darum jemals anzuerkennen. Nie darf er Gewalt brauchen, um die Gewalt zu bekämpfen, weil er durch seine eigene Gewalttätigkeit das Prinzip des Bösen und die Gewalt als erlaubt anerkennen würde: der Tolstoische Revolutionär schlägt niemals zu, er läßt sich schlagen, er strebt keine äußere Machtposition an, läßt sich aber von seiner inneren Position der Gewaltlosigkeit durch keine Gewalt abdrängen. Er hat die „Macht", den „Staat" nicht zu erobern, sondern links hegen zu lassen als etwas Gleichgültiges, dem er nicht innerlich zugehört, und dessen „Untertan" zu werden niemand ihn gegen sein Gewissen zwingen kann.

Sehr deutlich zieht also Tolstoi den Trennungsstrich zwischen seiner religiösen, seiner urchristlichen Auflehnung gegen jede Autorität und dem professionellen, dem aktivistischen Klassenkampf. „Wenn wir Revolutionären begegnen, täuschen wir uns häufig in der Meinung, daß wir und sie einander berühren. Sie und auch wir rufen: kein Staat, kein Eigentum, keine Ungerechtigkeit, und vieles andere. Dennoch besteht da ein großer Unterschied: für den Christen gibt es keinen Staat – jene aber wollen den Staat vernichten. Für den Christen gibt es kein Eigentum – jene wollen es abschaffen. Für den Christen sind alle gleich – sie wollen die Ungleichheit zerstören. Die Revolutionäre kämpfen mit der Regierung von außen, das Christentum kämpft aber gar nicht, es zerstört die Fundamente des Staates von innen." Wenn Tausende und immer mehr, jeder von seiner eigenen Person und Überzeugung aus, sich nicht unterwerfen und sich lieber nach Sibirien verschicken, mit Knuten schlagen und in Gefängnisse werfen lassen, so erreichen sie nach Tolstois Meinung durch ihre heroische Passivität mehr als die Revolutionäre durch solidarische Gewalt. Aus diesem Grunde wird die religiöse Revolution durch genaue Befolgung der non-resistance auf die Dauer für den Staat gefährlicher und zersetzender als Aufstände und Geheimbündeleien. Um die Weltordnung zu ändern, müssen die Menschen selbst geändert werden. Was also Tolstoi erträumt, ist die Revolution von innen, die Revolution nicht der Waffen, sondern des unerschütterlichen und zu jedem Leiden bereiten Gewissens: eine Revolution der Seelen und nicht der Fäuste.

Diese „Antistaatslehre" Tolstois – man denkt an Luthers Traktat von der „Freiheit des Christenmenschen" – ist an sich von einer großartigen Einlinigkeit und Stoßkraft. Der Bruch innerhalb dieses Systems beginnt erst, sobald Tolstoi seine Selbstbestimmungsforderung in eine positive Staatslehre umzudrehen sucht. Schließlich lebt der Mensch nicht im luftleeren Raum und jenseits seines Jahrhunderts; wo Millionen Individuen zusammengeschichtet sind, Berufe und Begabungen sich im täglichen Verkehr überschneiden, muß – selbst wenn man den Verbrecher „Staat" ausschaltet –, ein gewisses Regulativ der Lebensordnung gefunden und damit dem bisher „Falschen" das „Richtige", dem Bösen ein Gutes entgegengestellt werden. Und nun erweist es sich zum tausendsten Mal in der Geschichte der Menschheit, um wieviel schwerer im Soziologischen Aufbau ist

als Kritik. Von dem Augenblick, wo Tolstoi von der Diagnose zur Therapie übergeht, wo er statt der Negierung und Verdammung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Vorschläge einer zukünftigen besseren Menschengemeinschaft macht, werden seine Begriffe vollständig nebulös, seine Gedanken konfus. Denn an Stelle einer stabilen, normierten Staatsordnung mit Autoritäten und Gesetzen und ihren ausübenden Organen empfiehlt Tolstoi – man staunt, dies von einem Menschenkenner zu hören, der wie kaum einer alle Tiefen der irdischen Seele durchforscht hat – als Kohäsionsmittel aller widerstreitenden Interessen ganz simpel „die" Liebe, „die" Brüderlichkeit, „den" Glauben, „das Leben in Christo". Die ungeheure Kluft, die heute zwischen den besitzenden, den kulturell verwöhnten und den besitzlosen Klassen besteht, kann nach Tolstoi nur überbrückt werden, wenn sich freiwillig die besitzenden Klassen aller ihrer Vorrechte entäußern und nicht mehr wie bisher an das Leben so große Forderungen stellen. Der Reiche soll seinen Reichtum abgeben, der Intellektuelle seinen Hochmut preisgeben, der Künstler bei seinen Werken ausschließlich auf Verständlichkeit für die große Masse sehen, jeder nur von seiner eigenen Arbeit leben, ohne mehr davon zu empfangen, als er für diese primitive Form des Lebens benötigt. Die soziale Nivellierung soll – dies Tolstois Zentralgedanke – nicht von unten her erfolgen, wie es die Revolutionäre wollen, indem sie mit Gewalt den Besitzen – den ihr Eigentum wegnehmen, sondern von oben herab durch eine spontane Konzession der Besitzenden. Daß bei einem solchen Niederstieg zu bäuerlichen und primitiven Lebensformen viele unserer Kulturwerte verlorengehen, ist Tolstoi vollkommen klar, und er hat versucht, in seiner Schrift über die Kunst diesen Verzicht uns leichter zu machen, indem er die literarische und musikalische Leistung unserer größten Künstler, selbst Shakespeares und Beethovens, entwertete, weil sie für das Volk nicht genug verständlich seien. Nichts scheint ihm wichtiger, als den furchtbaren Zwiespalt zwischen arm und reich, der heute die Welt vergiftet, zu beseitigen. Denn sobald einmal durch gleichmäßige Bedürfnisse oder vielmehr gleichmäßige Bedürfnislosigkeit die Einheit unter den Menschen wieder hergestellt ist, können seiner Meinung nach die bösen Instinkte des Neides und des Hasses keine Angriffsobjekte mehr finden. Es wird überflüssig sein, besondere Autoritäten zu schaffen und Gewalt anzuwenden, um sie aufrecht zu erhal-

ten. Das wirkliche Gottesreich auf Erden wird beginnen, sobald alle Überordnungen und Unterordnungen beseitigt sind und die Menschen wieder gelernt haben, eine einzige brüderliche Gemeinschaft zu bilden.

So verlockend waren diese Thesen in einem Land der äußersten sozialen Kontraste, so mächtig die Autorität Tolstois in seiner Zeit, daß sie in vielen Menschen den Wunsch erregten, diese tolstoianische Gesellschaftslehre praktisch zu verwirklichen. An einigen Orten versuchten Leute, die Probe aufs Exempel zu machen und gründeten Kolonien auf dem Prinzip des Nicht-Eigentums und der Nichtanwendung von Gewalt. Aber verhängnisvollerweise endeten diese Versuche als Enttäuschungen, und nicht einmal innerhalb seines eigenen Hauses, seiner eigenen Familie gelang es Tolstoi, die Grundprinzipien des Tolstoianismus durchzusetzen. Jahrelang bemühte er sich, sein privates Leben in Einklang mit seinen Theorien zu bringen; er verzichtete auf die geliebte Jagd, um keine Tiere zu töten, er vermied es möglichst, die Eisenbahn zu benützen, er überwies den Ertrag seiner Schriften seiner Familie oder wohltätigen Zwecken, er lehnte jede Fleischnahrung ab, weil sie die gewaltsame Tötung von lebenden Wesen voraussetzte. Er pflügte selbst auf dem Feld, ging in grobem Bauernrock und hämmerte sich mit eigener Hand die Sohlen an die Schuhe.

Aber er vermochte den Widerstand der Wirklichkeit gegen seine Ideen nicht zu besiegen, und – dies die tiefste Tragödie seines Lebens – gerade bei seinen nächsten Menschen, gerade innerhalb seiner Familie am wenigsten. Seine Frau entfremdete sich ihm, die Kinder begriffen nicht, warum gerade sie um der Theoreme ihres Vaters willen wie Stallmägde und Bauernsöhne auferzogen werden sollten, seine Sekretäre und Übersetzer schlugen sich wie trunkene Kutscher um das „Eigentum“ an Tolstois Schriften herum; nicht ein einziger in seiner Nähe nahm das Leben dieses herrlichen Heiden als ein wahrhaft christliches an, und schließlich wurde ihm der Kontrast zwischen seiner eigenen Überzeugung und dem Gegenwillen seiner Umgebung so schmerzlich, daß er aus dem eigenen Hause flüchtete und, einsam und in seinen heiligsten Absichten enttäuscht, in einer kleinen Bahnstation in einem fremden Bette starb. Gerade um der Unbeugsamkeit seiner Überzeugung, der Konzessionslosigkeit seiner Ideen willen, mußte sein Versuch, mit einem Ruck die Weltord-

nung zu verändern, scheitern – wie immer der ideale Gedanke innerhalb der irdischen Welt.

Immerhin: es bliebe billige Nachsprecherei, hochmütig festzustellen, daß Tolstois soziales und religiöses Gedankensystem in unserer realen Welt als Ganzes ebensowenig zu verwirklichen war wie die Staatsutopie Platos und die Gesellschaftsordnung Jean Jacques Rousseaus. Und es ist ebenso spottleicht zu entdecken, daß seine theoretischen Schriften nur an einzelnen Stellen den Glanz und die Überzeugungskraft seiner dichterischen ausstrahlen; es genügt, ein oder zwei seiner Volkserzählungen, in denen er die gleichen Ideen abwandelt, mit dem eifernden Schreiton seiner theoretischen Schriften zu vergleichen, um den Unterschied zu fühlen. In den Volkserzählungen, deren schönste in der Bibel stehen könnten neben den Legenden von Hiob und Ruth, ist er knapp, bildnerisch, erfindungsreich, während er in seiner Philosophie leicht ins Weitschweifige, Emphatische gerät und überdies manchmal peinlich wirkt durch die diktatorische Anmaßung, als hätte er, Leo Tolstoi, seit 1830 Jahren als Erster das Evangelium „richtig" gelesen und niemand anderer vor ihm die Probleme der menschlichen Gemeinschaft kritisch durchgedacht. Oft ist man geneigt, der Beschwörung Turgenjews Recht zu geben, der Tolstoi von den weitschweifigen Traktaten „Was sollen wir tun?", „Das Reich Gottes ist in uns" und den unfruchtbaren Bibelexegesen zurückweisen wollte in das Reich dichterischer Gestaltung, wo er nicht bloß einer unter vielen Grüblern, sondern der unbestrittene Meister, der erhabenste Gestalter seines Volks, ja seines Jahrhunderts war. Dennoch wäre es ungerecht, die gewaltigen, ja sogar welthistorischen Wirkungen zu verkennen, welche die Welt Tolstois Lebenslehren verdankt, und man übertreibt keineswegs mit der Feststellung, daß von keinem denkerischen Werk seiner Zeitgenossen, nicht von Karl Marx und nicht von Nietzsche, ähnliche Erschütterungen für Millionen und Millionen Menschen ausgegangen sind – freilich in die verschiedensten Richtungen. Wie aus dem Herzen des Paradieses die Ströme in die gerade entgegengesetzten Richtungen fließen, so haben Tolstois Gedanken merkwürdigerweise gerade die feindlichsten geistigen Bewegungen des zwanzigsten Jahrhunderts befruchtet. Nichts wäre wahrscheinlich ihm ferner gewesen als der systematische Bolschewismus, der die Zerschmetterung des Gegners als erste Forderung

setzte (während *er* Ausgleich durch Liebe forderte), der dem Staat (dem Beelzebub Tolstois) eine nie geahnte Autorität über den einzelnen verlieh und mit seiner Zentralisierung aller Gewalt, mit seinem Atheismus, seiner Kollektivierung und Industrialisierung, seinem Willen, die Massen aus ihrer Dumpfheit emporzuheben, just das Gegenteil statuierte von *seinem* „So sollt ihr Leben!" Trotzdem hat keiner der russischen Revolutionäre des neunzehnten Jahrhunderts Lenin und Trotzki so sehr die Wege geebnet wie dieser gräfliche Antirevolutionär, der als erster dem Zaren Trotz geboten und, vom Bannstrahl des heiligen Synods verfolgt, die Kirche verlassen hatte, der jede bestehende Autorität mit Axtschlägen zertrümmerte und den sozialen Ausgleich als Vorbedingung einer neuen besseren Weltordnung setzte; von der Zensur verboten, waren seine Werke in Abschriften in hunderttausende Hände gelangt und hatten die Forderung der Aufhebung des Eigentums bereits zu einer Zeit zum Gemeingut gemacht, da die grimmigsten unter den Sozialrevolutionären sich noch bescheiden mit liberalistischen Verbesserungen und Reformen begnügen wollten. Kein Buch und kein Mensch hat so sehr dazu beigetragen, Rußland radikal zu machen, wie Tolstois Radikalismus des Denkens, keiner hat so sehr seine Landsleute ermutigt, vor keiner Verwegenheit zurückzuschrecken; trotz aller inneren Gegensätzlichkeit gebührt ihm ein Denkmal auf dem Roten Platz. Denn wie Rousseau Ahnherr der französischen, ist Tolstoi (wahrscheinlich ebenso sehr gegen seinen Willen wie jener andere Erzindividualist) der „Prodromos", der wahre Ahnherr der russischen, der Weltrevolution gewesen.

Aber sonderbarerweise hat gleichzeitig seine Lehre auf andere Millionen Menschen im genauen Gegensinne gewirkt. Während die Russen aus Tolstois Lehre das Radikale übernehmen, übernimmt am andern Weltende, in Indien, Gandhi, der Nichtchrist, daraus das Apostolat des Urchristentums, die These der non-resistance und organisiert als erster mit seinen dreihundert Millionen Menschen die Technik des passiven Widerstands. Er gebraucht in diesem Kampf auch all die andern unblutigen Waffen, die Tolstoi als die einzig erlaubten anempfohlen hat: die Abkehr von der Industrie, die Heimarbeit, die Erringung innerer und politischer Unabhängigkeit durch äußerste Einschränkung der äußeren Bedürfnisse. Hunderte von Millionen also – jene in der aktiven Revolution Rußlands und jene

in der passiven Indiens – haben Gedanken dieses reaktionären Revolutionärs oder revoltierenden Reaktionärs sich zu eigen gemacht und verwirklicht – wenn auch in einem Sinn, den ihr Schöpfer verworfen oder verleugnet hätte.

Aber Ideen haben in sich selbst keine Richtung. Erst wenn die Zeit sie ergreift, werden sie von ihr fortgerissen wie das Segel vom Wind. Ideen sind in sich selbst nur motorische Kräfte, Bewegung erschaffend, ohne zu wissen, zu welchem Ziele diese Bewegung, die Erregung führt. Es bleibt gleichgültig, wie viel von ihnen anfechtbar sein mag – da zweifellos Tolstois Ideen Zeitgeschichte, Weltgeschichte in weitesten Dimensionen gezeitigt haben, gehören seine theoretischen Schriften mit allen ihren Widersprüchen ein für allemal zum wichtigsten geistigen und sozialen Bestand unserer Zeit, und vieles vermögen sie heute noch dem einzelnen zu geben. Wer für den Pazifismus kämpft und für friedliche Verständigung zwischen den Menschen, wird kaum ein anderes so ergiebiges und systematisches Arsenal mit Waffen gegen den Krieg finden. Wer gegen die heute übliche Vergottung des Staates als der angeblich einzig gültigen Zielrichtung unseres Denkens und Strebens sich innerlich auflehnt und diesen Götzendienst der völligen Selbstaufopferung mitzumachen sich weigert, wird sich wunderbar bestärkt finden von diesem „fuoruscito" aller Vaterländerei. Jeder Staatsmann, jeder Soziologe wird in Tolstois gründlicher Kritik unseres Zeitalters prophetisch vorausschauende Erkenntnisse entdecken, jeder Künstler sich angefeuert fühlen von dem vorbildlichen Wirken dieses mächtigen Dichters, der sich die Seele zerquälte, um für alle zu denken und gegen das Unrecht auf Erden mit der Kraft seines Wortes zu streiten. Immer ist es Wollust, einen überragenden Künstler auch als moralisches Beispiel empfinden zu können, als einen Mann, der, statt kraft seines eigenen Ruhmes zu herrschen , sich zum Diener der Humanität macht und in seinem Ringen um das wahre Ethos von allen Autoritäten der Erde nur einer einzigen sich unterwirft: seinem eigenen, unbestechlichen Gewissen.

Stefan Zweig

Geschichtsschreibung von morgen

Vortrag. Amerika. Vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges (1939)[1]

So verschieden auch unsere Meinungen sein mögen, über *eine* Tatsache sind wir uns heute von einem bis zum anderen Ende der Erde einig: daß sich unsere Welt in einem anomalen Zustand, in einer schweren moralischen (sittlichen) Krise befindet. Insbesondere, wenn man auf Europa blickt, muß man das Gefühl haben, daß sich alle Völker und Nationen in einem Zustand krankhafter Reizbarkeit befinden. Der kleinste Anlaß genügt, um grenzenlose Erregung hervorzurufen. Schlechte Nachrichten werden leichter geglaubt als hoffnungsfreudige. Sowohl die Individuen als auch die Rassen und Klassen und Staaten scheinen eher geneigt, einander zu hassen als sich zu verständigen. Weder der einzelne noch die Nation haben Zuversicht in eine ruhige, produktive Entwicklung. Im Gegenteil, wir stehen alle in Europa unter dem Eindruck der Angst, daß ein gewaltsamer Ausbruch jede Sekunde sich ereignen könnte.

Woher stammt dieser Spannungszustand? Ich glaube, es ist noch immer der alte Bazillus, der dieses Fieber verursacht, ein Rückstand im normalen Blutkreislauf aus dem Kriege. Erinnern wir uns: die Kriegsjahre haben die Menschen in allen Ländern an höhere und heftigere Intensitäten des Gefühls gewöhnt. Kriege können nicht kalt und kühl geführt werden. So war ein ungeheurer Einschuß gesteigerter Leidenschaft notwendig, um einen vierjährigen Weltkrieg – fürchterlich lange Frist – bis zum Ende zu führen. Ständig mußten die Instinkte des Hasses, des Zorns, der Erbitterung in allen Staaten neu angefacht werden, denn Leidenschaft ist nach Goethes Wort „keine Heringsware, die man einpökeln kann auf viele Jahre". Haß, Zorn, Kampflust sind ihrer Natur nach nur kurze Emotionen, und

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Geschichtsschreibung von Morgen* [1939]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 275-298.

so mußte diese schreckliche Wissenschaft, genannt Propaganda, erfunden werden, um diesen kurzen Emotionszustand künstlich zu verlängern. Es wurden also Millionen eigentlich indifferenter und durchaus friedlicher Menschen, und zwar dreihundert oder vierhundert Millionen – man überlege diese Zahl –, durch vier Jahre daran gewöhnt, mehr an Haß, an Feindseligkeit in sich zu produzieren und zu verbrauchen, als diesen dreihundert oder vierhundert Millionen eigentlich natürlich war. Dann kam der Friede, und plötzlich sollte diese Pflicht zum Haß, zum Mord, zur Leidenschaft auf Kommando abgedreht werden wie ein Gashahn. Das widerspricht der Natur. Wenn sich ein Organismus einmal an Narkotika oder Stimulantien gewöhnt hat – Kaffee, Morphium, Nikotin – kann er sie nicht plötzlich entbehren, und so ist das Bedürfnis, sich zu militarisieren, zu hassen, zu bekämpfen, in dieser Generation weiterhin aktiv geblieben. Es hat sich nur umgeschaltet. Man haßt nicht denselben Landesfeind wie 1914. Aber man haßt und kämpft weiter mit der gleichen gefährlichen Leidenschaft. Es ist ein Haß geworden von System zu System, von Partei zu Partei, von Klasse zu Klasse, von Rasse zu Rasse, von Ideologie zu Ideologie. Aber im wesentlichen sind die Formen noch immer die von 1914, bestimmt durch das Bedürfnis, Gruppen zu bilden und sich als Gruppe feindselig gegen andere Gruppen zu ereifern. Mitten im sogenannten Frieden ist unsere Welt von einer ausgesprochen kriegerischen Mentalität beherrscht.

Wie können wir nun diesen gefährlichen Zustand beseitigen? Wie dieses ständige Fieber niederdrücken, wie die kriegerische Atmosphäre wieder humanisieren, wie den mit Haß vergifteten Organismus wieder entgiften, wie die moralische Depression, die wie eine Gewitterwolke über unserer Welt lastet, beseitigen? Dieses Problem ist für uns das Problem aller Probleme, und ich maße mir natürlich weder an, es als erster entdeckt zu haben, noch eine vollkommene Lösung dafür zu wissen. Ich weiß, und wir wissen es alle, wieviel in diesem Sinne versucht worden ist, und wir haben besonders der amerikanischen Demokratie und ihrer Regierung dankbar zu sein, daß sie immer und immer wieder die Notwendigkeit wirklichen Friedens und einer dauernden Weltverständigung betont. Aber wir sind doch recht mißtrauisch geworden gegen alle Konferenzen, Proklamationen und Aufrufe. Sie haben vielleicht einzelnes

Unheil verhindert oder hinausgeschoben, nicht aber den moralischen oder vielmehr unmoralischen Zustand verändert, in dem sich unsere Welt befindet. Es scheint, daß die Vernunft mit ihrer ruhigen, bedachtsamen Stimme zu schwach ist gegenüber den Megaphonen, mit denen die organisierte Propaganda ihre Parolen in die Welt gebrüllt hat, und es liegt ja überhaupt im Wesen der Vernunft, selten sofortige Wirkungen zu erzeugen. Was die menschliche Vernunft vom tierischen Instinkt unterscheidet, ist, daß sie auf lange Frist vorausdenkt, und vielleicht müssen wir deshalb darauf verzichten, die heutige Generation, die Kriegsgeneration, die in den meisten Ländern die politische Führung innehat, von ihrer Lobpreisung der Gewalt, von ihrer Vergötterung des Krieges und ihrer Mentalität des Hasses zu kurieren. Vielleicht ist es unsere eigentliche Aufgabe, unsere ganze Kraft dahin zu wenden, daß wenigstens die nächste Generation, die Jugend von heute, nicht mehr dieser Ansteckung, diesem Fieber verfällt. Erwachsene Menschen lernen nicht mehr viel, nicht einmal an den schlimmen Erfahrungen, und unsere ganze Bemühung muß deshalb dahingehen, die jungen Menschen in jenem Alter zu erreichen, wo die Seele sich noch wie plastisches Wachs der Hand des Erziehers darbietet. Soll die neue Generation besser, menschlicher und vor allem glücklicher sein als die unsere, der der Krieg in die Mitte des Lebens gefahren ist und dabei das Herz zerschlagen hat, so muß sie besser, humaner erzogen werden. Innerhalb dieser neuen Erziehung scheint mir das wichtigste eine neue Form und eine andere Auffassung der Geschichte, als wir sie in der Schule gelernt haben. Eine Geschichte, die zeigt, wie die Menschheit geworden ist, Geschichte seines eigenen Volkes und aller anderen Völker, gibt dem jungen Menschen sein zukünftiges Weltbild. Nichts formt so entscheidend seine politische, seine individuelle, seine sittliche Einstellung zum Leben wie die Art, in der er Geschichte gelernt und begriffen hat.

Wie aber haben wir selbst in der Schule, insbesondere in Europa, Geschichte gelernt? Ich will ehrlich eingestehen, daß ich es selbst schon vergessen hatte. Nun geschah es mir, daß jüngst bei einer Übersiedlung mir mein eigenes Schulbuch aus dem österreichischen Gymnasium in die Hand fiel – nebenbei, wir tun Unrecht, unsere alten Schulbücher vorzeitig wegzuwerfen, denn nichts kann uns nach Jahren deutlicher zeigen, mit welcher Geschwindigkeit sich die

Vorstellungen und Gesichtspunkte in unserer Zeit verwandeln. Aber da war es, das alte zerlesene Buch, und damit Gelegenheit zu revidieren, wie es um die Art der Geschichte bestellt war, welche unsere gegenwärtige Generation geformt hat. Ich begann zu lesen und war ehrlich erschrocken – mein Gott, so hatte man uns gutgläubigen, unerfahrenen jungen Menschen die Geschichte der Welt dargestellt! So unwahr, so unrichtig, so absichtsvoll! Ich erkannte sofort – was wir Knaben damals nicht ahnen konnten –, daß hier Geschichte künstlich präpariert war, gefärbt, gefälscht, und zwar in einer wohlerwogenen bestimmten Absicht. Ich erkannte, daß, da dies Buch in Österreich gedruckt und für österreichische Schulen approbiert war, dem jungen Menschen die Anschauung eingeprägt werden sollte, der Weltgeist mit seinen tausend Emanationen habe nur ein letztes Ziel gehabt, nämlich Österreichs Größe und sein Kaiserreich. Aber zwölf Eisenbahnstunden weiter – oder zwei Flugstunden heute – in Frankreich oder in Italien, wurde unseren Altersgenossen die Geschichte genauso im nationalen Sinne präpariert: Gott oder der Geist der Geschichte einzig wirkend für Italien, für Frankreich, für das Vaterland. Noch ehe wir recht in die Welt schauen konnten, wurde uns eine Brille aufgesetzt – in jedem Lande anders gefärbt –, damit wir die Welt schon von Anfang an nicht mit freiem und menschlichem Blick ansehen sollten, sondern aus dem Gesichtswinkel nationalen Interesses. Schon damals begann also das, was man heute in Deutschland die nationale Erziehung nennt, die frühzeitige Uniformierung des Geistes und der Anschauungen auf einen einzigen Zuschnitt. Geschichte, die doch nur Sinn hat, wenn sie höchste Objektivität bedeutet, wurde uns einzig zu dem Zwecke eingelöffelt, um uns zu patriotischen Staatsbürgern zu machen, zu künftigen Soldaten, zu willenlosen Untertanen. Ebenso demütig wie gegen den eigenen Staat und seine Institutionen sollten wir hochmütig und gleichzeitig mißtrauisch werden gegen alle anderen Staaten und Nationen und Rassen durch die eingelernte Überzeugung, daß unser Vaterland das beste aller Vaterländer, die Soldaten dieses Vaterlandes die besten aller Soldaten, seine Feldherrn die tüchtigsten aller Feldherren seien. Daß unser Volk im Laufe der Geschichte immer im Recht war, und mit allem, was es tue, weiterhin immer im Recht bleiben werde: right or wrong, my country.

Dies war die erste falsche Orientierung, die wir von unseren

Schulbüchern empfingen, und auch die zweite erkannte ich bald, als ich von der ersten Seite bis zur letzten dies alte Buch wieder las – freilich nicht mehr mit den gläubigen, naiven Augen des einstigen Knaben. Denn was wurde uns eigentlich in diesem Buch eingeprägt? Das Buch war so eingeteilt, daß bei den wichtigsten Geschehnissen an den Rand die Jahreszahlen gedruckt waren wie auf den Meilensteinen an einer Straße der zurückgelegte Weg, und diese Zahlen mußten wir auswendig lernen.

Welche Ereignisse waren es nun, die besonders hervorgehoben waren? Ich habe das Buch durchgeblättert und festgestellt, daß es zu neun Zehnteln Daten von Schlachten und Kriegen waren. Wir mußten auswendig lernen, in welchem Jahr vor Christus die Schlacht von Salamis war und wann die Schlacht von Cannae. Wie lange der erste Punische Krieg dauerte und wie lange der zweite, und so weiter durch die Jahrhunderte, Schlacht für Schlacht, Krieg für Krieg bis zu Trafalgar und Waterloo und Sedan – die Daten des Weltkrieges war uns dann verstattet, in etwas sinnlicherer Form als der bloß geschriebenen persönlich kennenzulernen.

Daß innerhalb dieser drei Jahrtausende auch einiges andere geschehen, dank dessen sich der Mensch vom Höhlenbewohner zum Träger der Kultur entwickelt hat, davon war in jenem alten Buch wenig zu lesen, und ebenso wenig von den Kaisern und Königen, von den großen Staatsmännern und weisen Präsidenten, welche in stiller und unpathetischer Arbeit ihrem Lande Frieden zu bewahren und den Fortschritt zu fördern wußten. Nur Hannibal, Scipio, Attila, Napoleon waren wichtig, nur Männer, die Kriege geführt, wurden uns als Helden dargestellt, und so von Anfang an unseren fügsamen Gehirnen der Gedanke mit immer wiederholtem Hammerschlag eingehämmert, das Wichtigste unserer Welt sei der Krieg und die wesentlichste Leistung eines Menschen, eines Volkes der Sieg. Unserer Generation wurde, und ich fürchte, auch der von heute noch in allen europäischen Ländern, von Anfang an eingeprägt, daß nur der Erfolg in unserer Welt entscheidet, daß jede Anwendung der Gewalt, auch des Krieges, eine nicht nur erlaubte, sondern auch wünschenswerte Handlung darstellt, falls sie dem Vaterland zum Vorteil gereicht. Nun, wir haben die Folgen gesehen. Sie haben zu jenem Zustand der Erregtheit, des Hasses, der Unruhe geführt, die heute unsere Welt verstören.

Nun hat es der Weltkrieg gewollt, daß mit allerhand anderen Dingen auch verschiedene Brillen zerschlagen wurden, die man uns jungen gutgläubigen Menschen aufgesetzt hatte, und ich kann nur wiederholen, daß ich aufrichtig erschrocken war, als ich jetzt mit diesen anderen Augen dies zerlesene alte Schulbuch wieder las. Denn was ist denn eigentlich damit dargetan, wenn man Geschichte ausschließlich als Kriegsgeschichte erzählt? Etwas ungeheuer Pessimistisches, etwas ungemein Deprimierendes. Denn was zeigt im letzten diese ewige Geschichte der Kriege und Siege? Eine völlige Sinnlosigkeit, eine langweilige Wiederholung. Eine Armee besiegt die andere, ein General den anderen, ein Volk das andere, Festungen werden erobert oder nicht erobert, Länder werden durch Annexion groß und dann wieder klein. In höherem Sinne scheint mir also dieser ewige Kalender aller Kriege der Menschheit genauso langweilig, als ob man in einem Buch die Geschichte aller Fußballmatches der letzten fünfzig Jahre aufzählen wollte, und daß damals der Tom den Jack besiegt hat und diesmal der Jack den Tom. Daß seit viertausend Jahren ein Volk das andere beraubt, bekriegt, bestiehlt, unterjocht, daß die Menschheit eigentlich gar nicht vorwärtsgekommen ist, sondern immer noch im Kreise in dem alten Blutsumpf herumstapft. Oder sollten wir darin den Fortschritt der Menschen erkennen von den Schlachten des Xerxes bis zu jenen Ludendorffs, daß nicht mehr mit der Streitaxt getötet wird Mann gegen Mann, sondern mit dem Maschinengewehr ganze Reihen umgelegt? Daß man nicht mehr siedendes Öl von den Zinnen einer belagerten Burg schüttet, sondern mit einem wunderbar konstruierten Flammenwerfer die brennenden Massen schleudert? Daß wir genau nach den alten Instinkten handeln, daß nur wir uns besserer Instrumente bedienen, und daß nicht mehr kleine kannibalische Horden miteinander kämpfen, sondern Millionenheere, und daß statt des mißtönenden Kriegsrufs der Barbaren aus Radio und Grammophon die Propaganda brüllt? Ich muß bekennen, daß, wie ich dieses alte Schulbuch meiner Jugend las, ich darin nichts fand, was auf junge Menschen erhebend und humanisierend wirken könnte, sondern nur den schlimmen Beweis unseres ewigen Rückfalls in die alte Barbarei. Ich konnte meinen Ärger schließlich nicht bezähmen und warf das Buch in eine Ecke, denn ich sah, durch diese Darstellung war unsere Generation zum Weltkrieg erzogen worden. Es war ein Lehrbuch aller, der

gefährlichen und schlechten Instinkte, die unsere Zeit vergiften.

Aber so sind wir erzogen worden, so haben wir in allen Staaten Europas Geschichte gelernt. Und wir sehen heute die Folgen. Immer ist es uns in die Ohren geschrien, in das Herz gehämmert worden, daß Sieg die höchste Leistung ist, deren ein Mensch, deren ein Volk fähig ist, und daß es völlig gleichgültig ist, mit welchen Mitteln dieser Erfolg errungen wird. Gleichgültig auch, welcher Preis dafür gezahlt wird – zehntausend Menschen, hunderttausend Menschen, eine Million. Und statt daß sich diese unhumane, unmoralische Auffassung nach der fürchterlichen Erfahrung des Weltkrieges als verbrecherisch erwiesen hätte, sehen wir, daß sie mit einer noch nie gekannten Intensität und Übertreibung in den meisten Ländern Europas heute der Jugend und den Erwachsenen suggeriert wird. Man hört es bis hier herüber in dieses Land, das Geschrei der Diktatoren, die eine sogenannte heroische Lebensauffassung fordern, die predigen, Friedensliebe sei Weichlichkeit, und für den Menschen gäbe es nichts Wichtigeres, als für sein Vaterland zu sterben. Die als Recht kodifizieren: was meinem Volke nützt, ist erlaubt, und Ideologien erfinden, um jedes Verbrechen zu entschuldigen. Wir sind heute in Europa Zeugen einer so systematischen Vergötterung der Lüge in der Form von Propaganda, wie sie niemals in den dreitausend Jahren der Geschichte bestanden hat. Wir sind Zeugen einer Glorifizierung des Krieges als des höchsten Sinns des Daseins, wie nicht einmal die Spartaner und nicht die barbarischsten Völkerschaften sie gewagt haben. Wir erleben eine Verfälschung der Geschichte im nationalen Sinn, die uns das Blut in den Adern vor Abscheu fiebern und uns schaudernd fürchten läßt, daß diese Art der Erziehung junger und ahnungsloser Menschen eine nächste Generation in ein noch viel grauenhafteres Blutbad hineinstoßen wird als das letzte.

Was nun dagegen tun? Die Geschichte, weil sie zum großen Teil Kriegsgeschichte ist, aus dem Lehrplan der Schulen streichen? Nein, das habe ich nie gesagt. Die Geschichte muß, weil Summe aller Erfahrungen der Menschheit, der wichtigste Bildungsgegenstand eines jungen Menschen bleiben. Oder soll man wenigstens die Kriegsgeschichte innerhalb der Darstellung der Geschichte möglichst unterdrücken? Auch das sage ich nicht, denn das wäre eine Fälschung der Tatsachen, und die Geschichte von morgen muß eine der höchsten Objektivität sein. Aber von ihr zu fordern wäre, daß sie in einem

anderen, in einem neuen Sinn geschrieben wird, in einem Sinn, der das Leben der Menschheit nicht als eine stagnierende Erscheinung darstellt, sondern als einen Fortschritt ins Humane und ins Universelle, und daß die Geschichte darum vor allem alle jene Dinge betont und unterstreicht, welche diesem endgültigen Werke der Zivilisation gedient haben.

Die neue Geschichte, die wir fordern, muß von der Höhe des kulturell Erreichten und im Hinblick auf den weiteren Anstieg geschrieben werden – im Gegensatz zur Geschichte von gestern, die bloß Nationalgeschichte und Kriegsgeschichte war. Denn erinnern wir uns, wie diese Geschichte entstand, von Tacitus und Xenophon bis zu den Chronisten des Mittelalters und weit hinein in die neuere Zeit. Damals war die Welt noch nicht verbunden, jeder lebte im engen Raum eines verschwindend kleinen Vaterlandes – man denke an Griechenland, das kaum auf einer größeren Landkarte zu finden war. Der Horizont der Menschen reichte genau so weit wie die Grenzen ihres eigenen Reiches, und was anderswo noch geschah, wußten sie nicht. Wir aber leben heute in einer Welt der Gleichzeitigkeit, wir wissen in der gleichen Sekunde, was sich im entferntesten Punkte unserer Erde ereignet, wir erfahren es im Worte, im Klange, im übertragenen Bild. Wenn jene gleichsam in den Falten der Gebirge, in den Tälern lebten, den Blick umgrenzt von den Bergen, so sehen wir heute wie von einem Gipfel herab auf alle Erscheinungen zugleich in richtigen Dimensionen und Proportionen. Und weil wir diesen Überblick über das ganze Rund der Erde haben, müssen wir selbstverständlich einen neuen Maßstab setzen. Nicht was die einzelnen Nationen auf Kosten anderer Nationen zeitweise vorwärts gebracht hat, muß uns wichtig sein, sondern einzig, was der gemeinsamen Bewegung, dem Fortschritt dient, der menschlichen Zivilisation. Die Geschichte von morgen muß also eine Geschichte der ganzen Menschheit sein, und die einzelnen Streitigkeiten müssen ihr belanglos erscheinen gegenüber dem Wohl der Gemeinschaft. Sie muß also völlig umgewertet werden, sie muß nein zu dem sagen, wozu gestern ja gesagt wurde, und ja zu dem, was gestern verneint wurde. Sie muß dem alten Ideal des Sieges das neue der Einheit, der alten Vergötterung des Krieges dessen Verachtung entgegenstellen als Richtpunkt ihrer Bewertung.

Kann dies ohne Gewaltsamkeit geschehen? Ich bin überzeugt

davon. Wie man durch bloße Umstellung der Vorzeichen gleichzeitig der Wahrheit dienen kann und der Sittlichkeit, wie man Kriegsgeschichte erzählen kann, ohne eine einzige Tatsache zu verändern und doch, ohne sie zu glorifizieren – dafür ein Beispiel. Von allen Kriegsdarstellungen der Welt scheint mir die grandioseste Tolstois ‚Krieg und Frieden'. Anschaulicher und zugleich geistiger hat kein Historiker einen Krieg beschrieben als hier ein Dichter die drei Feldzüge Napoleons gegen Rußland. Man lebt jede Seite mit, man sieht die Feldherren und die Diplomaten über ihren Akten und Karten, die Armeen auf ihrem Marsch, die Offiziere, die Soldaten in jedem Augenblick der Schlacht. Man ist hingerissen, erschüttert, man lebt tausendmal stärker als bei allen Lobpreisern des Krieges die Größe des Geschehnisses mit. Aber wie verhindert Tolstoi, daß die Größe dieses Geschehnisses als ein Beispiel empfunden werde, daß etwas, was er innerlich für unmoralisch hält, andere begeistern könnte?

Gleich auf dem ersten Blatt schreibt er: „Am 24. Juni überschritten die Heere Westeuropas die russische Grenze, und der Krieg brach los. Das heißt, es trat ein Ereignis ein, das sowohl dem menschlichen Verstand wie der menschlichen Natur durchaus zuwider ist. Millionen Menschen begannen sich gegenseitig so viel Böses anzutun – durch Betrug, Verrat, Diebstahl, Plünderung, Brandstiftung und Mord –, daß die Akten aller Gerichte der Welt jahrhundertelang daran zu sammeln hätten. Aber die Menschen, die dies alles verübten, sahen es in jener Zeit durchaus nicht als etwas Verbrecherisches an."

So beginnt Tolstoi seine unübertreffliche Darstellung des russischen Feldzugs, und nun wird vielleicht auch deutlicher verständlich, was ich vorhin mit dem umgekehrten Vorzeichen meinte. Während der ganzen Darstellung weist Tolstoi unablässig daraufhin, wie die Sinnlosigkeit des Ganzen sich in jeder Einzelheit spiegelt. Daß die genialen Feldzugspläne sowohl Napoleons als Kutusows nie zur Ausführung gelangten, daß der Zufall hundertmal entscheidet statt der Berechnung, daß die unfähigsten Offiziere mit Orden bedeckt werden und die fähigsten übersehen. Blatt um Blatt weist er nach, daß die Hälfte von dem, was wir von einem Kriege erzählt bekommen, Unwahrheit ist, parteiische Darstellung, und daß man keinem dieser Generäle und Diplomaten im letzten und höchsten Sinne ein Verdienst zuschreiben dürfe, weil eben ihre Handlungen innerhalb

eines sinnlosen Geschehens sich vollziehen und mehr vom Zufall als von der schöpferischen Vernunft gestaltet sind. Wir müssen also sparen mit unserer Bewunderung, mahnt Tolstoi, sie für etwas Besseres sparen als für Leistungen, die im Letzten einem Sinnlosen und sogar Verabscheuungswürdigen gelten.

Ich glaube, die Geschichte von morgen wird, wenn sie erzieherisch wirken soll, in diesem Sinne geschrieben werden müssen, daß die Kriegsereignisse zwar nicht unterdrückt werden, aber nicht als die höchsten positiven Leistungen eines Volkes weiterhin gewertet werden. Aber niemals ist eine Negation hinreichend. Und wenn wir die unaufhörlichen militärischen Aktionen innerhalb der dreitausend Jahre als die Schattenseite in der Geschichte der Menschheit betrachten, so muß doch notwendigerweise auch eine Lichtseite vorhanden sein. Ich meine, es muß doch innerhalb dieser dreitausend Jahre, die wir historisch zu überblicken vermögen, auch etwas anderes geschehen sein, als daß sich die Völker unablässig befeindeten, die Menschen sich gegenseitig erschlugen. Irgend etwas muß doch geschehen sein, was bewirkte, daß das schmutzige Tier Mensch aus seiner Höhle herauskroch und lernte, nicht nur Tiere und andere Menschen zu töten, sondern die Elemente zu meistern, zu Land und Wasser sich fortzubewegen und im Laufe der Jahre die Kraft seiner eigenen Hand durch die Maschine zu vertausendfachen. Etwas muß geschehen sein, das ihn nötigte, die Schrift zu erfinden, durch das Mikroskop das Unsichtbare, durch das Teleskop die Sterne zu betrachten und ihren Gang zu berechnen, den Blitz zu bezähmen und über Länder und Meere zu sprechen, zu denken, zu schauen. Diese Eroberung der Zivilisation, der geistigen Weltherrschaft, ist sie nicht wichtiger als die Geschichte aller einzelnen Eroberungen von Ländern und Städten? Ist sie nicht die einzige, die uns eine Zuversicht gibt, daß wir langsam – sehr langsam, ich gebe es zu – die Rückstände in unserer Natur überwinden, daß die Menschheit nicht stehenbleibt, sondern weitergeht auf ein unsichtbares Ziel zu? Und ist diese Geschichte unseres Fortschritts, diese Geschichte unseres allmählichen Aufstiegs zur Weltbeherrschung und zu einem immer höheren Zustand der Humanität nicht tausendmal tröstlicher, anfeuernder für junge Menschen und für uns alle, als der blutige Katalog aller Schlachten und Schlächtereien? Denn schildert sie nicht statt des bloßen Triumphes eines einzelnen

Volkes, einer einzelnen Nation, unseren gemeinsamen, den wahrhaft wirklichen, den einzig gültigen?

Freilich, von dieser Geschichte des gemeinsamen Aufstiegs der Menschheit haben wir in unseren patriotischen Schulbüchern wenig gelernt. Wir sollten ja nicht unseren Ehrgeiz, unseren Stolz daran wenden, kosmopolitische, brüderliche Menschen zu werden und brüderlich zu fühlen, sondern die Geschichte sollte uns erziehen, Österreich, Frankreich, Deutschland – einzig unser Vaterland – zu lieben und allen anderen Völkern zu mißtrauen. Sie wollte uns erziehen, Staatsbürger und gute Soldaten zu werden. Darum wurde so sehr betont, was die Nationen gegeneinander geleistet hatten, und so sehr in den Hintergrund gestellt, was sie miteinander leisteten. Unsere Geschichte von gestern und leider auch die von heute in den meisten Ländern Europas folgt dem zur Zeit gültigen Trieb zur Isolation. Sie wirkt im Sinne der zentripetalen Kraft und bezieht alles, was im Weltall geschieht und geschah, einzig auf das Individuum Staat. Wir denken heute in Europa dank der Übermacht des Nationalismus nur vom Staate aus, und man möchte uns zwingen, nur für den Staat und innerhalb seiner Ziele und Zwecke zu denken. Unbewußt, und ich fürchte, sogar bewußt, dient die Geschichte dem Staate so sklavisch untertan wie die einzelnen Menschen.

Es ist nun meine Überzeugung, daß jeder, der in dieser Hypertrophie des Staatsgedankens und des Nationalismus das Unglück unserer Generation und auch der kommenden sieht, mithilft, die Welt von dieser Hypnose zu befreien, und daß die Geschichte von morgen, die wir fordern, nicht mehr der Glorifizierung einzelner Nationen, sondern dem brüderlichen Ruhm der ganzen Menschheit dienen soll. Wir müssen den Standpunkt wechseln, und wenn wir die Welt gerecht überschauen wollen, einige Stufen höher hinaufsteigen, wo wie in einer Landschaft die Einzelheiten sich verlieren und nur das große panoramische Bild in Erscheinung tritt. Eine solche Umstellung scheint mir nicht nur möglich, sondern in jedem Sinne aussichtsreich. Ich erinnere mich noch aus meiner eigenen Jugend der Offenbarung, die vor vielen Jahren ein Buch bedeutete, das eine ähnliche Umstellung in der Naturgeschichte in unseren jungen Seelen bewirkte. Es war ein Buch des Fürsten Kropotkin und hieß ‚Gegenseitige Hilfe bei Menschen und Tieren'. Vordem war uns immer nur gezeigt worden, in Hunderten und Tausenden Büchern,

daß das Urgesetz der Natur der „Kampf um das Dasein" sei, Wald, Wiese, Sumpf und See, Luft und Höhle nur eine einzige Stätte wüstester Feindschaft und unbarmherzigsten Mordens. Ein Tier jage das andere ebenso ingrimmig und fast ebenso raffiniert wie Menschen einander jagen, in allen Zonen stürze sich der Stärkere auf den Schwächeren. Gegenseitige Vernichtung sei der einzige Trieb, der die ganze Tierwelt befeuere. Und nun kam dieses Buch und zeigte an einer Fülle von Beispielen, daß gerade im Tierreich, das wir doch für rein bestialisch und vernunftberaubt hielten, nicht nur innerhalb jeder Gattung, sondern auch von Spezies zu Spezies ein Wesen dem anderen hilft, daß im Tiere so wie im Menschen dem Instinkt des Egoismus jener der Solidarität geheimnisvoll entgegenwirkt. Wenn nun schon rein instinktmäßig die Tiere sich so verhalten, unbelehrt, ohne Bewußtsein, um wieviel eher müßte es uns möglich sein, die wir erziehbar sind und in deren Seelen doch der geheimnisvolle Gott durch das Gewissen spricht, uns immer weiter vom Tierischen und seinen schlechten Instinkten wegzusteigern. Und haben wir es nicht getan? In den Tausenden Jahren? Ist nicht statt der Kriege und Kämpfe, die die Geschichte allzutreulich verzeichnet, *dies* unsere wahre Leistung gewesen, daß wir in den letzten Jahrhunderten schon unfreudiger und mit schlechtem Gewissen uns in Kriege hineintreiben ließen, daß trotz aller offiziellen Vergötterung, wie sie heute insbesondere in Deutschland gelehrt wird, wir diesem Heldentum im innersten Herzen mißtrauen? Sind wir nicht alle, sofern wir ehrlich sind, tausendmal stolzer auf die Leistungen unserer Kultur, auf die Fortschritte unserer Zivilisation, und würde uns darum nicht wirklich eine Darstellung der Geschichte gemäßer sein, welche uns alle jene verschollenen Siege vergessen läßt und statt dessen uns für unser ganzes Leben das bestärkende Gefühl gibt: wir gehen weiter; jedes Jahrzehnt, nein, jedes Jahr schenkt uns neue Erfindungen und Entdeckungen, gibt uns mehr Macht über die Elemente, und wenn wir ab und zu auch stolpern und rückfallen für eine blutige Stunde in die alte Barbarei –, wir gehen doch nicht sinnlos im Kreise herum, sondern unerschütterlich einem unsichtbaren Ziel entgegen.

Ich glaube: können wir der Geschichte von morgen diese Erkenntnis geben, daß alles, was uns Völker vereinzelte und gegeneinander trieb, ein Irrtum war und wesentlich nur, was uns gemeinsam vorwärtsbrachte, die Zivilisation, der Fortschritt, so würde die

Mentalität von morgen eine bessere, eine optimistischere sein als die von heute. Vergleichen wir doch diese Geschichte von gestern mit der Geschichte von morgen in ihrer seelischen Antriebskraft. Was zeigt die Kriegsgeschichte? Nur was die Länder und Völker in dreitausend Jahren aneinander verschuldet haben. Wie Frankreich Deutschland plünderte und Deutschland Frankreich, wie Persien Griechenland unterjochte und Griechenland Persien. Und was ist damit geschaffen? Kriegslust und Haß einer Nation gegen die andere. Die Kulturgeschichte dagegen, von der ich träume, schildert genau das Gegenteil. Sie würde zeigen, nicht was eine Nation an der anderen verschuldete, sondern was eine der anderen verdankt. Sie würde zeigen, daß beinahe alles, was wir erfunden, erdacht, entdeckt, gedichtet, geglaubt haben, eine Kollektivleistung ist, daß jede Erfindung und Entdeckung schon irgendwo vorbereitet war und von einer Nation auf die andere Übergriff, daß es gleichgültig war, wer siegte oder besiegt wurde, weil die Sieger oft gelernt haben von den Besiegten, und daß im letzten alle Völker und Nationen an dem Turmbau von Babel gemeinsam geschaffen haben. Während die alte Geschichte, die Kriegsgeschichte, immer wieder von neuem die Jugend verlocken will, die Gewalt als das höchste Gesetz und den sichtbaren Erfolg als den letzten Beweis jeder Leistung zu bewundern, lehrt uns die Kulturgeschichte, den Geist zu verehren in seinen tausendfältigen Formen, jenen unsterblichen Geist der Menschheit, welchen Diktaturen und Zensuren manchmal für eine Weltstunde knebeln, aber niemals ersticken konnten. Nicht mehr die Alexander, die Napoleons, die Attilas werden in dieser Geschichte von morgen die Vorbilder sein, sondern als ihre Helden wird sie nur diejenigen anerkennen, die dem Geist gedient, die ihm neue Formen und neuen Ausdruck gegeben, die unser Wissen vermehrt und unseren irdischen Sinnen Macht über die Elemente und Erkenntnis so vieler Geheimnisse des Himmels und der Erde verliehen haben.

Aber vielleicht wird man einwenden, es sei zwar richtig, daß Geschichte einzig in diesem Sinne des menschlichen Fortschritts geschrieben werden sollte, aber wir müßten doch mit der Tatsache rechnen, daß eine Darstellung unserer geistigen, unserer zivilisatorischen Leistungen nicht so stark auf die Imagination wirke wie die Darstellung von Schlachten und Kriegen, von Aufständen und verwegenen Expeditionen. Dieser Einwand ist an sich vollkommen

berechtigt. Schon als Knaben haben wir uns alle für Alkibiades und Alexander, für die Helden von Thermopylae leichter begeistert, als für den gerechten Solon und den weisen Marc Aurel. Leidenschaften sind an sich für den Schriftsteller dankbarer darzustellen als moralische Eigenschaften – Gerechtigkeit, Nachsicht, Humanität –, die nicht so unmittelbar auf die Schaulust wirken, die in sich nichts Erregendes, nichts Spannendes haben. Immer hat es der leichter, der den sichtbaren Erfolgen, den gewalttätigen Instinkten dient, der immer nur die Mächtigen rühmt und die Sieger feiert. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß es schwerer ist und weniger ergiebig, die milde Humanität eines Erasmus darzustellen als die amüsante Passioniertheit eines Casanova oder den Aufstieg Napoleons. Aber sollen die Darsteller der Geschichte wirklich dem unbewußten Wunsch der Massen nachgeben, die nur das Sensationelle, das Brutale, das Kriegerische als billiges Stimulans wollen? Ist es nicht vielmehr unsere Pflicht, gerade weil wir die Gefährlichkeit dieser Neigung zum Sensationellen kennen, statt des brutalen Heroismus jenen anderen darzustellen, den wir innerlich für den höheren halten – die großartigen Gestalten der Gelehrten, die aufopferungsvoll in ihren Laboratorien arbeiten, verzehrt von Einsamkeit, arm und unbekannt? Die Staatsmänner, die Fürsten, die Präsidenten, die nie einen Krieg führten und ihre ganze Kraft einsetzten, um im Sinne der Verantwortlichkeit, der Versöhnlichkeit und der Humanität zu wirken? Ist es nicht unsere Pflicht, eine Umstellung der Heldenverehrung vorzunehmen und diejenigen der Menschheit als Beispiel zu stellen, die sich töten ließen für eine Idee – statt jener anderen, die Tausende und Millionen in den Tod trieben für den egoistischen Gedanken eigener oder nationaler Macht? Wird nicht eben dies die wahre Aufgabe der Geschichte von morgen sein, gerade weil sie eine schwere, weil sie eine undankbare ist?

Aber welcher beschwingende Ton kann dafür auch von dieser neuen Art der Geschichte ausgehen, wenn sie die ewige Verbundenheit des schaffenden Geistes zeigt, wenn sie dartut, wie eine Kette durch die Zeiten reicht, von Land zu Land, von Volk zu Volk, eine Kette, der jede neue Nation und jedes neue Jahr ein neues Glied hinzufügt. Wenn sie zeigt, daß die drei Jahrtausende unserer bewußten Menschheit nicht bloß ein blutiges Gladiatorenspiel waren, das sich ein trunkener Gott sinnlos vorführen ließ, sondern daß wir in die-

sem großartigen Drama selber die Helden, die Darsteller, die Dichter, die Schöpfer sind. Wenn sie fühlen läßt, daß ein Sinn in diesem ewigen Wirken und Mühen der Menschheit waltet, wenn sie zeigt, daß die Menschheit eine Aufgabe hat, und wenn wir spüren, daß jedem von uns in seinem kleinen Dasein ein Wort, eine Geste in diesem Drama zugeteilt ist. So wie der Mensch nur richtig lebt, wenn er sein Leben als sinnvoll empfindet, so können wir auch das Gewesene nur als sinnvoll empfinden, wenn wir ihm einen Sinn zu geben vermögen, den Sinn einer Entwicklung zu einer immer höheren Stufe unserer Humanität.

Ich glaube, in diesem Geiste allein muß die Geschichte von morgen geschrieben werden: als Geschichte des menschlichen Fortschritts, um uns selber vorwärts zu bringen. Und daß eine solche Geschichte möglich, daß sie sogar schon auf dem Wege ist, dafür haben wir bereits verheißungsvolle Anzeichen. Gerade die letzten Jahrzehnte haben uns einige Versuche gegeben, Geschichte darzustellen nicht bloß als einen Kalender von Schlachten, einen blutigen Kreisgang im alten Sinne der Gewalt, sondern als eine Stufenreihe, auf der die Menschheit emporsteigt, und ich rechne es Amerika zu besonderer Ehre an, daß gerade hier diese Bücher den größten Erfolg und die größte Verbreitung gefunden haben. Ich erinnere da nur an die Geschichte von Wells, die den ersten geschlossenen Versuch darstellt, Weltgeschichte im Sinne der gegenseitigen Befruchtung der Völker zu sehen – ich erinnere an Amerikas Nationalgeschichte, die sich bewußt nicht „History of America" nennt, sondern „The Rise of American Civilisation" –, an van Loons ‚History of Tolerance'. Und es war mir eine besondere Genugtuung, daß ein Buch wie die Biographie der Madame Curie hier Millionen Herzen erobert hat; denn es stellt für mich geradezu den Typus der neuen Geschichte dar, wie ich sie geschrieben sehen wollte, jener Geschichte von morgen, die das Heldische nicht auf den Schlachtfeldern zeigt, sondern in einer einzelnen menschlichen Seele, Heldentum einer inneren Überzeugung und nicht Heldentum unter Befehl eines Korporals, Heldentum des Geistes und nicht der Faust und ihrer mechanischen Verlängerung durch Revolver und Kanone – jenes Heldentum, das mit seinem Willen nicht nur einer einzigen Nation gilt, sondern der ganzen Menschheit. Dieser letzte Maßstab, was ein Mensch nicht für sich und nicht bloß für seine eigene Nation, son-

dern was er für alle geleistet hat, wird und muß der Maßstab der Geschichte von morgen sein. Denn was sind uns heute noch Napoleons Siege, die er auf den italienischen Schlachtfeldern gegen Österreich errungen, Arcole und Rivoli? Sein eigenes Imperium ist längst zerfallen, Staub und Vergangenheit, und das Österreich, das er besiegte, existiert nicht mehr. Aber im gleichen Jahr und in der gleichen Landschaft mühte sich damals ein kleiner Gelehrter, Alessandro Volta, an einem winzigen Apparat. Ein Funke springt über aus der ersten Batterie, die er geschaffen, und erzeugt eine Kraft, die heute unser ganzes Leben bestimmt und verändert, die den Raum hier erleuchtet und die Stimmen schwingen macht im ganzen Umkreis der Erde, die unsere Bahnen treibt, die uns eine neue Gemeinsamkeit gegeben, welche die kühnsten Träume unserer Vorväter nicht zu träumen wagten. Solche Taten wird, so hoffe ich, die neue Geschichte vor allem verzeichnen und nicht die vergänglichen Umstellungen der Landkarte, und an Stoff, an neuen Taten und Heldentaten wird es ihr – davon bin ich überzeugt – nicht fehlen, auch wenn endlich die blutige Barbarei der Schlachten vorüber ist. Mich hat jüngst ein Wort tief getroffen, das ich in der Vorrede einer Zusammenfassung der wissenschaftlichen Leistungen bloß des letzten Jahres las. Es hieß: „Nie hat seit Anfang der Welt die Menschheit so viel erfunden und entdeckt wie in diesem einen letzten Jahr und nie so wenig davon gewußt." Ein erschütterndes Wort, denn wir wissen wirklich nicht genug von dem Großen und Bestärkenden, das in unserer Zeit geschieht. Wir halten irrigerweise die kleinen oder die großen politischen Erfolge eines Führers, die Eroberung eines kleinen Stücks Erde für die Geschichte unserer Zeit, und das ist doch kaum Geschichte eines Augenblicks. Was der nächsten Generation das äußere und das innere Leben wahrhaftig verändert, geschieht vielleicht in dieser Stunde in irgendeinem der Hunderte von Laboratorien bei einem winzigen Experiment oder einer komplizierten Berechnung, die wir zunächst nicht verstehen. Aber sie verständlich zu machen und gleichsam in den Blutkreislauf unserer Zeit, in unser Denken pulsend einzuführen, scheint mir eben die wichtigste Aufgabe der Geschichte von morgen. Denn nur, wenn wir uns erinnern, daß dies die eigentliche Arbeit ist und daß diese Arbeit ununterbrochen geschieht, daß wir in jeder Stunde unseres Lebens im Geistigen fortschreiten, daß wir gemeinsam heute noch

unsichtbare Eroberungen machen und der Geist der Menschheit so sehr triumphiert wie nie – nur dann können wir uns trösten über die Torheit der Nationen und der Diktatoren, die versuchen, die Völker gegeneinander zu stoßen, während sie doch gemeinsam fortschreiten, die versuchen, Rückschritt im Politischen zu erzwingen, wo der Fortschritt unaufhaltsam ist. Nur wenn wir in diesem neuen Sinn, den die Geschichte von morgen haben wird, auf unsere Gegenwart blicken, ist es möglich, nicht zu verzweifeln an unserer Zeit und uns, während wir als Staatsbürger enttäuscht werden, doch den Stolz zu bewahren, daß wir Menschen dieser Zeit sind. Nur dann können wir ohne Grauen in den blutigen Wirbel der Geschichte blicken, wenn wir ihn anschauen als schöpferische Vorbereitung einer besseren zukünftigen Zeit, als Vorbereitung einer neuen Humanität. Soll Geschichte einen Sinn haben, so muß es der sein, unsere Irrtümer zu erkennen und sie zu überwinden. War die Geschichte von gestern die unseres ewigen Rückfalls, so muß die Geschichte von morgen die unseres ewigen Aufstiegs sein, eine Geschichte der menschlichen Zivilisation.

Stefan Zweig

Die Gärten im Krieg

(1939)[1]

Unter den Vielen in Europa, die das triste Privileg haben, nun schon den zweiten Weltkrieg mit wachen Sinnen mitzumachen, ist mir noch das Besondere vorbehalten gewesen, jeden dieser Kriege von einer anderen Front zu sehen. Den ersten sah ich von Deutschland, von Österreich aus, den zweiten von England. Darum wird mir Beobachten unwillkürlich zum ständigen Vergleich, einem Vergleich nicht nur der Konstellation beider Kriege, sondern auch der beiden Völker im Kriege.

Die immense Verschiedenheit empfand ich schon am ersten Tage. 1914 war die Kriegserklärung in Wien ein Rausch, eine Ekstase. Man hatte den Krieg nur aus Büchern gekannt, man hatte ihn nie mehr für möglich gehalten in einer zivilisierten Zeit. Nun war er plötzlich da, und weil man nicht wußte, wie grausam, wie mörderisch er sein würde, erregte sich die jäh ausgepeitschte Phantasie kindlich-neugierig daran wie an einem romantischen Abenteuer. Ungeheure Massen strömten aus den Häusern, den Geschäften auf die Straßen, formten sich zu begeisterten Kolonnen; plötzlich waren Fahnen da, man wußte nicht woher, und Musik, man sang in Chören, man jauchzte und jubelte, ohne recht zu wissen, warum. Die jungen Leute stauten sich vor den Ämtern, um sich zu melden; sie hatten nur die eine Angst, sie könnten zu spät ausgerufen werden und das große Abenteuer versäumen. Und vor allem: jeder hatte das Bedürfnis zu sprechen, über das zu sprechen, was alle gemeinsam erregte. Fremde redeten sich an auf den Straßen, in den Ämtern vergaß man das Amt, in den Geschäften das Geschäft, man telephonierte sich ununterbrochen, von Haus zu Haus, um die innere Spannung im Wort zu entladen , die Restaurants, die Kaffeehäuser Wiens

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Die Gärten im Krieg* [1939]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 119-125.

waren wochenlang voll bis tief in die Nacht von diskutierenden, von exaltierten, nervösen, aber immer schwätzenden und schwätzenden Menschen, jeder einzelne ein Stratege, ein Nationalökonom, ein Prophet.

Dies blieb mir als Bild, als unvergeßliches, von Wien 1914. Und dann 1939 England, ein ebenso unvergeßlicher Kontrast. 1939 war der Krieg keine plötzliche Überraschung, sondern nur eine Wirklichkeit gewordene Befürchtung. In allen Ländern hatte man ihn seit Hitlers Machtübernahme kommen sehen, näher und näher, man hatte alles getan, um ihn wegzuhalten, weil man sein Grauen kannte. Man wußte aus Erfahrung, aus Beobachtung, daß er kein romantisches Fabeltier war, sondern eine gigantische, mit allen Teufelskünsten der Technik ausgerüstete Maschine, die in ihrem langen Umlauf tagtäglich ungeheure Massen an Menschen und Geld verbraucht. Man gab sich keinen Illusionen hin. Niemand jubelte, jeder erschrak, jeder wußte, daß für sein Land, für die Welt jetzt Jahre der Verdüsterung kommen würden. Man nahm den Krieg hin, weil man ihn hinnehmen mußte als etwas Unvermeidliches.

Das war 1939. Aber obwohl ich das wußte, ja diese stoische Haltung als die einzig natürliche erwartete, wurde mir England zur Überraschung, und ich lernte in den Tagen des Krieges mehr über dieses Volk als vordem in Jahren. Die erste Erfahrung war der erste Tag. Ich hatte zufällig in einem Amte zu tun, der Beamte stellte ein Dokument für mich aus, als die Tür sich öffnete und ein anderer Beamter eintrat und meldete: „Deutschland ist in Polen eingerückt. Das ist der Krieg. I have to leave at once." Er sagte es mit völlig ruhiger Stimme, als machte er eine kleine amtliche Mitteilung. Und während mir das Herz stille stand und ich (warum mich schämen?) meine Finger zittern fühlte, schrieb der Beamte vor mir ruhig das Dokument zuende, reichte es mir mit dem leichten freundlichen englischen Lächeln. Hatte er nicht verstanden? Glaubte er es nicht? Aber ich trat auf die Straße. Sie war völlig still, die Menschen gingen weder schneller noch erregter. Sie wissen es noch nicht, dachte ich abermals. Sonst könnten sie nicht so ruhig, so gefaßt jeder seiner Beschäftigung nachgehen. Aber schon kamen die Zeitungen weiß flackernd herangeweht. Die Leute kauften sie, lasen sie und gingen weiter. Keine erregten Gruppen, selbst in den Geschäften kein nervöses Beieinanderstehen. Und so dann die ganzen Wochen hin-

durch, jeder still, gelassen seinen Dienst tuend, keiner sichtbar erregt, jeder ruhig entschlossen und schweigsam: wären nicht gewisse äußere Sichtbarkeiten wie der black-out oder die in England ungewohnte Häufigkeit der Uniformen, niemand könnte nach der bloßen Haltung der Menschen hier vermuten, dieses Land kämpfe einen der schwierigsten und entscheidendsten Kriege seiner Geschichte.

Diese Unerschütterlichkeit gerade in Augenblicken, wo Erregung, Leidenschaft, Nervosität bei allen anderen Nationen unaufhaltsam durchbricht, bleibt für uns Nichtengländer das Geheimnisvolle am englischen Charakter. Man hat es so oft versucht, dies Ansich-halten psychologisch zu erklären: durch eine angeborene Straffheit der Nerven oder durch die Systematik der Erziehung, die schon das Kind daran gewöhnt, Gefühle oder zumindest ihren sichtlichen Ausdruck zu verbergen.

Aber ich glaube, man unterschätzt ein tieferes Element: die ständige Verbundenheit mit der Natur, die etwas von ihrer großen Gelassenheit unsichtbar auf jeden Menschen überträgt, der in dauernder Zwiesprache mit ihr lebt. Lange glaubte ich – wie die meisten – des Engländers Liebe und Vorliebe sei sein Haus. Aber in Wahrheit ist es sein Garten. Jemand hat in England jüngst gezählt, daß es hierzulande dreieinhalb Millionen Gärten gibt – fast jedes Haus, ja jedes Häuschen hat den seinen, und von den Großstädtern, die in den Flats Londons wohnen, besitzen viele ein Weekendhaus, in das sie sich die ganze Woche lang sehnen um des Gartens und seiner Blumen willen. So arbeiten Millionen von Engländern, diesen angeblich so unromantischen Engländern, im Weekend oder nach ihrer eigentlichen Arbeit in ihrem Garten oder Gärtchen: abends oder morgens nimmt der Arbeiter, der Beamte, der Minister, der Clerk und der Reverend sein Garten Werkzeug zur Hand, gräbt die Erde um oder schneidet die Sträucher und pflegt seine Blumen. In dieser täglichen Beschäftigung des „gardening", das nicht Sport ist und nicht Arbeit und nicht Spiel, sondern all dies in Übergängen ineinander schattiert, sind alle Engländer solidarisch, alle sozialen Unterschiede verschwunden, die Distanzen zwischen Arm und Reich ausgehoben: selbst der Earl und der Duke, der sein Dutzend Gärtner beschäftigt, ist seinem Garten nicht minder persönlich verbunden als der Lokomotivführer den armen paar Squares Grün hinter seinem Häuschen. Und diese eine Stunde täglich oder diese halbe Stunde mit Blumen,

mit Bäumen, mit Früchten, mit den ewigen und naturhaften Dingen, diese Stunde oder halbe Stunde völliger Abgelöstheit von den Geschehnissen und Geschäften scheint mir durch ihre entspannende Kraft – ihr „relaxing" – jene wunderbare, uns unbegreifliche oder zumindest unerreichbare Ruhe der englischen Menschen zu bewirken. Inmitten einer veränderlichen und zerstörbaren Welt werden sie täglich daran erinnert, daß das Wesentliche unserer Erde, daß ihre Schönheit unberührbar bleibt von dem Wahnwitz der Kriege und den Torheiten der Politik; wenn sie den Tag beginnen oder den Tag enden, haben sie durch diese Berührung eine Festigung und Beruhigung erfahren, die, auf Millionen Menschen summiert, in einer ganzen Nation dann als Charakter in Erscheinung tritt; diese unzählbaren kleinen bescheidenen Gärtchen, die auch an das ärmlichste Haus sich anschmiegen mit ihren paar Sträuchern, ihrem Kranz von Blumen und ihrem nutzhaften Grün, sie sind das große Palliativ dieses Volkes gegen Nervosität, gegen Unsicherheit und laute Schwatzhaftigkeit. Aus ihnen erneuert sich Tag für Tag die für uns Nichtengländer fast unbegreiflich stetige Ruhe und Gelassenheit des Einzelnen wie die Kraft der ganzen Nation, und sie schaffen uns damit ein großartiges Schauspiel seelischer Beständigkeit, fast ebenso großartig wie jenes der Natur.

Stefan Zweig

Die Geschichte als Dichterin

Vortragsmanuskript 1939[1]

Dieser Vortrag war bestimmt für den XVII. Internationalen P.E.N.-Kongreß zu Stockholm im September 1939, der infolge des Kriegsausbruches nicht stattgefunden hat.

Unsere allererste Begegnung mit der Geschichte geschah in der Schule. Dort wurde uns Kindern zum erstenmal bedeutet, daß nicht mit uns die Welt beginnt und begonnen hat, sondern daß alles Organische ein Entstandenes sei, ein Gewordenes und Gewachsenes; daß also schon lange vor uns eine Welt war und vor ihr wieder eine andere. So nahm uns die Geschichte zu sich, so führte sie uns an unseren neugierigen Kinderhänden immer weiter zurück durch den bunten Bildersaal der Zeiten. Sie lehrte das Kind, das wir waren, lehrte den Unmündigen, daß es einmal eine Epoche gegeben, wo die ganze Menschheit selbst ebenso unmündig und kindhaft gewesen, wo ohne Feuer, ohne Licht unsere Urahnen gleich Molchen in Höhlen gehaust. Aber sie zeigte auch, die Geschichte, unserem bewundernden Staunen, wie aus diesen zerstreuten rohen Horden des Anfangs Völker sich bildeten, Staaten sich kristallisierten, wie von Osten nach Westen, gleich einer wachsenden Flamme, die Kultur von einer Nation zur anderen sich weiterreichte und die Welt erleuchtete – Schritt für Schritt führte uns die große Lehrerin Geschichte den ungeheuren Weg der Menschheit vor, den Weg von den Ägyptern zu den Griechen, von den Griechen zu den Römern und vom Imperium Romanum durch tausend Kriege und Versöhnungen bis an die Schwelle unserer heutigen Welt. Das war und das ist die erste, die ewige Aufgabe der Geschichte, mit der sie uns allen

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: Die Geschichte als Dichterin [Vortragsmanuskript 1939]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 337-360.

in unseren Schuljahren entgegengetreten ist: dem jungen, dem werdenden Menschen den Gang und das Werden der ganzen Menschheit zu veranschaulichen und ihn damit, den Einzelnen, geistig einer ungeheuren Ahnenreihe zu verflechten, deren Leistung und Werk er würdig zu vollenden hat.

Als die große Erzieherin zur Weltbildung – so also trat uns allen die Geschichte in unserer Jugend entgegen. Aber Erzieher und Lehrer, sie zeigen fast immer ein strenges Gesicht. Als eine mitleidslose Richterin, die unbeweglichen Antlitzes, ohne Liebe und ohne Haß, ohne Urteil und ohne Vorurteil die Geschehnisse mit ehernem Griffel aufzeichnete, die nach Zahlen und Gruppen das ungeheure Chaos des Weltgeschehens uns als Ordnung begreifen lehrte, mutete die Geschichte uns an, und wir liebten sie nicht allzusehr. Wir mußten – ich glaube, es ist allen so ergangen-Geschichte erst zwanghaft lernen, als Schulgegenstand, als Aufgabe lernen, ehe wir sie aus eigener Kraft zu suchen, zu erkennen und zu lieben begannen. Vieles langweilte uns, weniges gefiel uns in der großen Weltchronik, schon damals in den Jahren der Schule war unsere Einstellung nicht ganz von Urteil und Vorurteil, von eigenpersönlicher Vorliebe frei. Erinnern wir uns genau an jene Schuljahre, so erinnern wir uns auch, daß wir die Weltchronik, die uns die Geschichte entrollte, nicht immer mit gleicher Liebe lasen und mit gleichem Interesse. Es waren lange Strecken und Zeiten in jenen Büchern, die wir widerwillig, ohne Anteilnahme lernten, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Leidenschaft, die wir eben lernten, wie man Gefordertes, wie man Aufgezwungenes, wie man einen „Schulgegenstand" lernt, aber, ich wiederhole es, ohne innere Freude, ohne phantasiemäßigen Anteil. Dann aber kamen wieder Episoden in der Geschichte, die wir leidenschaftlich wie Abenteuer miterlebten, einzelne Stellen in den Büchern, wo wir gar nicht rasch genug die Blätter wenden konnten, wo unser innerstes Wesen, unsere geheimsten Kräfte passioniert waren, wo unsere Phantasie in die bewunderten Gestalten selbst einschlüpfte, wo wir Knaben uns als Konradin fühlten, als Alexander, als Cäsar und Alcibiades. Der Unterschied, den ich hier anführe, ist ein Gemeinschaftserlebnis; ich glaube, es gilt von jeder Jugend in jeder Nation, daß sie sich spontan Lieblingsepochen und Lieblingsgestalten in der Geschichte wählt, und ich glaube sogar, daß in allen Ländern und bei allen jungen Generationen sich die Liebe und

Begeisterung genau denselben Gestalten und Episoden zuwendet. Überall sind es einerseits die großen Sieger wie Cäsar und Scipio, welche die Begeisterung der Jugend erregen, und anderseits die heroisch Besiegten, wie Hannibal und Karl XII., denn hier greift das leidenschaftliche Mitleid ein, das jeden jungen Menschen so schön erregt. Im allgemeinen aber sind es im Norden und Süden, im Osten und Westen die gleichen dramatischen Episoden der Geschichte, welche die Zwölfjährigen, Dreizehnjährigen und Fünfzehnjährigen mit dem gleichen Effekt betören, und gewisse vitale Epochen der Menschheit, wie die Renaissance, die Reformation, die französische Revolution haben den Vorzug, daß sie sich mit einer besonderen Bildlichkeit und Plastik in unsere Sinne einprägen. Das kann aber kein Zufall sein, daß gewisse Lieblingsfiguren und Lieblingsstellen in der Geschichte seit den Tagen Plutarchs für die Menschheit gleich eindringlich geblieben sind, eine solche einmütige Erregung der Phantasie muß einen bestimmten Grund haben. Dieses geheimwaltende Gesetz, diesen Grund sehe ich darin, daß die Geschichte, sie, die wir erst als Lehrerin, als unerbittlich gerechte Chronistin kannten, manchmal auch Dichterin ist. Ich sage ausdrücklich: *manchmal*. Denn sie ist es nicht immer, nicht in continuo, so wie ja auch jeder Dichter, jeder Künstler, nicht die ganzen vierundzwanzig Stunden seines Tages ununterbrochen Dichter ist. Wochen und Monate sind für den wahrhaft schaffenden Menschen oft vollkommen brache Zeit, in der er, Bürger und Handlanger, ebenso unproduktiv lebt wie jeder andere; alle Spannung braucht Zeiten der Vorbereitung, der Sammlung. Dichterische Kraft, wie jede andere, muß sich vor ihrem stärksten Anlauf erst aufstauen, sie muß ruhen und sich sammeln, um dann plötzlich sieghaft aufzubrechen. Der visionäre, der wahrhaft schöpferische Zustand kann weder bei einem Einzelnen, noch bei ganzen Nationen jemals ein Dauer-, ein normaler Zustand werden; und so wäre es unsinnig, wenn man von der Geschichte, wenn man selbst von dieser „geheimnisvollen Werkstatt Gottes“, wie Goethe sie nennt, unausgesetzt und ohne Pause nur große, aufregende, erschütternde, ergreifende Gestalten und Geschehnisse fordern wollte. Nein, auch die Geschichte kann nicht ständig Genies produzieren und ungeheure, übermenschliche Charaktere, auch sie hat Spannungspausen, Kunstpausen, und wer sie lesen wollte wie einen Kriminalroman, in dem

jedes einzelne Kapitel mit dem Maximum an Revolverspannung geladen ist, der beleidigt den hohen Geist, der in ihr waltet. Stellen wir also fest – die Geschichte ist nicht ununterbrochen Dichterin, sie ist meist nur-Chronistin, Tatsachenreferentin. Nur ganz selten hat sie solche sublime Augenblicke, die dann eben die Lieblingsstellen, die Lieblingsgestalten jeder Jugend werden – was sie gewöhnlich gibt, ist meist nur Tatsachenchronik, ungeformter Weltstoff, nüchterne Aufeinanderfolge logisch begründeter Geschehnisse. Aber manchmal, genau wie die Natur ohne menschliche Beihilfe oft makellose Kristalle in ihrem Schoße bildet – manchmal treten innerhalb der Geschichte einzelne Episoden, Menschen und Epochen uns entgegen in solcher Höchstspannung, in so dramatischer Fertigbildung, daß sie als Kunstwerk unübertrefflich sind und in ihnen die Geschichte als Dichtung des Weltgeistes die Dichtung aller Dichter und jeden irdischen Geist beschämt.

Ich will versuchen, für solche heroische, dichterische Augenblicke – ich nannte sie einmal in einem Buch „Sternstunden der Menschheit" – ein oder das andere rasche Beispiel zu geben. Nehmen wir zur Probe die Jahrhunderte in Europa nach der Völkerwanderung, so sind sie im dichterischen Sinne eigentlich nicht ergiebig. Es kristallisieren sich zwar einzelne Gestalten großartig heraus, die Erscheinung Attilas, die Figur Karls des Großen und in Italien die plötzliche Erscheinung eines Dante, aber diese großen Figuren und interessanten Epochen greifen nicht ineinander zu jener erregenden Folge, wie sie das richtige Kunstwerk verlangt. Denn es genügt weder bei einem Theaterstück noch bei einem Roman, wenn der Dichter nur eine große Figur hinstellt: ein volles Kunstwerk muß, um spannend zu sein, auch Gegenspannung einsetzen, jede Gestalt muß ihren großen Gegenspieler haben, denn jede Kraft braucht, um sich voll zu entwickeln und ihr wahres Maß zu offenbaren, den schöpferischen Widerstand. Ebenso aber braucht die Geschichte, um wirklich dichterisch erregend zu wirken, immer *mehrere* große Gestalten zugleich, und ihre wahrhaft erregenden Momente sind immer erst die kataraktischen, wo riesige Kräfte gegen das Schicksal stoßen, wie das Wasser gegen den Felsen. Jahrelang strömt die Geschichte sonst in beinahe monotonem Rhythmus dahin, aber in manchen großartigen Sekunden schiebt sie plötzlich ihre Ufer zusammen, eine Stromschnelle entsteht, rasender Lauf, erregende Spannung,

und mit einmal ist die historische Szene gefüllt und überfüllt mit einem ganzen Rudel genial kontrastierender Gestalten.

Nehmen wir als Beispiel solcher Überfüllung der historischen Szene zuerst das Zeitalter Karls V. Jahrhundertelang ist Europa zerstückt. Plötzlich, mit einmal, fällt die höchste Macht der Erde, die je ein Mensch besessen, an *einen* Monarchen, an *einen* Menschen. Karl V. ist Kaiser von Deutschland, König von Spanien, Beherrscher Italiens und außerdem Besitzer aller neuen Erdteile, und er kann mit Stolz von sich sagen: „In meinem Reich geht die Sonne nicht unter". Welche Fülle an dramatischen Gegenmomenten muß die Geschichte ersinnen, um eine solche Machtfülle in wenigen Jahren zu Fall zu bringen? Sie muß ein Kolossalgemälde komponieren, sie muß in ungeheuren Dimensionen dichten, sie muß eine ganz unerhörte Fülle interessanter und energischer Figuren auf den Plan rufen, sie muß vor allem einem solchen Fürsten große Gegenspieler ersinnen, wirkliche Monarchen; die Geschichte stellt in dieser einen knappen Zeit also gleich drei große Rivalen gegen Karl V.: Franz den Ersten von Frankreich, Soliman, den allmächtigen Padischah der Türken, und Heinrich VIII. von England. Aber drei Fürsten, selbst verbündet, sie wären nicht genug, eine so ungeheure Macht in zwanzig Jahren wieder zu vernichten. Also erfinde weiter, Geschichte: sei kühner! Sei großzügiger! Um das Europareich Karls V. zu zersprengen, muß die Geschichte *neue* Explosivkräfte ersinnen von bisher unerreichter Sprengkraft, so wie sie ja in jenen Zeiten das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerkunst. Diese neue Explosivkraft gräbt sie in die Seele eines kleinen unbekannten Augustinermönchs, Martin Luther. Dieser eine einzelne Mann steht auf und zerreißt mit der bloßen Schreibehand die Einheit der fides catholica. Jetzt erst kommen die Gegenkräfte in Gang; ein Heer wilder Schwärmer, mit Thomas Münzer an der Spitze, muß in Aufstand das Land erschüttern, die Reformation muß die ganzen deutschen Fürsten gewinnen, bis dann die ungeheure Wendung geschieht, daß dieser mächtigste Mann der Welt, Karl V., in eisiger Winternacht, verlassen von allen seinen Getreuen, als jämmerlich Geschlagener über die Berge flieht und in einem spanischen Kloster Ruhe sucht. Ich frage, hätte je ein Dichter, ein Künstler genialeres Beispiel ersinnen können, als hier die Geschichte erdichtet, indem sie am Ende gerade diesen mächtigsten Mann der Erde gleichzeitig den Einzigen in der unendlichen Reihe

der Fürsten innerhalb von Jahrhunderten sein läßt, der freiwillig und mit ehrlichem Abscheu auf die Macht verzichtet? Kann ein Ablauf logischer und gleichzeitig überraschender sein als dieser? Und welche Nebenfiguren sind in diesem Drama zusammengedrängt! Ich brauchte eine Stunde, um sie auszuzählen und streue nur flüchtig ein paar Namen hier hin: Luther, Zwingli und Calvin, die drei großen Reformatoren, Tizian, Michelangelo, Benvenuto Cellini, Lionardo und das geschändete, zerstörte und seiner Kunstwerke beraubte Rom; Macchiavelli und Erasmus von Rotterdam, Holbein und die großen deutschen Meister, und gleichzeitig in Spanien drüben Cervantes, dem bei einem Sturm bei dem unglücklichen Angriff auf Algier der Arm zerschmettert wird; die Entdeckung neuer Provinzen in Amerika, die Ausbreitung des Buchdrucks über die Welt, dazwischen als groteske Szene die närrische Episode der Wiedertäufer, der tragische Bauernaufruhr und die Verschwörung des Fiesco: Dutzende, hunderte Dramen, zusammengedrängt in einen einzigen Lebensraum von dreißig Jahren – dreißig Jahre, die so dicht mit Spannung und erregenden Wetterstürzen angefüllt sind, wie vielleicht nur unsere eigene Epoche seit 1914. So dichtet die Geschichte, wenn sie michelangeleske Stunden hat.

Oder denken wir an ein anderes Fresko: die Französische Revolution, die innerhalb von fünf Jahren soviel Weltstoff in sich auflöst und verwandelt, wie sonst nur ein ganzes Jahrhundert – eine Zeit, die jede Phase des Denkens und der Gesinnung in einer lebenden Figur charakterologisch zum Ausdruck bringt. Ich erinnere nur: Mirabeau, der wirkliche Staatsmann, Danton, der Agitator, Robespierre, der gelernte, kalte und klare Politiker, Marat, der Demagog, und dazwischen noch in allen Spielarten die reinen Idealisten und die reinen Korruptionisten, ein wildes Durcheinander und Gegeneinander, ein sich Übersteigern und Zutodehetzen. Und dann dieser unglaubliche Zug auf die Guillotine zu, unter die jeder seinen Vorgänger stößt, ohne zu ahnen, daß hinter ihm schon ein anderer steht, der ihn unter das gleiche Messer schieben wird. Welch ein Holbeinscher Totentanz, und er tobt weiter und weiter und weiter, bis dann die Revolution an ihrem eigenen Übermaß, in ihrer eigenen Überkraft zugrunde geht und ihr Erbe Napoleon nur die Hand auszustrecken braucht, um den verlassenen Thron an sich zu reißen.

Und dieser eine Mensch wieder, Napoleon, welch ungeheure

und unübertreffliche Erfindung der Geschichte ist doch dieser Mann, der als Knabe in der Kriegsschule auf einen Zettel vermerkt: „St. Helena, eine kleine Insel, sie hegt im Atlantischen Ozean" und nicht ahnt, daß der Weg zu dieser Insel ihn innerhalb zwanzig Jahren über alle Länder und alle Kampffelder Europas führen wird, empor zur höchsten Machtfülle, die seit Karl V. irgend jemand in Europa besessen, und die er ebenso plötzlich verliert wie sein großer Vorgänger.

Hier scheint es einen Augenblick, als ob die Geschichte sich wiederholen wollte. Aber nein, sie wiederholt sich niemals. Sie spielt manchmal mit Analogien, aber sie ist so reich an Material, daß sie immer wieder neue Situationen aus ihrem unerschöpflichen Arsenal hervorholt. Sie wiederholt sich nie und nirgends, sie transponiert nur, gleichsam wie ein Musiker, ein und dasselbe Thema in eine andere Tonart. Gewiß, sie täuscht manchmal Ähnlichkeiten vor, aber sie täuscht, und wehe, wer diesem Schein glaubt, wehe dem Politiker, wehe dem Staatsmann, der diesen oberflächlichen Analogien traut und meint, nach einem Schema handeln zu dürfen, der denkt eine heutige Situation zu bewältigen, indem er eine ähnliche der Vergangenheit als Muster kopiert. Ludwig der Sechzehnte versuchte dies zum Teil, als die Französische Revolution begann; er glaubte am klügsten zu tun, wenn er genau aus den Büchern studierte, wie sein unglücklicher Schicksalsgefährte, Karl der Erste, sich gegen die Revolution Cromwells verhalten hatte. So hoffte er seinen Kopf vor dem Beil zu retten. Aber gerade dadurch, daß er die gleichen Fehler vermeiden wollte und vermied und zu nachgiebig war, verfiel er in andere Fehler. Nein, die Geschichte läßt sich nicht voraus erraten, denn sie ist zu reich, um sich zu wiederholen, und zu vielfältig, um sich errechnen zu lassen, sie meistert den erhabenen Kunstgriff des wahren Dichters, der, wenn er einen Roman oder eine Tragödie gestaltet, bis zum letzten Augenblick den Leser oder Hörer im unklaren läßt über den Ausgang, der das Unwahrscheinlichste zum Wirklichen macht und jede Erwartung immer wieder auf das großartigste überrascht und übertrifft. Der Ablauf der Geschichte ist unberechenbar und kennt Systeme ebensowenig wie das Roulette oder irgendein anderes Glücksspiel, denn ihre Geschehnisse rollen in so ungeheuren Dimensionen und innerhalb so unglaublicher Zufallsmöglichkeiten ab, daß unsere begrenzte irdische Vernunft nie

ausreicht, sie zu antizipieren. Nie wird es also gelingen, aus Vergangenheit das Zukünftige zu errechnen. „Es gibt kein Vergangenes" sagt Goethe, „das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet." Nein, die Geschichte wiederholt sich nie, sie spielt manchmal als souveräner Künstler mit Ähnlichkeiten, aber sie bleibt sich niemals gleich, sie erfindet immer neu, denn ihr Stoff ist Weltstoff, unerschöpflich, und jede denkbare Freiheit ist ihr von Gott her erlaubt; sie einzig ist souverän unter allen Künstlern in dieser Freiheit auf einer Erde, wo alles gebunden ist an Gesetze und Grenzen. Sie allein ist frei und macht von dieser Freiheit weitesten und weisesten Gebrauch. Haben wir darum mehr Ehrfurcht vor ihr, dieser unerreichbaren Dichterin! Ewig wird sie unsere Meisterin, unser unerreichbares Vorbild bleiben!

Denn dieser großen Dichterin Geschichte ist keine Art der Technik und der Kunst fremd, in jeder gibt sie unseren Kunstformen das entscheidende Exempel. Ich versuchte eben flüchtig anzudeuten, wie die Geschichte etwa in der Epoche Karls des Fünften oder der Französischen Revolution Kolossalgemälde mit hundert Gestalten und hundert Geschehnissen schafft, deren jedes einzelne schon selbst ein vollwichtiges Drama wäre, wie sie – im Stile Michelangelos – in einem Riesendeckengemälde Himmel und Hölle in den phantastischsten Kontrasten zusammendrängt. Aber auch wenn es sich nicht um derartig gespannte Zeiten, um so dramatisch kondensierte Epochen handelt, bewährt sich die Geschichte als Meisterin der Form. Sie muß nicht immer aufregend wirken, um groß zu sein. Ich wähle da als Beispiel, wie sie ein *langsames* Werden zu erzählen weiß, die erste Geschichte Roms, wie Livius und Sallust sie darstellen. In der ganzen Romanliteratur weiß ich nichts, was an klarer Komposition, an gemessener Steigerung und unablässiger Spannung diesem Ausbau zu vergleichen wäre, dieser sachten, aber unaufhaltsamen Entwicklung, die aus einem winzig kleinen Dorf in Latium, einem Maulwurfshügel, innerhalb von drei oder vier Jahrhunderten die mächtigste Stadt entstehen läßt, das Zentrum der abendländischen und kultivierten Welt. In dieser Entwicklung Roms bedient sich die Geschichte keiner romantischen, keiner pathetischen, keiner dramatisch gespannten Kunstform, sondern siezeigt uns vorbildlich die Kunst des klaren Erzählens, epische Dar-

stellung großen Stils, wie sie in unserem Jahrhundert Tolstoi geschaffen.

Nein, die Geschichte ist nicht nur dort große Künstlerin, wo sie pathetisch ist, dort fällt ihre Technik nur sichtbarer auf, aber dem Kenner offenbart sie sich auch in den kleinen Formen. Erinnern wir uns nur, die Geschichte ist nicht zu hochmütig, um manchmal auch einen richtigen Kriminal- oder Detektivroman zu schreiben, wie den Schwindel des falschen Demetrius, wie die Pulververschwörung, wie den Halsbandskandal Marie Antoinettes; ja sie scheut gelegentlich auch vor der frechen Farce nicht zurück, vor der Posse, etwa daß ein Schwindler seine ganze Zeit betrügt, wie Cagliostro, wie John Law oder – die Welt wird nicht klüger – wie die Goldmacher von heute, wie der Hauptmann von Köpenick oder der Dieb der Mona Lisa. Alle Formen der Kunst, die erhabensten wie die spaßig-populärsten, meistert die Geschichte als Erzählerin mit gleicher Vollendung. Sie kann – in der Troubadourzeit und in der Wertherzeit – ebenso trefflich sentimentalische Schwächlichkeit der Empfindung ausdrücken, wie die tiefsten religiösen Erschütterungen in den Zeiten des Flagellantentums, im Kinderkreuzzug und Savonarolas Bildersturm. Sie vermag das Heldentum darzustellen in seiner letzten Übersteigerung, wo es schon Desperadotum wird, zum Beispiel in der Eroberung von Mexiko oder jener Sibiriens mit weniger Menschen, als sie ein einziger Eisenbahnwagen zu enthalten vermag. Dann wieder kann die Geschichte dunkle, kriegerische Balladen schreiben, die wie Gedichte sind, so rund, so geschlossen , etwa den Heimritt Karls des Zwölften von Schweden aus der Ukraine, oder die Wikingerfahrten oder das Ende der Goten in Italien. Aber ebenso wie die Geschichte hier die höchsten lyrischen und dramatischen Formen bildet, kann sie, wenn sie guter Laune ist, zum bloßen Scherz, zum Spaß sich als Anekdote verkürzen, und auch in dieser engsten dem Witz schon nahen Form sind ihre Situationen unübertrefflich. Überall, in allen ihren Kunstformen und Charakterbildern läßt sie alles weit hinter sich zurück, was der einzelne Dichter, der einzelne Künstler erschaffen kann.

Wie kommt es aber, daß, wenn die Geschichte in sich schon so vollendet dichterisch ist, es immer und immer wieder Dichter und Künstler gibt, die sich des historischen als eines gegebenen Stoffes bemächtigen, die kühn daran gehen, aus eigener Phantasie das von

ihr Geschaffene umzugestalten und historische Dramen, historische Romane zu schreiben – also besser dichten wollen als die Wirklichkeit? Wo nehmen, mag man hier fragen, diese Verwegenen den Mut her, die Geschichte, diese Meisterin des Erfindens noch überfinden zu wollen – eine solche Dichterin noch zu überdichten? Nichts berechtigter als diese Frage, als dieser Einwand. Aber hier muß ich an ein früher Gesagtes erinnern – die Geschichte ist doch nicht *immer* Dichterin, es gibt leere Punkte, zu breite, zu langsame Entwicklungen in ihrem Ablauf, brache Stellen auf diesem ungeheuren Acker, und dann – dies ist noch entscheidender – alles, was uns als Geschichte übermittelt wird, ist ja niemals das vollständige Geschehen, niemals das volle totale Bild eines Menschen, sondern bloß ein Schatten seines wahren Wesens, immer etwas Fragmentarisches. Schon der Einzelne, jeder von uns, weiß nur selbst gewisse entscheidende Dinge und Geschehnisse von sich, und er nimmt sie mit ins Grab. Wie erst bei einer solchen Fülle von Geschehnissen und Gestalten in solcher Ferne! Die Weltgeschichte – führen wir uns dies immer wieder vor Augen – ist ja kein komplettes, ausgedrucktes Buch, das man von Anfang bis zu Ende lesen kann, sondern sie ist ein riesiges Palimpsest, ein zusammengestoppeltes, nein, ein zu neun Zehnteln verdorbenes Manuskript; hunderte Seiten sind unentzifferbar, tausende aber verschollen und nur durch Kombination, durch Phantasie in ihrem Zusammenhang zu ergänzen. Diese zahllosen rätselhaften Stellen in der Geschichte müssen natürlich den Dichter zur Ergänzung, zur Erdichtung reizen. Hier wird er versuchen einzugreifen und aus dem Sinn der Geschichte, so wie er ihn begreift, das Fehlende zu erphantasieren, zu kombinieren, also das zu tun, was Michelangelo etwa an einer griechischen Statue getan, indem er versuchte, den fehlenden Arm, das fehlende Haupt aus der Wesensvision der Plastik zu ersetzen. Selbstverständlich sollte das aber der Dichter nur an jenen vieldeutigen Stellen versuchen, wo die Geschichte selbst nicht schon vollendet gedichtet hat, nicht an den eindeutigen, den vollendet klaren. An ihren wahrhaft genialen Stellen soll er nicht versuchen, sie überbieten zu wollen. Das hat selbst der größte aller Dramatiker, selbst Shakespeare gefühlt. Wie er in seiner Tragödie Julius Caesars an den Höhepunkt gelangt, an die Leichenrede Marc Antons, die das Volk zur Rache aufrüttelt, da verbietet er sich, selbst zu erfinden, er erfindet keine Rede Marc Antons,

sondern greift zurück in das Buch der wirklichen Geschichte, in den Plutarch, und setzt fast wörtlich dessen historische Rede in seine Verse um. Wenn also schon ein Shakespeare sich solche ehrfürchtige Rücksicht auserlegt, wie ist sie erst jedem anderen geboten! Glücklicherweise ist dieser Respekt vor den Tatsachen, vor der urtümlichen Bildnerkraft der Geschichte wieder im Wachsen, und der „historische Roman", die plumpe Geschichtsfälschung unserer Großväterzeit, vorbei. Die Zeit ist vorbei, wo ein Walter Scott mit der Geschichte herumfabulierte und Gestalten formte wie gemalte Puppen, unmöglich wäre heute sogar, was Schiller noch gewagt hat, die Jungfrau von Orleans auf dem Schlachtfeld sterben zu lassen statt am Feuerpfahl. Wir sind klarer geworden, deutlicher, sachlicher und somit redlicher in unserem Denken, wir glauben nicht mehr, immer romantisieren und heroisieren zu müssen, um in einer Gestalt Schönheit zu erkennen, und wir ehren die Wahrheit in der Geschichte zu sehr, um diese leichtfertig zu verändern. Denn, fragen wir uns, wer hat das Recht, ein wahrhaftes Genieleben zu erdichten, wie groß muß eine dichterische Gestalt sein, um zu wagen, einem Caesar, einem Napoleon, einem Luther, einem Goethe in einem Drama oder in einem Roman von ihm, dem kleinen Zeitgenossen, *erfundene* Worte in den Mund zu legen? Eine solche Kühnheit mag gelten, wenn Shakespeare einen Caesar sprechen läßt oder Strindberg einen Luther, hier ist die Einfühlbarkeit des Genius so mächtig, daß sie wahrhaft sich anmaßen kann, aus brüderlichem, großem Geist zu sprechen; aber wie wenige sind es, die dieses Anrecht haben, und darum wird das meiste, das sich als historischer Roman oder als historische Novelle darbietet, eigentlich zur Karikatur an der Geschichte, eine ungültige Zwitterform, ein literarisches Miß werk. Denn vergessen wir nicht, unsere Denkkraft ist ja irdisch begrenzt, die Logik der Geschichte aber Weltgeist. Unsere Maße stammen aus einer starren Körperlichkeit, die Maße der Geschichte aus dem Arsenal der Unendlichkeit, und darum ziehen solche historische Romanerfindungen ihre Helden meist auf das eigene Niveau der Dichter herab: sie verkleinern die Geschichte, um sie dem Publikumsmagen verdaulicher zu machen, und mißachten damit beide, die Geschichte und ihre eigenen Zeitgenossen.

Eine ähnliche Achtungslosigkeit vor der dichterischen Überlegenheit der Geschichte bedeutet nach meinem Empfinden die jetzt

so übliche „biographie romancée", das heißt, die zu einem Roman umgarnierte Lebensdarstellung, wo Wahrhaftes mit Erfundenem, Dokumentarisches mit Geflunkertem sich gefällig vermischt, wo große Gestalten und große Geschehnisse aus einer privaten Psychologie beleuchtet werden statt aus der unerbittlichen Logik der Geschichte. In diesen romanhaften Biographien besteht der Kunstgriff darin, die sogenannten „kleinen" Züge wegzuretuschieren, die heroischen und interessanten zu verstärken. Aber auf diese Art und Weise entstehen Plakate und keine seelischen Porträts im Sinne der großen Meister. Hier ziehe ich persönlich die historisch getreue Darstellung vor, die auf jedes Fabulieren *verzichtet,* denn sie *dient* demütig getreu dem überlegenen Geist der Historie, sie lehnt sich nicht frech und eigenwillig gegen ihn auf. Die getreue Biographie erfindet nichts dazu, sondern deutet nur das Vorhandene aus, ehrfurchtsvoll folgt sie den halb erloschenen Runenspuren, und statt etwas zu erlügen, wird sie an manchen Stellen lieber ehrlich sagen: „Nescio, hier weiß ich die Wahrheit nicht, hier kann ich nicht entscheiden." Durch diesen Verzicht aber wird die streng sachliche und historische Biographie doch nicht bloß zu einer sterilen Dokumentensammlung, zu einem kalten Nachberichten. Allerdings, wer Geschichte verstehen will, muß Psychologe sein, er muß eine besondere Art des Lauschens, des sich tief-in-das-Geschehnis- Hineinhorchens besitzen und eine wissende Fähigkeit der Unterscheidung der historischen *Wahrheiten.* Dies ist nicht ein Sichversprechen, wenn ich jetzt von *Wahrheiten* der Geschichte spreche und nicht von der sogenannten historischen *Wahrheit.* Denn es gibt im Historischen fast nie nur *eine* Wahrheit, eine einmalige, einzige, apodiktische Wahrheit, sondern hunderte verschiedene Berichte und Auffassungen und Überlieferungen fließen bei jedem wichtigen Geschehnis zusammen. Ich erinnere da an jene berühmte Episode aus dem Leben Walter Raleigh's, des großen englischen Seehelden und Piraten, der im Tower eingesperrt, seine Lebenserinnerungen zu schreiben beginnt. Dabei sieht er sich nach zeitgenössischen Schilderungen um und findet, daß Kämpfe, die er selbst miterlebt hat, völlig abweichend von dem geschildert sind, was er in seiner eigenen Phantasie sieht. Das erschüttert ihn so, daß er an der Möglichkeit voller historischer Wahrheit verzweifelt und sein Manuskript ins Feuer wirft. Diese Anekdote, die auch Goethe liebte, ist immerhin lehrsam, sie zeigt,

was wir aus der Psychologie wissen, daß Wahrheit Schichten hat wie eine Artischoke, daß hinter jeder Wahrheit meist noch eine andere verborgen sitzt, daß es eine absolute Chronik der Seelentatsachen, ein wahrheitsgemäßes Protokoll der Geschichte nicht gibt, sondern – und hier kehre ich zu meinem Thema zurück – daß Geschichte bis zu einem gewissen Grad immer etwas Gedichtetes sein muß. Das bloße Stoffzusammentragen ergibt nur Widerspruch, ein gewisser synthetisch verbindender Blick war immer notwendig und wird es immer sein. Das Bildnerische muß vom Menschen ausgehen, und nie wird der kalte Fachmann diese lebendige, weil verlebendigende Wirkung erreichen, wenn nicht ein Atom Dichter in ihm enthalten ist, ein Stück Seher, ein Sehender. Ja, wir können sogar sagen, an allen Stellen, wo die Weltgeschichte nicht interessant erscheint, liegt der Grund nicht an der Geschichte, sondern am Darsteller – sie ist eben nicht seherisch genug erzählt worden. Denn blicken wir in die Geschichte hinein mit wahrhaft wachen Augen, so finden wir, oder zumindest der Dichter findet es so, es gibt überhaupt gar keine uninteressanten Charaktere. Niemand, auch der kleinste, anonymste, bescheidenste Mensch ist, sobald einmal ein wahrhafter Dichter in sein Leben geblickt hat, für andere Menschen mehr langweilig und gleichgültig, und ebenso gibt es auch fast keine toten, keine langweiligen Epochen im Vergangenen, sondern nur schlechte Darsteller. Und vielleicht darf ich mich sogar noch kühner ausdrücken und sagen: es gibt vielleicht überhaupt keine Geschichte an sich, sondern erst durch die Kunst des Erzählens, durch die Vision des Darstellers *wird* das bloße Faktum zur Geschichte; jedes Erlebnis und Geschehnis ist im letzten Sinne nur wahr, wenn es wahrhaft und wahrscheinlich berichtet wird. Es gibt an sich kein eigentlich großes und kein eigentlich kleines Geschehen, sondern nur lebendig gebliebenes und abgestorbenes , nur gestaltetes und vergangenes.

Lassen Sie mich dafür ein Beispiel geben. Vor drei Jahrtausenden leben verstreut unzählige Volksstämme um das Mittelmeer, und doch wissen wir wahrhaft nur von zweien, von der griechischen und von der jüdischen Kultur. Alles andere ist verschollen und versunken. Warum wissen wir nur von diesen beiden Völkerstämmen? Waren sie größer, waren sie bedeutender, ereignete sich mehr bei ihnen als bei den anderen? Durchaus nicht. Solon der Weise war ein

Bürgermeisterchen in einem winzigen Städtchen, so groß wie heute ein Dorf, und die Kämpfe zwischen Sparta und Rom, zwischen Juda und den Amalekitern – sie waren in Wahrheit nicht mehr als Kirchspielbalgereien. Aber doch, all dies hastet groß und plastisch heute in unserem Gedächtnis, es gehört zu unserer innern Geistesgeschichte, von Marathon und den Thermopylen, von Salamis und der Eroberung Jerichos zu wissen. Jedem von uns ist irgend ein Bildnis, irgend eine Vision dieser Geschehnisse in die Seele gegraben. Warum? Nicht weil es räumlich, weil es zahlenmäßig bedeutsame Geschehnisse waren, sondern weil die Bibel einerseits und die Griechen andererseits unvergleichlich großartige und phantasiereiche Erzähler waren, weil hier die dichterische Forderung restlos erfüllt ist. Wir sehen hier und tausendfach: es genügen nicht große Taten, große Leistungen in der Geschichte; eine doppelte Wirkung ist immer nötig: die großen Taten *und* die großen Erzähler, der spannende Charakter *und* der phantasievolle Darsteller. Was ist Achilles anderes als der einfache, tapfere, starke Haudegen, wie er hundertmal in jedem Dorfe und tausendmal in jedem Volk vorkommt, von den Papuanegern bis zu den Irokesen; aber nur dieser *eine* Achilles ist Heros der Welt geworden, weil ihn ein Homer groß gesehen und damit groß gemacht hat, weil hier ein Charakter völlig in Mythos aufgelöst ist. Es gibt also nur eine Art, Geschehnisse zu erhalten, und das ist: sie erheben in dichterische Geschichte; nur sie bewahrt, wie das Mumiengeheimnis der Ägypter, durch tausend und tausend Jahre unverstellt das farbige Bild. Das wußten auch alle die Fürsten und Kalifen des Altertums und des Mittelalters: es genügt nicht die Tat, es muß auch ein Schilderer da sein, der sie lebendig erhält, und darum hielten sie sich ihre Sänger, ihre Saitenspieler, ihre Chronisten. Das wußten Cäsar und Napoleon und Bismarck, darum schrieben sie selbst rasch die Geschichte ihrer Taten, um die Legende nach ihrem Willen zu lenken; das wissen sogar heute unsere Staatsmänner und Diplomaten, und darum verhalten sie sich ja so gut mit den Journalisten und geben ihnen gerne Interviews. Auch diese kleinen Leute wissen, alles was geschieht, ist für die Nachwelt nur dann geschehen, wenn es gut und legendarisch berichtet ist – selbst auf Kosten der Wahrheit; Völker und Menschen brauchen eben Legenden, ja ich wage sogar zu sagen, es gehört zum Wesen des großen Mannes, daß er eine dichterische Aura um sich trägt, daß er eine Legende sich

schafft, daß immer und immer wieder die Nachwelt versucht, seine Gestalt dichterisch neu umzuformen oder psychologisch zu deuten. Gewisse Typen wie Napoleon, Gustav Adolf, Cäsar, werden wohl immer wieder von neuem Dramatiker und Epiker reizen. Ihre seelische Triebkraft ist nach hunderten von Jahren noch nicht erschöpft, sie wirkt weiter und weiter, ein Baum, der immer neue Blüten ansetzt mit den Zeiten.

Was aber vom Individuum gilt, das hat auch stets für die Nationen Geltung – denn was sind Völker anderes als kollektive Individuen? So können wir sagen, eine Nation steht umso stärker im geistigen Weltraum, je dichterischer sie ihr historisches Wesen und ihre Entwicklung der ganzen Welt dargestellt hat. Es genügt nicht, daß ein Volk, daß eine Nation kämpferisch oder kulturell Großes geleistet hat, das ist nur der halbe Teil. Denn hätten jene Völker die höchste Geltung, die die meisten Kriege geführt haben, so wären in Europa die wilden, die ungezähmten Völker, die Skipetaren des Balkans an erster Stelle, bei denen seit Jahrhunderten Krieg, Aufstand in Permanenz ist; in Wahrheit aber haben diejenigen Völker den Vorrang innerhalb der Geschichte unserer Weltkultur, die sich am besten und am dichterischsten darzustellen wußten, die ihr ganzes Volksleben in eine Saga, in einen plastischen Mythos zu erheben wußten; es entscheidet darum für den Mitweltswert wie für den Nachweltswert nicht die numerische Menge eines Volkes, nicht auch in den Kriegen die Zahl der Toten und die Größe der Zerstörungszone, sondern von jedem Volke bleibt nur das an universalhistorischem Gewinn, was es an plastischem Kunstwert dem dichterischen Arsenal der ganzen Menschheit einverleibt hat. Geschichte schaffen also nicht die kriegerischen Völker, sondern die *dichterischen*, nicht die Menschenmasse entscheidet, sondern die Menschlichkeit in diesem Sinne schöpferischen Anspruchs.

Man lasse mich da Skandinavien als Beispiel nehmen, das für Europa eigentlich schon am Rande, im äußeren Radius liegt und dessen Schicksale seit hunderten Jahren, seit Karl XII., auf die Gestaltung Europas kriegerisch-imperialistisch nicht mehr entscheidend eingewirkt haben. Aber dennoch, mit welcher Plastik und Realität sind uns allen im Binnenlande diese Länder gegenwärtig, wie kennen wir ihre Geschichte, ihre Kulturleistungen und ihre Gegenwart, einfach dadurch, daß die skandinavische Literatur um die

Wende des Jahrhunderts ganz Europa eroberte, daß Schweden, daß Norwegen eine Zeit das unbestrittene Primat der Erzählerkunst besessen haben und ihre Literatur die führende in Europa gewesen ist. Wir kennen dank Strindberg, dank der Selma Lagerlöf, dank Werner von Heidenstam und zahllosen anderen das soziale, das historische, das soziologische, das ethische Seelentum Schwedens als Miterlebende einfach deshalb, weil hier Dichter zu uns sprachen, weil die historische und die Kulturgeschichte dieses Landes uns nicht trocken und unplastisch, sondern in der gesteigerten und schönsten Form, eben als Dichtwerk, zugebracht wurde. Auch die an Bewohnerzahl ärmeren, die politisch oder militärisch nicht so bedeutsamen Nationen können sich welthistorisch genau so sichtbar machen, und wir Österreicher empfinden mit gleichem Stolz, daß es gar nicht nötig ist, politisch herausfordernd, nationalökonomisch besonders reich und stark zu sein, um mit seinem eigenen kulturellen Leben der großen Welt wichtig zu werden. Es genügt, wenn durch Musik dem Atem eines Volkes Schwingung gegeben, wenn sein Dasein der Welt eingängig gemacht wird, weil jener geheimnisvolle dichterische Akzent ihm zugeteilt ist, der alles Vorhandene eigentlich erst wesentlich und wirklich macht. Immer, ich wiederhole es, ist die Geschichte dort am stärksten, oder richtiger, sie lebt überhaupt wahrhaft erst dort, wo sie dichterische Größe erreicht, und es ist darum die höchste Leistung eines Volkes, wenn es ihm gelingt, möglichst viel von seiner *nationalen* Geschichte in *Weltgeschichte* zu verwandeln, wenn es seinen privaten, völkischen Mythos in einen Weltmythos zu erheben vermag. Immer kommt es also im Letzten darauf an, wieviel eine einzelne Nation an Schöpferischem der ganzen Menschheit gibt. Hoffen wir, daß die Stunde nicht mehr fern ist, wo die Völker einzig in diesem Sinne des Einander-Gebens wetteifern werden, wo nicht durch Gewalt, sondern durch seine künstlerische Begabung eines das andere von seiner Daseinsberechtigung überzeugen kann, und die Geschichte, statt weiter nur eine Ballade unaufhörlicher Kriege zu sein, anheben wird als hymnisches Heldengedicht gemeinsamen Aufstiegs.

Ich habe versucht, die Geschichte als die „Werkstatt Gottes", als eine Kunstkammer ohnegleichen, als ein Archiv der erhebendsten und erregendsten Dokumente darzustellen. Aber das soll nicht geschehen sein, um uns zugunsten der Vergangenheit ungerecht zu

machen gegen unsere lebendige Gegenwart. Freilich unsere Gegenwart macht es uns nicht leicht, sie zu lieben; selten ist es einer Generation auferlegt gewesen, in einer so gespannten und überspannten Zeit zu leben wie in der unseren, und wir haben wohl alle manchmal das gleiche Verlangen, einen Augenblick auszuruhen von der Überfülle der Geschehnisse, Atem zu holen in der unablässigen politischen Bestürmung durch die Zeit. Aber gerade wenn wir Weltgeschichte kennen, wenn wir sie heben, so können wir Mut fassen in der Gegenwart, indem wir uns erinnern, daß *auf die Dauer* nichts Widersinniges geschieht, daß alles, was auch in früheren Epochen die Zeitgenossen erst zwecklos und sinnlos anmutete, später, von einem höheren Aspekt gesehen, eine schöpferische Idee offenbarte oder einen metaphysischen Sinn. So sind auch alle unsere Verwirrungen und Bedrängnisse von heute Wellen und Wogen, die etwas Neues und Zukünftiges uns entgegenbringen – nichts ist vergebens gelebt. Jeder Augenblick ist, noch während wir das Wort aussprechen, schon Vergangenheit geworden, es gibt keine Gegenwart, die nicht sofort Geschichte wird, und so sind wir alle als Figuranten und Mitspieler einem noch in voller Entwicklung befindlichen Drama ständig eingemengt: warten wir mit Spannung und Ehrfurcht auf seine Lösung. Wer die Geschichte als ein Dichterisch-Sinnvolles liebt, der muß auch die Gegenwart und seine eigene Existenz als ein Sinnvolles betrachten, und damit wächst in allen Widrigkeiten in uns das Bewußtsein, daß wir jeder, schaffend und handelnd und schreibend, ein Lebensziel erfüllen, jeder ein anderes und doch alle dasselbe, jenes äußerste und zeitüberwindende, für das Goethe die unvergängliche Formel gefunden hat: „Uns zu verewigen sind wir ja da."

Stefan Zweig

Die Welt von Gestern

Erinnerungen eines Europäers

(Niederschrift 1939-1941 | Auszüge)[1]

Die ersten Stunden des Krieges von 1914

Jener Sommer 1914 wäre auch ohne das Verhängnis, das er über die europäische Erde brachte, uns unvergeßlich geblieben. Denn selten habe ich einen erlebt, der üppiger, schöner, und fast möchte ich sagen, sommerlicher gewesen. Seidenblau der Himmel durch Tage und Tage, weich und doch nicht schwül die Luft, duftig und warm die Wiesen, dunkel und füllig die Wälder mit ihrem jungen Grün; heute noch, wenn ich das Wort Sommer ausspreche, muß ich unwillkürlich an jene strahlenden Julitage denken, die ich damals in Baden bei Wien verbrachte. Ich hatte mich zurückgezogen, um in diesem kleinen romantischen Städtchen, das Beethoven sich so gerne zum Sommeraufenthalt wählte, diesen Monat ganz konzentriert der Arbeit zu widmen und dann den Rest des Sommers bei Verhaeren, dem verehrten Freunde, in seinem kleinen Landhaus in Belgien zu verbringen. In Baden ist es nicht nötig, das kleine Städtchen zu verlassen, um der Landschaft sich zu erfreuen. Der schöne, hügelige Wald dringt unmerklich zwischen die niederen biedermeierischen Häuser, die die Einfachheit und Anmut der Beethovenschen Zeit bewahrt haben. Man sitzt in Cafés und Restaurants überall im Freien, kann sich je nach Belieben unter das heitere Volk der Kurgäste mengen, die im Kurpark dort Korso abhalten oder sich auf den einsamen Wegen verlieren.

Schon am Vorabend jenes 29. Juni, den das katholische Land

[1] Textquelle | Das 1939 bis 1941 entstandene autobiographische Werk *„Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers“* erschien zuerst postum 1942 in Stockholm; Textdarbietung der drei ausgewählten Kapitel hier nach dem Digitalisat auf https://www.literaturdownload.at (Abruf am 29.09.2026).

Österreich als ‚Peter und Paul' immer feiertäglich hielt, waren viele Gäste aus Wien gekommen. In hellen Sommerkleidern, fröhlich und unbesorgt, wogte die Menge im Kurpark vor der Musik. Der Tag war lind; wolkenlos stand der Himmel über den breiten Kastanienbäumen, und es war ein rechter Tag des Glücklichseins. Nun kamen für die Menschen, die Kinder bald die Ferien, und sie nahmen mit diesem ersten sommerlichen Feiertag gleichsam schon den ganzen Sommer voraus mit seiner seligen Luft, seinem satten Grün und seinem Vergessen aller täglichen Sorgen. Ich saß damals weiter ab vom Gedränge des Kurparks und las ein Buch – ich weiß heute noch, welches es war: Mereschkowskijs ‚Tolstoi und Dostojewski' – las es aufmerksam und gespannt. Aber doch war der Wind zwischen den Bäumen, das Gezwitscher der Vögel und die vom Kurpark herschwebende Musik gleichzeitig in meinem Bewußtsein. Ich hörte deutlich die Melodien mit, ohne dadurch gestört zu sein, denn unser Ohr ist ja so anpassungsfähig, daß ein andauerndes Geräusch, eine donnernde Straße, ein rauschender Bach nach wenigen Minuten sich völlig dem Bewußtsein eingepaßt und im Gegenteil nur ein unerwartetes Stocken im Rhythmus uns aufhorchen läßt.

So hielt ich unwillkürlich im Lesen inne, als plötzlich mitten im Takt die Musik abbrach. Ich wußte nicht, welches Musikstück es war, das die Kurkapelle gespielt hatte. Ich spürte nur, daß die Musik mit einemmal aussetzte. Instinktiv sah ich vom Buche auf. Auch die Menge, die als eine einzige flutende helle Masse zwischen den Bäumen promenierte, schien sich zu verändern; auch sie stockte plötzlich in ihrem Auf und Ab. Es mußte sich etwas ereignet haben. Ich stand auf und sah, daß die Musiker den Musikpavillon verließen. Auch dies war sonderbar, denn das Kurkonzert dauerte sonst eine Stunde oder länger. Irgend etwas mußte dieses brüske Abbrechen veranlaßt haben; nähertretend bemerkte ich, daß die Menschen sich in erregten Gruppen vor dem Musikpavillon um eine offenbar soeben angeheftete Mitteilung zusammendrängten. Es war, wie ich nach wenigen Minuten erfuhr, die Depesche, daß Seine kaiserliche Hoheit, der Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die zu den Manövern nach Bosnien gefahren waren, daselbst einem politischen Meuchelmord zum Opfer gefallen seien.

Immer mehr Menschen scharten sich um diesen Anschlag. Einer sagte dem andern die unerwartete Nachricht weiter. Aber um der

Wahrheit die Ehre zu geben: keine sonderliche Erschütterung oder Erbitterung war von den Gesichtern abzulesen. Denn der Thronfolger war keineswegs beliebt gewesen. Noch von meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich an jenen andern Tag, als Kronprinz Rudolf, der einzige Sohn des Kaisers, in Mayerling erschossen aufgefunden wurde. Damals war die ganze Stadt in einem Aufruhr ergriffener Erregung gewesen, ungeheure Massen hatten sich gedrängt, um die Aufbahrung zu sehen, überwältigend sich das Mitgefühl für den Kaiser und der Schrecken geäußert, daß sein einziger Sohn und Erbe, dem man als einem fortschrittlichen und menschlich ungemein sympathischen Habsburger die größten Erwartungen entgegengebracht hatte, im besten Mannesalter dahingegangen war. Franz Ferdinand dagegen fehlte gerade das, was in Österreich für eine rechte Popularität unermeßlich wichtig war: persönliche Liebenswürdigkeit, menschlicher Charme und Umgänglichkeit der Formen. Ich hatte ihn oftmals im Theater beobachtet. Da saß er in seiner Loge, mächtig und breit, mit kalten, starren Augen, ohne einen einzigen freundlichen Blick auf das Publikum zu richten oder die Künstler durch herzlichen Beifall zu ermutigen. Nie sah man ihn lächeln, keine Photographie zeigte ihn in aufgelockerter Haltung. Er hatte keinen Sinn für Musik, keinen Sinn für Humor, und ebenso unfreundlich blickte seine Frau. Um diese beiden stand eine eisige Luft; man wußte, daß sie keine Freunde hatten, wußte, daß der alte Kaiser ihn von Herzen haßte, weil er seine Thronfolger-Ungeduld, zur Herrschaft zu kommen, nicht taktvoll zu verbergen verstand. Mein fast mystisches Vorgefühl, daß von diesem Mann mit dem Bulldoggnacken und den starren, kalten Augen irgendein Unglück ausgehen würde, war also durchaus kein persönlicher, sondern weit in der ganzen Nation verbreitet; die Nachricht von seiner Ermordung erregte deshalb keine tiefe Anteilnahme. Zwei Stunden später konnte man kein Anzeichen wirklicher Trauer mehr bemerken. Die Leute plauderten und lachten, spät abends spielte in den Lokalen wieder die Musik. Es gab viele an diesem Tag in Österreich, die im stillen heimlich aufatmeten, daß dieser Erbe des alten Kaisers zugunsten des ungleich beliebteren jungen Erzherzogs Karl erledigt war.

Am nächsten Tage brachten die Zeitungen selbstverständlich ausführliche Nekrologe und gaben der Entrüstung über das Atten-

tat gebührenden Ausdruck. Nichts aber deutete an, daß dies Ereignis zu einer politischen Aktion gegen Serbien ausgewertet werden sollte. Für das Kaiserhaus schuf dieser Tod zunächst eine ganz andere Sorge, die des Zeremoniells seiner Beerdigung. Nach seinem Rang als Thronfolger und insbesondere, da er in Ausübung seines Dienstes für die Monarchie gestorben war, wäre sein Platz selbstverständlich in der Kapuzinergruft gewesen, der historischen Begräbnisstätte der Habsburger. Aber Franz Ferdinand hatte nach langen, erbitterten Kämpfen gegen die kaiserliche Familie eine Gräfin Chotek geheiratet, eine hohe Aristokratin zwar, aber nach dem geheimnisvollen vielhundertjährigen Hausgesetz der Habsburger ihm nicht ebenbürtig, und die Erzherzoginnen behaupteten bei den großen Zeremonien gegenüber der Thronfolgersgattin, deren Kinder nicht erbberechtigt waren, hartnäckig den Vortritt. Aber selbst gegen die Tote wandte sich noch der höfische Hochmut. Wie? – eine Gräfin Chotek in der habsburgischen Kaisergruft beisetzen? Nein, das durfte nicht geschehen! Eine mächtige Intrige begann; die Erzherzoginnen liefen Sturm bei dem alten Kaiser. Während man von dem Volk offiziell tiefe Trauer forderte, spielten in der Hofburg die Rankünen wild durcheinander, und wie gewöhnlich behielt der Tote unrecht. Die Zeremonienmeister erfanden die Behauptung, es sei der eigene Wunsch des Verstorbenen gewesen, in Artstetten, einem kleinen österreichischen Provinzort, begraben zu werden, und mit dieser pseudopietätvollen Ausflucht konnte man sich um die öffentliche Aufbahrung, den Trauerzug und alle damit verbundenen Rangstreitigkeiten sacht herumdrücken. Die Särge der beiden Ermordeten wurden still nach Artstetten gebracht und dort beigesetzt. Wien, dessen ewiger Schaulust man damit einen großen Anlaß genommen, begann bereits den tragischen Vorfall zu vergessen. Schließlich war man in Österreich durch den gewaltsamen Tod der Kaiserin Elisabeth, des Kronprinzen und die skandalöse Flucht von allerhand Mitgliedern des Kaiserhauses längst an den Gedanken gewöhnt, daß der alte Kaiser einsam und unerschütterlich sein tantalidisches Haus überleben würde. Ein paar Wochen noch, und der Name und die Gestalt Franz Ferdinands wären für immer aus der Geschichte verschwunden.

Aber da begannen nach ungefähr einer Woche plötzlich Plänkeleien in den Zeitungen, deren Crescendo zu gleichzeitig war, um

ganz zufällig zu sein. Die serbische Regierung wurde des Einverständnisses beschuldigt, und es wurde mit halben Worten angedeutet, daß Österreich diesen Mord seines – angeblich so geliebten – Thronfolgers nicht ungesühnt lassen dürfe. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich irgendeine Aktion publizistisch vorbereite, aber niemand dachte an Krieg. Weder Banken noch Geschäfte und Privatleute änderten ihre Dispositionen. Was ging es uns an, dieses ewige Geplänkel mit Serbien, das, wie wir alle wußten, im Grunde nur über ein paar Handelsverträge wegen serbischen Schweineexports entstanden war? Meine Koffer waren für die Reise nach Belgien zu Verhaeren gepackt, meine Arbeit in gutem Zuge, was hatte der tote Erzherzog in seinem Sarkophag zu tun mit meinem Leben? Der Sommer war schön wie nie und versprach noch schöner zu werden; sorglos blickten wir alle in die Welt. Ich erinnere mich, wie ich noch am letzten Tage in Baden mit einem Freunde durch die Weinberge ging und ein alter Weinbauer zu uns sagte: „So ein' Sommer wie den haben wir schon lange nicht gehabt. Wenn's so bleibt, dann kriegen wir einen Wein wie nie. An den Sommer werden die Leut' noch denken!"

Aber er wußte nicht, der alte Mann in seinem blauen Küferrock, welch ein grauenhaft wahres Wort er damit aussprach.

Auch in Le Coq, dem kleinen Seebad nahe bei Ostende, wo ich zwei Wochen verbringen wollte, ehe ich wie alljährlich Gast in dem kleinen Landhause Verhaerens war, herrschte die gleiche Sorglosigkeit. Die Urlaubsfreudigen lagen unter ihren farbigen Zelten am Strande oder badeten, die Kinder ließen Drachen steigen, vor den Kaffeehäusern tanzten die jungen Leute auf der Digue. Alle denkbaren Nationen fanden sich friedlich zusammen, man hörte insbesondere viel deutsch sprechen, denn wie alljährlich entsandte das nahe Rheinland seine sommerlichen Feriengäste am liebsten an den belgischen Strand. Die einzige Störung kam von den Zeitungsjungen, die, um den Verkauf zu fördern, die drohenden Überschriften der Pariser Blätter laut ausbrüllten: „L'Autriche provoque la Russie", „L'Allemagne prépare la mobilisation". Man sah, wie sich die Gesichter der Leute, wenn sie die Zeitungen kauften, verdüsterten, aber immer bloß für ein paar Minuten. Schließlich kannten wir diese diplomatischen Konflikte schon seit Jahren; sie waren immer in letzter Stunde, bevor es ernst wurde, glücklich beigelegt worden. Wa-

rum nicht auch diesmal? Eine halbe Stunde später sah man dieselben Leute schon wieder vergnügt prustend im Wasser plätschern, die Drachen stiegen, die Möwen flatterten, und die Sonne lachte hell und warm über dem friedlichen Land.

Aber die schlimmen Nachrichten häuften sich und wurden immer bedrohlicher. Erst das Ultimatum Österreichs an Serbien, die ausweichende Antwort darauf, Telegramme zwischen den Monarchen und schließlich die kaum mehr verborgenen Mobilisationen. Es hielt mich nicht mehr länger in dem engen, abgelegenen Ort. Ich fuhr jeden Tag mit der kleinen elektrischen Bahn nach Ostende hinüber, um den Nachrichten näher zu sein; und sie wurden immer schlimmer. Noch badeten die Leute, noch waren die Hotels voll, noch drängten sich auf der Digue promenierende, lachende, schwatzende Sommergäste. Aber zum erstenmal schob sich etwas Neues dazwischen. Plötzlich sah man belgische Soldaten auftauchen, die sonst nie den Strand betraten. Maschinengewehre wurden – eine sonderbare Eigenheit der belgischen Armee – von Hunden auf kleinen Wagen gezogen.

Ich saß damals in einem Café mit einigen belgischen Freunden zusammen, einem jungen Maler und dem Dichter Crommelynck. Wir hatten den Nachmittag bei James Ensor verbracht, dem größten modernen Maler Belgiens, einem sehr sonderbaren, einsiedlerischen und verschlossenen Mann, der viel stolzer war auf die kleinen schlechten Polkas und Walzer, die er für Militärkapellen komponierte, als auf seine phantastischen, in schimmernden Farben entworfenen Gemälde. Er hatte uns seine Werke gezeigt, eigentlich ziemlich widerwillig, denn ihn bedrückte skurrilerweise der Gedanke, es möchte ihm jemand eines abkaufen. Sein Traum war eigentlich, wie mir die Freunde lachend erzählten, sie teuer zu verkaufen, aber doch zugleich dann alle behalten zu dürfen, denn er hing mit derselben Gier am Gelde wie an jedem seiner Werke. Immer, wenn er eines abgegeben, blieb er ein paar Tage verzweifelt. Mit all seinen merkwürdigen Schrullen hatte dieser geniale Harpagon uns heiter gemacht; und als gerade wieder so ein Trupp Soldaten mit dem hundebespannten Maschinengewehr vorüberzog, stand einer von uns auf und streichelte den Hund, sehr zum Ärger des begleitenden Offiziers, der befürchtete, daß durch diese Liebkosung eines kriegerischen Objekts die Würde einer militärischen In-

stitution geschädigt werden könnte. „Wozu dieses dumme Herummarschieren?“ murrte einer in unserem Kreise. Aber ein anderer antwortete erregt: „Man muß doch seine Vorkehrungen treffen. Es heißt, daß die Deutschen im Falle eines Krieges bei uns durchbrechen wollen.“ „Ausgeschlossen!“ sagte ich mit ehrlicher Überzeugung, denn in jener alten Welt glaubte man noch an die Heiligkeit von Verträgen. „Wenn etwas passieren sollte und Frankreich und Deutschland sich gegenseitig bis auf den letzten Mann vernichten, werdet ihr Belgier ruhig im Trockenen sitzen!“ Aber unser Pessimist gab nicht nach. Das müsse einen Sinn haben, sagte er, wenn man in Belgien solche Maßnahmen anordne. Schon vor Jahren hätte man Wind von einem geheimen Plan des deutschen Generalstabs bekommen, im Falle einer Attacke auf Frankreich trotz allen beschworenen Verträgen in Belgien durchzustoßen. Aber ich gab gleichfalls nicht nach. Mir schien es völlig absurd, daß, während Tausende und Zehntausende von Deutschen hier lässig und fröhlich die Gastfreundschaft dieses kleinen, unbeteiligten Landes genossen, an der Grenze eine Armee einbruchsbereit stehen sollte. „Unsinn!“ sagte ich. „Hier an dieser Laterne könnt ihr mich aufhängen, wenn die Deutschen in Belgien einmarschieren!“ Ich muß meinen Freunden noch heute dankbar sein, daß sie mich später nicht beim Wort genommen haben.

Aber dann kamen die allerletzten kritischen Julitage und jede Stunde eine andere widersprechende Nachricht, die Telegramme des Kaisers Wilhelm an den Zaren, die Telegramme des Zaren an Kaiser Wilhelm, die Kriegserklärung Österreichs an Serbien, die Ermordung von Jaurès. Man spürte, es wurde ernst. Mit einemmal wehte ein kalter Wind von Angst über den Strand und fegte ihn leer. Zu Tausenden verließen die Leute die Hotels, die Züge wurden gestürmt, selbst die Gutgläubigsten begannen jetzt schleunigst ihre Koffer zu packen. Auch ich sicherte mir, kaum daß ich die Nachricht von der österreichischen Kriegserklärung an Serbien hörte, ein Billett, und es war wahrhaftig Zeit. Denn dieser Ostendeexpreß wurde der letzte Zug, der aus Belgien nach Deutschland ging. Wir standen in den Gängen, aufgeregt und voll Ungeduld, jeder sprach mit dem andern. Niemand vermochte ruhig sitzen zu bleiben oder zu lesen, an jeder Station stürzte man heraus, um neue Nachrichten zu holen, voll der geheimnisvollen Hoffnung, daß irgend eine entschlossene

Hand das entfesselte Schicksal noch zurückreißen könnte. Noch immer glaubte man nicht an den Krieg und noch weniger an einen Einbruch in Belgien; man konnte es nicht glauben, weil man einen solchen Irrwitz nicht glauben wollte. Allmählich näherte der Zug sich der Grenze, wir passierten Verviers, die belgische Grenzstation. Deutsche Schaffner stiegen ein, in zehn Minuten sollten wir auf deutschem Gebiet sein.

Aber auf dem halben Wege nach Herbesthal, der ersten deutschen Station, blieb plötzlich der Zug auf freiem Felde stehen. Wir drängten in den Gängen zu den Fenstern. Was war geschehen? Und da sah ich im Dunklen einen Lastzug nach dem andern uns entgegenkommen, offene Waggons, mit Plachen bedeckt, unter denen ich undeutlich die drohenden Formen von Kanonen zu erkennen glaubte. Mir stockte das Herz. Das mußte der Vormarsch der deutschen Armee sein. Aber vielleicht, tröstete ich mich, war es doch nur eine Schutzmaßnahme, nur eine Drohung mit Mobilisation und nicht die Mobilisation selbst. Immer wird ja in den Stunden der Gefahr der Wille, noch einmal zu hoffen, riesengroß. Endlich kam das Signal ‚Strecke frei' der Zug rollte weiter und lief in der Station Herbesthal ein. Ich sprang mit einem Ruck die Stufen hinunter, eine Zeitung zu holen und Erkundigungen einzuziehen. Aber der Bahnhof war besetzt von Militär. Als ich in den Wartesaal eintreten wollte, stand vor der verschlossenen Tür abwehrend ein Beamter, weißbärtig und streng: niemand dürfe die Bahnhofsräume betreten. Aber ich hatte schon hinter den sorgfältig verhängten Glasscheiben der Tür das leise Klirren und Klinkern von Säbeln, das harte Niederstellen von Kolben gehört. Kein Zweifel, das Ungeheuerliche war im Gang, der deutsche Einbruch in Belgien wider aller Satzung des Völkerrechts. Schaudernd stieg ich wieder in den Zug und fuhr weiter, nach Österreich zurück. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: ich fuhr in den Krieg.

Am nächsten Morgen in Österreich! In jeder Station klebten die Anschläge, welche die allgemeine Mobilisation angekündigt hatten. Die Züge füllten sich mit frisch eingerückten Rekruten, Fahnen wehten. Musik dröhnte, in Wien fand ich die ganze Stadt in einem Taumel. Der erste Schrecken über den Krieg, den niemand gewollt, nicht die Völker, nicht die Regierung, diesen Krieg, der den Diplomaten, die damit spielten und blufften, gegen ihre eigene Absicht aus der

ungeschickten Hand gerutscht war, war umgeschlagen in einen plötzlichen Enthusiasmus. Aufzüge formten sich in den Straßen, plötzlich loderten überall Fahnen, Bänder und Musik, die jungen Rekruten marschierten im Triumph dahin, und ihre Gesichter waren hell, weil man ihnen zujubelte, ihnen, den kleinen Menschen des Alltags, die sonst niemand beachtet und gefeiert.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bekennen, daß in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches lag, dem man sich schwer entziehen konnte. Und trotz allem Haß und Abscheu gegen den Krieg möchte ich die Erinnerung an diese ersten Tage in meinem Leben nicht missen: Wie nie fühlten die Tausende und Hunderttausende Menschen, was sie besser im Frieden hätten fühlen sollen: daß sie zusammengehörten. Eine Stadt von zwei Millionen, ein Land von fast fünfzig Millionen empfanden in dieser Stunde, daß sie Weltgeschichte, daß sie einen nie wiederkehrenden Augenblick miterlebten und daß jeder aufgerufen war, sein winziges Ich in diese glühende Masse zu schleudern, um sich dort von aller Eigensucht zu läutern. Alle Unterschiede der Stände, der Sprachen, der Klassen, der Religionen waren überflutet für diesen einen Augenblick von dem strömenden Gefühl der Brüderlichkeit. Fremde sprachen sich an auf der Straße, Menschen, die sich jahrelang auswichen, schüttelten einander die Hände, überall sah man belebte Gesichter. Jeder einzelne erlebte eine Steigerung seines Ichs, er war nicht mehr der isolierte Mensch von früher, er war eingetan in eine Masse, er war Volk, und seine Person, seine sonst unbeachtete Person hatte einen Sinn bekommen. Der kleine Postbeamte, der sonst von früh bis nachts Briefe sortierte, immer wieder sortierte, von Montag bis Samstag ununterbrochen sortierte, der Schreiber, der Schuster hatte plötzlich eine andere, eine romantische Möglichkeit in seinem Leben: er konnte Held werden, und jeden, der eine Uniform trug, feierten schon die Frauen, grüßten ehrfürchtig die Zurückbleibenden im voraus mit diesem romantischen Namen. Sie anerkannten die unbekannte Macht, die sie aus ihrem Alltag heraushob; selbst die Trauer der Mütter, die Angst der Frauen schämte sich in diesen Stunden des ersten Überschwangs, ihr doch allzu natürliches Gefühl zu bekunden. Vielleicht aber war in diesem Rausch noch eine tiefere, eine geheimnisvollere Macht am Werke. So gewaltig, so plötzlich brach diese Sturzwelle über die

Menschheit herein, daß sie, die Oberfläche überschäumend, die dunklen, die unbewußten Urtriebe und Instinkte des Menschtiers nach oben riß, das, was Freud tiefsehend ‚die Unlust an der Kultur' nannte, das Verlangen, einmal aus der bürgerlichen Welt der Gesetze und Paragraphen auszubrechen und die uralten Blutinstinkte auszutoben. Vielleicht hatten auch diese dunklen Mächte ihren Teil an dem wilden Rausch, in dem alles gemischt war, Opferfreude und Alkohol, Abenteuerlust und reine Gläubigkeit, die alte Magie der Fahnen und der patriotischen Worte – diesem unheimlichen, in Worten kaum zu schildernden Rausch von Millionen, der für einen Augenblick dem größten Verbrechen unserer Zeit einen wilden und fast hinreißenden Schwung gab.

Die Generation von heute, die nur den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mitangesehen, fragt sich vielleicht: warum haben *wir* das nicht erlebt? Warum loderten 1939 die Massen nicht mehr in gleicher Begeisterung auf wie 1914? Warum gehorchten sie dem Anruf nur ernst und entschlossen, schweigsam und fatalistisch? Galt es nicht dasselbe, ging es eigentlich nicht noch um mehr, um Heiligeres, um Höheres in diesem unseren gegenwärtigen Kriege, der ein Krieg der Ideen war und nicht bloß einer um Grenzen und Kolonien?

Die Antwort ist einfach: weil unsere Welt von 1939 nicht mehr über so viel kindlich-naive Gläubigkeit verfügte wie jene von 1914. Damals vertraute das Volk noch unbedenklich seinen Autoritäten; niemand in Österreich hätte den Gedanken gewagt, der allverehrte Landesvater Kaiser Franz Joseph hätte in seinem vierundachtzigsten Jahr sein Volk zum Kampf aufgerufen ohne äußerste Nötigung, er hätte das Blutopfer gefordert, wenn nicht böse, tückische, verbrecherische Gegner den Frieden des Reichs bedrohten. Die Deutschen wiederum hatten die Telegramme ihres Kaisers an den Zaren gelesen, in denen er um den Frieden kämpfte; ein gewaltiger Respekt vor den ‚Oberen', vor den Ministern, vor den Diplomaten und vor ihrer Einsicht, ihrer Ehrlichkeit beseelte noch den einfachen Mann. Wenn es zum Kriege gekommen war, dann konnte es nur gegen den Willen ihrer eigenen Staatsmänner geschehen sein; sie selbst konnten keine Schuld haben, niemand im ganzen Lande hatte die geringste Schuld. Also mußten drüben im anderen Lande die Verbrecher, die Kriegstreiber sein; es war Notwehr, daß man zur Waffe griff, Notwehr gegen einen schurkischen und tückischen Feind, der

ohne den geringsten Grund das friedliche Österreich und Deutschland ‚überfiel'. 1939 dagegen war dieser fast religiöse Glaube an die Ehrlichkeit oder zumindest an die Fähigkeit der eigenen Regierung in ganz Europa schon geschwunden. Man verachtete die Diplomatie, seit man erbittert gesehen, wie sie in Versailles die Möglichkeit eines dauernden Friedens verraten; die Völker erinnerten sich zu deutlich, wie schamlos man sie um die Versprechungen der Abrüstung, der Abschaffung der Geheimdiplomatie betrogen. Im Grunde hatte man 1939 vor keinem einzigen der Staatsmänner Respekt, und niemand vertraute ihnen gläubig sein Schicksal an. Der kleinste französische Straßenarbeiter spottete über Daladier, in England war seit München – ‚peace for our time!' – jedes Vertrauen in die Weitsicht Chamberlains geschwunden, in Italien, in Deutschland sahen die Massen voll Angst auf Mussolini und Hitler: wohin wird er uns wieder treiben? Freilich, man konnte sich nicht wehren, es ging um das Vaterland: so nahmen die Soldaten das Gewehr, so ließen die Frauen ihre Kinder ziehen, aber nicht mehr wie einst in dem unverbrüchlichen Glauben, das Opfer sei unvermeidlich gewesen. Man gehorchte, aber man jubelte nicht. Man ging an die Front, aber man träumte nicht mehr, ein Held zu sein; schon fühlten die Völker und die einzelnen, daß sie nur Opfer waren entweder irdischer, politischer Torheit oder einer unfaßbaren und böswilligen Schicksalsgewalt.

Und dann, was wußten 1914, nach fast einem halben Jahrhundert des Friedens, die großen Massen vom Kriege? Sie kannten ihn nicht, sie hatten kaum je an ihn gedacht. Er war eine Legende, und gerade die Ferne hatte ihn heroisch und romantisch gemacht. Sie sahen ihn immer noch aus der Perspektive der Schullesebücher und der Bilder in den Galerien: blendende Reiterattacken in blitzblanken Uniformen, der tödliche Schuß jeweils großmütig mitten durchs Herz, der ganze Feldzug ein schmetternder Siegesmarsch – „Weihnachten sind wir wieder zu Hause", riefen im August 1914 die Rekruten lachend den Müttern zu. Wer in Dorf und Stadt erinnerte sich noch an den ‚wirklichen' Krieg? Bestenfalls ein paar Greise, die 1866, gegen Preußen, den Bundesgenossen von diesmal, gekämpft, und was für ein geschwinder, unblutiger, ferner Krieg war das gewesen, ein Feldzug von drei Wochen und ohne viel Opfer zu Ende, ehe man erst Atem geholt! Ein rascher Ausflug ins Romantische, ein wildes und männ-

liches Abenteuer – so malte sich der Krieg 1914 in der Vorstellung des einfachen Mannes, und die jungen Menschen hatten sogar ehrliche Angst, sie könnten das Wundervoll-Erregende in ihrem Leben versäumen; deshalb drängten sie ungestüm zu den Fahnen, deshalb jubelten und sangen sie in den Zügen, die sie zur Schlachtbank führten, wild und fiebernd strömte die rote Blutwelle durch die Adern des ganzen Reichs. Die Generation von 1939 aber kannte den Krieg. Sie täuschte sich nicht mehr. Sie wußte, daß er nicht romantisch war, sondern barbarisch. Sie wußte, daß er Jahre und Jahre dauern würde, unersetzliche Spanne des Lebens. Sie wußte, daß man nicht mit Eichenlaub und bunten Bändern geschmückt dem Feind entgegenstürmte, sondern verlaust und halb verdurstet wochenlang in Gräben und Quartieren lungerte, daß man zerschmettert und verstümmelt wurde aus der Ferne, ohne dem Gegner je ins Auge gesehen zu haben. Man kannte im voraus aus den Zeitungen, aus den Kinos die neuen technisch-teuflischen Vernichtungskünste, man wußte, daß die riesigen Tanks auf ihrem Weg den Verwundeten zermalmten und die Aeroplane Frauen und Kinder in ihren Betten zerschmetterten, man wußte, daß ein Weltkrieg 1939 dank seiner seelenlosen Maschinisierung tausendmal gemeiner, bestialischer, unmenschlicher sein würde als alle früheren Kriege der Menschheit. Kein einziger der Generation von 1939 glaubte mehr an eine von Gott gewollte Gerechtigkeit des Krieges, und schlimmer: man glaubte nicht einmal mehr an die Gerechtigkeit und Dauerhaftigkeit des Friedens, den er erkämpfen sollte. Denn man erinnerte sich zu deutlich noch an alle die Enttäuschungen, die der letzte gebracht: Verelendung statt Bereicherung, Verbitterung statt Befriedigung, Hungersnot, Geldentwertung, Revolten, Verlust der bürgerlichen Freiheit, Versklavung an den Staat, eine nervenzerstörende Unsicherheit, das Mißtrauen aller gegen alle.

Das schuf den Unterschied. Der Krieg von 1939 hatte einen geistigen Sinn, es ging um die Freiheit, um die Bewahrung eines moralischen Guts; und um einen Sinn zu kämpfen, macht den Menschen hart und entschlossen. Der Krieg von 1914 dagegen wußte nichts von den Wirklichkeiten, er diente noch einem Wahn, dem Traum einer besseren, einer gerechten und friedlichen Welt. Und nur der Wahn, nicht das Wissen macht glücklich. Darum gingen, darum jubelten damals die Opfer trunken der Schlachtbank entgegen, mit

Blumen bekränzt und mit Eichenlaub auf den Helmen, und die Straßen dröhnten und leuchteten wie bei einem Fest.

Daß ich selbst diesem plötzlichen Rausch des Patriotismus nicht erlag, hatte ich keineswegs einer besonderen Nüchternheit oder Klarsichtigkeit zu verdanken, sondern der bisherigen Form meines Lebens. Ich war zwei Tage vorher noch im ‚Feindesland' gewesen und hatte mich somit überzeugen können, daß die großen Massen in Belgien genau so friedlich und ahnungslos gewesen wie unsere eigenen Leute. Außerdem hatte ich zu lange kosmopolitisch gelebt, um über Nacht eine Welt plötzlich hassen zu können, die ebenso die meine war wie mein Vaterland. Ich hatte seit Jahren der Politik mißtraut und gerade in den letzten Jahren in unzähligen Gesprächen mit meinen französischen, meinen italienischen Freunden den Widersinn einer kriegerischen Möglichkeit erörtert. So war ich gewissermaßen geimpft mit Mißtrauen gegen die Infektion patriotischer Begeisterung, und vorbereitet wie ich war gegen diesen Fieberanfall der ersten Stunde, blieb ich entschlossen, meine Überzeugung von der notwendigen Einheit Europas nicht erschüttern zu lassen durch einen von ungeschickten Diplomaten und brutalen Munitionsindustriellen herbeigeführten Bruderkampf.

Innerlich war ich demzufolge vom ersten Augenblick an als Weltbürger gesichert; schwer war es, die richtige Haltung als Staatsbürger zu finden. Obwohl erst zweiunddreißig Jahre alt, hatte ich vorläufig keinerlei militärische Pflichten, da ich bei allen Assentierungen als untauglich erklärt worden war, worüber ich schon seinerzeit herzlich froh gewesen. Erstens ersparte mir diese Zurückstellung ein mit stupidem Kommißdienst vergeudetes Jahr, außerdem schien es mir ein verbrecherischer Anachronismus, im zwanzigsten Jahrhundert eingeübt zu werden in der Handhabung von Mordwerkzeugen. Die richtige Haltung für einen Mann meiner Überzeugung wäre gewesen, in einem Kriege mich als ‚conscientious objector' zu erklären, was in Österreich (im Gegensatz zu England) mit den denkbar schwersten Strafen bedroht war und eine wirkliche Märtyrerfestigkeit der Seele forderte. Nun liegt – ich schäme mich nicht, diesen Defekt offen einzugestehen – meiner Natur das Heldische nicht. Meine natürliche Haltung in allen gefährlichen Situationen ist immer die ausweichende gewesen, und nicht nur bei diesem einen Anlaß mußte ich vielleicht mit Recht den

Anwurf der Unentschiedenheit auf mich nehmen, den man meinem verehrten Meister in einem fremden Jahrhundert, Erasmus von Rotterdam, so häufig gemacht. Anderseits war es wieder unerträglich, in einer solchen Zeit als verhältnismäßig junger Mensch abzuwarten, bis man ihn herausscharrte aus seinem Dunkel und an irgendeine Stelle warf, an die er nicht gehörte. So hielt ich Umschau nach einer Tätigkeit, wo ich immerhin etwas leisten konnte, ohne hetzerisch tätig zu sein, und der Umstand, daß einer meiner Freunde, ein höherer Offizier, im Kriegsarchiv war, ermöglichte mir, dort eingestellt zu werden. Ich hatte Bibliotheksdienst zu tun, wofür ich durch meine Sprachkenntnisse nützlich war, oder stilistisch manche der für die Öffentlichkeit bestimmten Mitteilungen zu verbessern –, gewiß keine ruhmreiche Tätigkeit, wie ich willig eingestehe, aber doch eine, die mir persönlich passender erschien, als einem russischen Bauern ein Bajonett in die Gedärme zu stoßen. Jedoch das Entscheidende für mich war, daß mir Zeit blieb nach diesem nicht sehr anstrengenden Dienst für jenen Dienst, der mir der wichtigste in diesem Kriege war: der Dienst an der künftigen Verständigung.

Schwieriger als die amtliche erwies sich meine Stellung innerhalb meines Freundeskreises. Wenig europäisch geschult, ganz im deutschen Gesichtskreis lebend, meinten die meisten unserer Dichter ihr Teil am besten zu tun, indem sie die Begeisterung der Massen stärkten und die angebliche Schönheit des Krieges mit dichterischem Appell oder wissenschaftlichen Ideologien unterbauten. Fast alle deutschen Dichter, Hauptmann und Dehmel voran, glaubten sich verpflichtet, wie in urgermanischen Zeiten als Barden die vorrückenden Kämpfer mit Liedern und Runen zur Sterbebegeisterung anzufeuern. Schockweise regneten Gedichte, die Krieg auf Sieg, Not auf Tod reimten. Feierlich verschworen sich die Schriftsteller, nie mehr mit einem Franzosen, nie mehr mit einem Engländer Kulturgemeinschaft haben zu wollen, ja mehr noch: sie leugneten über Nacht, daß es je eine englische, eine französische Kultur gegeben habe. All das sei gering und wertlos gegenüber deutschem Wesen, deutscher Kunst und deutscher Art. Noch ärger trieben es die Gelehrten. Die Philosophen wußten plötzlich keine andere Weisheit, als den Krieg zu einem ‚Stahlbad' zu erklären, das wohltätig die Kräfte der Völker vor Erschlaffung bewahre. Ihnen zur Seite traten

die Ärzte, die ihre Prothesen derart überschwenglich priesen, daß man beinahe Lust hatte, sich ein Bein amputieren zu lassen, um das gesunde durch solch ein künstliches Gestell zu ersetzen. Die Priester aller Konfessionen wollten gleichfalls nicht zurückbleiben und stimmten ein in den Chor; manchmal war es, als hörte man eine Horde Besessener toben, und all diese Männer waren doch dieselben, deren Vernunft, deren formende Kraft, deren menschliche Haltung wir vor einer Woche, vor einem Monat noch bewundert.

Das Erschütterndste an diesem Wahnsinn aber war, daß die meisten dieser Menschen ehrlich waren. Die meisten, zu alt oder körperlich unfähig, militärischen Dienst zu tun, glaubten sich anständigerweise zu irgendeiner mithelfenden ‚Leistung' verpflichtet. Was sie geschaffen hatten, das schuldeten sie der Sprache und damit dem Volk. So wollten sie ihrem Volk durch die Sprache dienen und es das hören lassen, was es hören wollte: daß das Recht einzig auf seiner Seite sei in diesem Kampf und das Unrecht auf der andern, daß Deutschland siegen werde und die Gegner schmählich unterliegen – völlig ahnungslos, daß sie damit die wahre Mission des Dichters verrieten, der Wahrer und Verteidiger des Allmenschlichen im Menschen zu sein. Manche freilich haben bald den bitteren Geschmack des Ekels vor ihrem eigenen Wort auf der Zunge gespürt, als der Fusel der ersten Begeisterung verraucht war. Aber in jenen ersten Monaten wurde am meisten gehört, wer am wildesten tobte, und so sangen und schrien sie hüben und drüben in wildem Chor.

Der typischste, der erschütterndste Fall einer solchen ehrlichen und zugleich unsinnigen Ekstase war für mich der Ernst Lissauers. Ich kannte ihn gut. Er schrieb kleine, knappe, harte Gedichte und war dabei der gutmütigste Mensch, den man sich denken konnte. Noch heute erinnere ich mich, wie ich die Lippen fest zusammenbeißen mußte, um ein Lächeln zu verstecken, als er mich das erste Mal besuchte. Unwillkürlich hatte ich mir diesen Lyriker als einen schlanken, hartknochigen jungen Mann vorgestellt nach seinen deutschen, markigen Versen, die in allem die äußerste Knappheit suchten. Herein in mein Zimmer aber schwankte, dick wie ein Faß, ein gemütliches Gesicht über einem doppelten Doppelkinn, ein behäbiges Männchen, übersprudelnd vor Eifer und Selbstgefühl, sich überstotternd im Wort, besessen vom Gedicht und durch keine Gegenwehr abzuhalten, seine Verse immer wieder zu zitieren und zu

rezitieren. Mit allen seinen Lächerlichkeiten mußte man ihn doch liebgewinnen, weil er warmherzig war, kameradschaftlich, ehrlich und von einer fast dämonischen Hingabe an seine Kunst.

Er stammte aus einer vermögenden deutschen Familie, war im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin erzogen worden und vielleicht der preußischste oder preußisch-assimilierteste Jude, den ich kannte. Er sprach keine andere lebende Sprache, er war nie außerhalb Deutschlands gewesen. Deutschland war ihm die Welt, und je deutscher etwas war, um so mehr begeisterte es ihn. Yorck und Luther und Stein waren seine Helden, der deutsche Freiheitskrieg sein liebstes Thema, Bach sein musikalischer Gott; er spielte ihn wunderbar trotz seiner kleinen, kurzen, dicken, schwammigen Finger. Niemand kannte besser die deutsche Lyrik, niemand war verliebter, verzauberter in die deutsche Sprache – wie viele Juden, deren Familien erst spät in die deutsche Kultur getreten, war er gläubiger an Deutschland als der gläubigste Deutsche.

Als dann der Krieg ausbrach, war es sein erstes, hinzueilen in die Kaserne und sich als Freiwilliger zu melden. Und ich kann mir das Lachen der Feldwebel und Gefreiten denken, als diese dicke Masse die Treppe heraufkeuchte. Sie schickten ihn sofort weg. Lissauer war verzweifelt; aber wie die andern wollte er nun Deutschland wenigstens mit dem Gedicht dienen. Für ihn war alles verbürgteste Wahrheit, was deutsche Zeitungen und der deutsche Heeresbericht meldeten. Sein Land war überfallen worden, und der schlimmste Verbrecher, ganz wie es die Wilhelmstraße inszeniert hatte, jener perfide Lord Grey, der englische Außenminister. Diesem Gefühl, daß England der Hauptschuldige gegen Deutschland und an dem Kriege sei, gab er in einem ‚Haßgesang gegen England' Ausdruck, einem Gedicht – ich habe es nicht vor mir –, das in harten, knappen, eindrucksvollen Versen den Haß gegen England zu dem ewigen Schwur erhob, England nie sein ‚Verbrechen' zu verzeihen. Verhängnisvollerweise wurde bald offenbar, wie leicht es ist, mit Haß zu arbeiten (dieser feiste, verblendete kleine Jude Lissauer nahm das Beispiel Hitlers voraus). Das Gedicht fiel wie eine Bombe in ein Munitionsdepot. Nie vielleicht hat ein Gedicht in Deutschland, selbst die ‚Wacht am Rhein' nicht, so rasch die Runde gemacht wie dieser berüchtigte ‚Haßgesang gegen England'. Der Kaiser war begeistert und verlieh Lissauer den Roten Adlerorden, man druckte

das Gedicht in allen Zeitungen nach, die Lehrer lasen es in den Schulen den Kindern vor, die Offiziere traten vor die Front und rezitierten es den Soldaten, bis jeder die Haßlitanei auswendig konnte. Aber nicht genug an dem. Das kleine Gedicht wurde, in Musik gesetzt und zum Chor erweitert, in den Theatern vorgetragen; unter den siebzig Millionen Deutschen gab es bald keinen einzigen Menschen mehr, der den ‚Haßgesang gegen England' nicht von der ersten bis zur letzten Zeile kannte, und bald kannte ihn – freilich mit weniger Begeisterung – die ganze Welt. Über Nacht hatte Ernst Lissauer den feurigsten Ruhm, den sich ein Dichter je in diesem Kriege erworben – freilich einen Ruhm, der später an ihm brannte wie ein Nessushemd. Denn kaum daß der Krieg vorüber war und die Kaufleute wieder Geschäfte machen wollten, die Politiker sich ehrlich um Verständigung bemühten, tat man alles, um dieses Gedicht zu verleugnen, das ewige Feindschaft mit England gefordert. Und um die eigene Mitschuld abzuschieben, prangerte man den armen ‚Haßlitanei' als den einzigen Schuldigen an der irrsinnigen Haßhysterie an, die in Wirklichkeit 1914 alle vom ersten bis zum letzten geteilt. Jeder wandte sich 1919 ostentativ von ihm ab, der ihn 1914 noch gefeiert. Die Zeitungen druckten nicht mehr seine Gedichte; wenn er unter den Kameraden erschien, entstand ein betroffenes Schweigen. Aus dem Deutschland, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hing, ist der Verlassene dann von Hitler ausgetrieben worden und vergessen gestorben, ein tragisches Opfer dieses einen Gedichts, das ihn so hoch nur emporgehoben, um ihn dann um so tiefer zu zerschmettern.

So wie Lissauer waren sie alle. Sie haben ehrlich gefühlt und meinten ehrlich zu handeln, diese Dichter, diese Professoren, diese plötzlichen Patrioten von damals, ich leugne es nicht. Aber schon nach kürzester Zeit wurde erkennbar, welches fürchterliche Unheil sie mit ihrer Lobpreisung des Krieges und ihren Haßorgien anstifteten. Alle kriegführenden Völker befanden sich 1914 ohnehin schon in einem Zustand der Überreizung; das übelste Gerücht verwandelte sich sofort in Wahrheit, die absurdeste Verleumdung wurde geglaubt. Zu Dutzenden schworen in Deutschland die Menschen, sie hätten mit eigenen Augen knapp vor Kriegsausbruch goldbeladene Automobile von Frankreich nach Rußland fahren sehen; die Märchen von den ausgestochenen Augen und abgeschnittenen

Händen, die prompt in jedem Kriege am dritten oder vierten Tage einsetzen, füllten die Zeitungen. Ach, sie wußten nicht, diese Ahnungslosen, welche solche Lügen weitertrugen, daß die Technik, den feindlichen Soldaten jeder denkbaren Grausamkeit zu beschuldigen, ebenso zum Kriegsmaterial gehört wie Munition und Flugzeuge, und daß sie regelmäßig in jedem Kriege gleich in den ersten Tagen aus den Magazinen geholt wird. Krieg läßt sich mit Vernunft und gerechtem Gefühl nicht koordinieren. Er braucht einen gesteigerten Zustand des Gefühls, er braucht Enthusiasmus für die eigene Sache und Haß gegen den Gegner.

Nun liegt es in der menschlichen Natur, daß sich starke Gefühle nicht ins Unendliche prolongieren lassen, weder in einem einzelnen Individuum noch in einem Volke, und das weiß die militärische Organisation. Sie benötigt darum eine künstliche Aufstachelung, ein ständiges ‚doping' der Erregung, und diesen Aufpeitschungsdienst sollten – mit gutem oder schlechtem Gewissen, ehrlich oder aus fachlicher Routine – die Intellektuellen leisten, die Dichter, die Schriftsteller, die Journalisten. Sie hatten die Haßtrommel geschlagen und schlugen sie kräftig, bis jedem Unbefangenen die Ohren gellten und das Herz erschauerte. Gehorsam dienten sie fast alle in Deutschland, in Frankreich, in Italien, in Rußland, in Belgien der ‚Kriegspropaganda' und damit dem Massenwahn und Massenhaß des Krieges, statt ihn zu bekämpfen.

Die Folgen waren verheerend. Damals, da die Propaganda sich nicht schon im Frieden abgenützt hatte, hielten die Völker trotz tausendfachen Enttäuschungen alles, was gedruckt war, noch für wahr. Und so verwandelte sich der reine, der schöne, der opfermutige Enthusiasmus der ersten Tage allmählich in eine Orgie der schlimmsten und dümmsten Gefühle. Man ‚bekämpfte' Frankreich und England in Wien und Berlin, auf der Ringstraße und der Friedrichstraße, was bedeutend bequemer war. Die französischen, die englischen Aufschriften auf den Geschäften mußten verschwinden, sogar ein Kloster ‚Zu den Englischen Fräulein' den Namen ändern, weil das Volk sich erregte, ahnungslos, daß ‚englisch' die Engel und nicht angelsächsisch meinte. Auf die Briefumschläge klebten oder stempelten biedere Geschäftsleute ‚Gott strafe England', Frauen der Gesellschaft schworen (und schrieben es den Zeitungen in Zuschriften), daß sie zeitlebens nie mehr ein Wort französisch sprechen würden.

Shakespeare wurde von den deutschen Bühnen verbannt, Mozart und Wagner aus den französischen, den englischen Musiksälen, die deutschen Professoren erklärten, Dante sei ein Germane, die französischen, Beethoven sei ein Belgier gewesen, bedenkenlos requirierte man geistiges Kulturgut aus den feindlichen Ländern wie Getreide und Erz. Nicht genug, daß sich täglich wechselseitig Tausende friedliche Bürger dieser Länder an der Front töteten, beschimpfte und begeiferte man wechselseitig im Hinterland die großen Toten der feindlichen Länder, die seit Hunderten Jahren stumm in ihren Gräbern lagen. Immer absurder wurde die Geistesverwirrung. Die Köchin am Herd, die nie über ihre Stadt hinausgekommen und seit der Schulzeit keinen Atlas aufgeschlagen, glaubte, daß Österreich nicht leben könne ohne den ‚Sandschak' (ein kleines Grenzbezirkchen irgendwo in Bosnien). Die Kutscher stritten auf der Straße, welche Kriegsentschädigung man Frankreich auferlegen solle, fünfzig Milliarden oder hundert, ohne zu wissen, wieviel eine Milliarde ist. Keine Stadt, keine Gruppe, die nicht dieser grauenhaften Hysterie des Hasses verfiel. Die Priester predigten von den Altären, die Sozialdemokraten, die einen Monat vorher den Militarismus als das größte Verbrechen gebrandmarkt, lärmten womöglich noch mehr als die andern, um nicht nach Kaiser Wilhelms Wort als ‚vaterlandslose Gesellen' zu gelten. Es war der Krieg einer ahnungslosen Generation, und gerade die unverbrauchte Gläubigkeit der Völker an die einseitige Gerechtigkeit ihrer Sache wurde die größte Gefahr.

Allmählich wurde es in diesen ersten Kriegswochen von 1914 unmöglich, mit irgend jemandem ein vernünftiges Gespräch zu führen. Die Friedlichsten, die Gutmütigsten waren von dem Blutdunst wie betrunken. Freunde, die ich immer als entschiedene Individualisten und sogar als geistige Anarchisten gekannt, hatten sich über Nacht in fanatische Patrioten verwandelt und aus Patrioten in unersättliche Annexionisten. Jedes Gespräch endete in dummen Phrasen wie: „Wer nicht hassen kann, der kann auch nicht richtig lieben" oder in groben Verdächtigungen. Kameraden, mit denen ich seit Jahren nie einen Streit gehabt, beschuldigten mich ganz grob, ich sei kein Österreicher mehr; ich solle hinübergehen nach Frankreich oder Belgien. Ja, sie deuteten sogar vorsichtig an, daß man Ansichten wie jene, daß dieser Krieg ein Verbrechen sei, eigentlich zur Kenntnis der Behörden bringen sollte, denn ‚Defaitisten' – das

schöne Wort war eben in Frankreich erfunden worden – seien die schwersten Verbrecher am Vaterlande.

Da blieb nur eins: sich in sich selbst zurückziehen und schweigen, solange die andern fieberten und tobten. Es war nicht leicht. Denn selbst im Exil – ich habe es zur Genüge kennengelernt – ist es nicht so schlimm zu leben wie *allein* im Vaterlande. In Wien hatte ich meine alten Freunde mir entfremdet, neue zu suchen war jetzt nicht die Zeit. Einzig mit Rainer Maria Rilke hatte ich manchmal ein Gespräch innigen Verstehens. Es war gelungen, ihn gleichfalls für unser abgelegenes Kriegsarchiv anzufordern, denn er wäre der unmöglichste Soldat gewesen mit seiner Überzartheit der Nerven, denen Schmutz, Geruch, Lärm wirkliche physische Übelkeit schufen. Immer muß ich unwillkürlich lächeln, wenn ich mich an ihn in Uniform erinnere. Eines Tages klopfte es an meine Tür. Ein Soldat stand ziemlich zaghaft da. Im nächsten Augenblick erschrak ich: Rilke – Rainer Maria Rilke in militärischer Verkleidung! Er sah so rührend ungeschickt aus, beengt von dem Kragen, verstört von dem Gedanken, jedem Offizier die Ehrenbezeigung mit zusammengeklappten Stiefeln erweisen zu müssen. Und da er in seinem magischen Zwang zur Vollendung auch diese nichtigen Formalitäten des Reglements vorbildlich genau ausführen wollte, befand er sich in einem Zustand fortwährender Bestürztheit. „Ich habe", sagte er mir mit seiner leisen Stimme, „dieses Militärkleid seit der Kadettenschule gehaßt. Ich glaubte, ihm für immer entkommen zu sein. Und jetzt noch einmal, mit fast vierzig Jahren!" Glücklicherweise waren hilfreiche Hände da, ihn zu schützen, und er wurde bald dank einer gütigen medizinischen Untersuchung entlassen. Noch einmal kam er, um Abschied zu nehmen – nun schon wieder im Zivilkleid in mein Zimmer, ich möchte fast sagen hereingeweht (so unbeschreiblich lautlos ging er ja immer). Er wollte mir noch danken, weil ich durch Rolland versucht hatte, seine in Paris beschlagnahmte Bibliothek zu retten. Zum erstenmal sah er nicht mehr jung aus, es war, als hätte das Denken an das Grauen ihn erschöpft. „Ins Ausland", sagte er, „wenn man nur ins Ausland könnte! Krieg ist immer Gefängnis." Dann ging er. Ich war nun wieder ganz allein.

Nach einigen Wochen übersiedelte ich, entschlossen, dieser gefährlichen Massenpsychose auszuweichen, in einen ländlichen Vorort, um mitten im Kriege meinen persönlichen Krieg zu beginnen:

den Kampf gegen den Verrat der Vernunft an die aktuelle Massenleidenschaft.

Der Kampf um die geistige Brüderschaft

An sich half es nichts, sich zurückzuziehen. Die Atmosphäre blieb bedrückend. Und ebendeshalb war ich mir bewußt geworden, daß ein bloß passives Verhalten, das Nicht-Mittun bei diesen wüsten Beschimpfungen des Gegners nicht zureichend sei. Schließlich war man Schriftsteller, man hatte das Wort und damit die Pflicht, seine Überzeugungen auszudrücken, soweit dies in einer Zeit der Zensur möglich war. Ich versuchte es. Ich schrieb einen Aufsatz, betitelt ‚An die Freunde im Fremdland', wo ich in gerader und schroffer Abweichung von den Haßfanfaren der andern das Bekenntnis aussprach, allen Freunden im Ausland, möge auch jetzt eine Verbindung unmöglich sein, treu zu bleiben, um mit ihnen bei erster Gelegenheit wieder gemeinsam am Aufbau einer europäischen Kultur zu arbeiten. Ich sandte ihn an die gelesenste deutsche Zeitung. Zu meiner Überraschung zögerte das ‚Berliner Tageblatt' nicht, ihn unverstümmelt abzudrucken. Nur ein einziger Satz – ‚wem auch immer der Sieg zufallen möge' – fiel der Zensur zum Opfer, weil auch der leiseste Zweifel daran, daß Deutschland als selbstverständlicher Sieger aus diesem Weltkrieg hervorgehen werde, damals nicht gestattet war. Aber auch ohne diese Einschränkung trug mir der Aufsatz einige entrüstete Briefe von Überpatrioten ein, sie verstünden nicht, wie man in einer solchen Stunde noch mit diesen schurkischen Gegnern Gemeinschaft haben könne. Das kränkte mich nicht sehr. Ich hatte zeitlebens nie die Absicht gehabt, andere Leute zu meiner Überzeugung zu bekehren. Es war mir genug, sie bekunden, und zwar sichtbar bekunden zu dürfen.

Vierzehn Tage später, ich hatte jenen Aufsatz beinahe schon vergessen, fand ich, mit Schweizer Marke versehen und mit dem Zensurstempel geschmückt, einen Brief, den ich schon an den vertrauten Schriftzügen als von der Hand Romain Rollands erkannte. Er mußte den Aufsatz gelesen haben, denn er schrieb: „Non, je ne quitterai jamais mes amis." Ich verstand sofort, daß die wenigen Zeilen einen Versuch machen wollten, festzustellen, ob es möglich sei,

während des Krieges mit einem österreichischen Freunde in briefliche Verbindung zu treten. Ich antwortete ihm sofort. Wir schrieben einander von nun ab regelmäßig, und dieser Briefwechsel hat sich dann mehr als fünfundzwanzig Jahre fortgesetzt, bis der Zweite Krieg – brutaler als der Erste – jede Verbindung zwischen den Ländern abriß.

Dieser Brief war einer der großen Glücksmomente in meinem Leben: wie eine weiße Taube kam er aus der Arche der brüllenden, stampfenden, tobenden Tierheit. Ich fühlte mich nicht mehr allein, sondern endlich wieder gleicher Gesinnung verbunden. Ich empfand mich bestärkt durch Rollands überlegene Seelenstärke. Denn über die Grenzen hinweg wußte ich, wie wunderbar Rolland seine Menschlichkeit bewährte. Er hatte den einzig richtigen Weg gefunden, den der Dichter in solchen Zeiten persönlich zu nehmen hat: nicht mitzutun an der Zerstörung, am Mord, sondern – nach dem großartigen Beispiel Walt Whitmans, der als Krankenpfleger im Sezessionskriege gedient – tätig zu sein an Werken der Hilfe und der Menschlichkeit. In der Schweiz lebend, durch seine schwankende Gesundheit jedweden Kriegsdienstes enthoben, hatte er sich in Genf, wo er sich bei Kriegsausbruch befand, sofort dem ‚Roten Kreuz' zur Verfügung gestellt und arbeitete dort in den überfüllten Räumen Tag für Tag an dem wundervollen Werke, dem ich dann später versuchte, in einem Aufsatz ‚Das Herz Europas' öffentlichen Dank zu sagen. Nach den mörderischen Schlachten der ersten Wochen war jede Verbindung abgerissen; in allen Ländern wußten die Angehörigen nicht, ob ihr Sohn, ihr Bruder, ihr Vater gefallen oder nur vermißt oder gefangen sei, und sie wußten nicht, bei wem sie anfragen sollten, denn vom ‚Feinde' war keine Auskunft zu erwarten. Da hatte das ‚Rote Kreuz' die Aufgabe übernommen, inmitten des Grauens und der Grausamkeit den Menschen wenigstens die grimmigste Qual abzunehmen: die folternde Ungewißheit über das Schicksal geliebter Menschen, indem es aus den gegnerischen Ländern den Briefwechsel der Gefangenen nach der Heimat leitete. Freilich, die seit Jahrzehnten vorbereitete Organisation war nicht gefaßt gewesen auf solche Dimensionen und Millionenzahlen; täglich, stündlich mußte die Zahl der freiwilligen Hilfsarbeiter vermehrt werden, denn jede Stunde quälenden Wartens bedeutete für die Angehörigen eine Ewigkeit. Ende Dezember 1914 waren es schon

dreißigtausend Briefe, die jeder Tag heranschwemmte, schließlich drängten sich in dem engen Musée Rath in Genf zwölfhundert Menschen zusammen, um die tägliche Post zu bewältigen, zu beantworten. Und mitten unter ihnen arbeitete, statt egoistisch seine eigene Arbeit zu tun, der menschlichste unter den Dichtern: Romain Rolland.

Aber er hatte auch seine andere Pflicht nicht vergessen, die Pflicht des Künstlers, seine Überzeugung auszusprechen und sei es auch gegen den Widerstand seines Landes und sogar den Unwillen der ganzen kriegführenden Welt. Schon im Herbst 1914, da die meisten Schriftsteller sich in Haß überschrien und gegeneinander geiferten und belferten, hatte er jenes denkwürdige Bekenntnis ‚Au-dessus de la mêlée' geschrieben, in dem er den geistigen Haß zwischen den Nationen bekämpfte und von dem Künstler Gerechtigkeit und Menschlichkeit selbst mitten im Krieg forderte – diesen Aufsatz, der wie kein anderer jener Zeit die Meinungen erregte und eine ganze Literatur des Dagegen und Dafür hinter sich zog.

Denn dies unterschied den Ersten Weltkrieg wohltätig vom Zweiten: das Wort hatte damals noch Gewalt. Es war noch nicht zu Tode geritten von der organisierten Lüge, der ‚Propaganda', die Menschen hörten noch auf das geschriebene Wort, sie warteten darauf. Während 1939 keine einzige Kundgebung eines Dichters weder im Guten noch im Bösen auch nur die mindeste Wirkung zeitigte, während bis heute kein einziges Buch, keine Broschüre, kein Aufsatz, kein Gedicht innerlich die Massen berührte oder gar in ihrem Denken beeinflußte, vermochte 1914 ein vierzehnzeiliges Gedicht wie jener ‚Haßgesang' Lissauers, eine Manifestation wie jene törichte der ‚93 deutschen Intellektuellem', und andererseits wieder ein Aufsatz von acht Seiten wie Rollands ‚Audessus de la mêlée', ein Roman wie Barbusses ‚Le Feu' Ereignis zu werden. Das moralische Weltgewissen war eben noch nicht so übermüdet und ausgelaugt wie heute, es reagierte vehement auf jede offenbare Lüge, auf jede Verletzung des Völkerrechts und der Humanität mit der ganzen Kraft jahrhundertealter Überzeugung. Ein Rechtsbruch wie der Einmarsch Deutschlands in das neutrale Belgien, der heute, seit Hitler die Lüge zur Selbstverständlichkeit und die Antihumanität zum Gesetz erhoben, kaum mehr ernstlich getadelt würde, konnte damals noch die Welt von einem bis zum anderen Ende erregen. Die

Erschießung der Nurse Cavell, die Torpedierung der ‚Lusitania' wurden dank des Ausbruchs universaler moralischer Entrüstung für Deutschland verhängnisvoller als eine verlorene Schlacht. Es war für den Dichter, den Schriftsteller also keineswegs aussichtslos, zu sprechen in jener Zeit, da das Ohr und die Seele noch nicht von den unablässig schwatzenden Wellen des Radios überströmt waren; im Gegenteil: die spontane Manifestation eines großen Dichters übte tausendmal mehr Wirkung als alle offiziellen Reden der Staatsmänner, von denen man wußte, daß sie taktisch, politisch auf die Stunde eingestellt waren und bestenfalls nur die halbe Wahrheit enthielten. Auch in diesem Sinne des Vertrauens auf den Dichter als den besten Bürger reiner Gesinnung wohnte noch unendlich mehr Gläubigkeit jener später so sehr enttäuschten – Generation inne. Da sie aber um diese Autorität der Dichter wußten, suchten ihrerseits die Militärs, die Amtsstellen alle Männer von moralischem, von geistigem Prestige in ihren Aufputschungsdienst zu spannen: sie sollten erklären, beweisen, bestätigen, beschwören, daß alles Unrecht, alles Böse auf der anderen Seite angehäuft sei, alles Recht, alle Wahrheit der eigenen Nation zu eigen. Bei Rolland gelang es ihnen nicht. Er sah seine Aufgabe nicht darin, die haßschwüle, mit allen Aufputschungsmitteln überreizte Atmosphäre noch zu steigern, sondern im Gegenteil, sie zu reinigen.

Wer heute die acht Seiten dieses berühmten Aufsatzes ‚Au-dessus de la mêlée' wieder liest, vermag seine immense Wirkung wahrscheinlich nicht mehr zu verstehen; alles, was Rolland darin postulierte, meint, wenn mit kühlen, klaren Sinnen gelesen, doch nur selbstverständlichste Selbstverständlichkeit. Aber diese Worte waren in einer Zeit geistiger Massentollheit gesprochen, die heute kaum mehr rekonstruierbar ist. Die französischen Superpatrioten schrien, als dieser Aufsatz erschien, auf, als hätten sie versehentlich ein glühendes Eisen in die Hand bekommen. Über Nacht war Rolland von seinen ältesten Freunden boykottiert, die Buchhändler wagten den ‚Jean Christophe' nicht mehr in die Auslagen zu stellen, die Militärbehörden, die den Haß brauchten zur Stimulierung der Soldaten, erwogen bereits Maßnahmen gegen ihn, eine Broschüre nach der andern erschien mit der Argumentation: ‚Ce qu'on donne pendant la guerre à l'humanité est volé à la patrie.' Aber wie immer bewies der Aufschrei, daß der Schlag vollwichtig getroffen hatte.

Die Diskussion über die Haltung des geistigen Menschen im Kriege war nicht mehr aufzuhalten, das Problem für jeden einzelnen unvermeidlich gestellt.

Nichts ist mir bei diesen meinen Erinnerungen bedauerlicher, als daß mir die Briefe Rollands aus jenen Jahren nicht zugänglich sind; der Gedanke, sie könnten in dieser neuen Sintflut vernichtet werden oder verlorengehen, lastet wie eine Verantwortung auf mir. Denn so sehr ich sein Werk liebe, halte ich es für möglich, daß man später sie dem Schönsten und Humansten beizählen wird, was sein großes Herz und sein leidenschaftlicher Verstand jemals entäußert haben. Aus der maßlosen Erschütterung einer mitleidenden Seele, aus der ganzen Kraft machtloser Erbitterung geschrieben an einen Freund jenseits der Grenze, also einen offiziellen ‚Feind', stellen sie die vielleicht eindringlichsten moralischen Dokumente einer Zeit dar, wo Verstehen eine ungeheure Kraftleistung und Treue zur eigenen Gesinnung allein schon einen grandiosen Mut erforderte. Bald kristallisierte sich aus dieser unserer freundschaftlichen Korrespondenz ein positiver Vorschlag: Rolland regte an, man solle versuchen, die wichtigsten geistigen Persönlichkeiten aller Nationen zu einer gemeinsamen Konferenz in der Schweiz einzuladen, um zu einer einheitlichen und würdigeren Haltung zu gelangen und vielleicht sogar einen solidarischen Appell im Sinne der Verständigung an die Welt zu richten. Er wollte von der Schweiz aus übernehmen, die französischen und ausländischen Geistigen zur Teilnahme einzuladen, ich sollte von Österreich unsere und die deutschen Dichter und Gelehrten sondieren, soweit sie sich noch nicht selbst durch eine öffentliche Haßpropaganda kompromittiert hätten. Ich machte mich sofort ans Werk. Der wichtigste, der repräsentativste deutsche Dichter war damals Gerhart Hauptmann. Ich wollte, um ihm Zusage oder Absage leichter zu machen, mich nicht direkt an ihn wenden. So schrieb ich unserem gemeinsamen Freunde Walther Rathenau, er möge Hauptmann vertraulich anfragen. Rathenau lehnte ab – ob mit oder ohne Verständigung Hauptmanns, habe ich nie erfahren –, es sei jetzt nicht an der Zeit, einen geistigen Frieden einzuhalten. Damit war eigentlich der Versuch gescheitert, denn Thomas Mann stand damals im anderen Lager und hatte eben in einem Aufsatz über Friedrich den Großen den deutschen Rechtsstandpunkt eingenommen, Rilke, den ich auf unserer Seite wußte, entzog sich aus Prinzip

jeder öffentlichen und gemeinsamen Aktion, Dehmel, der ehemalige Sozialist, unterzeichnete seine Briefe mit kindlich-patriotischem Stolz als ‚Leutnant Dehmel', über Hofmannsthal und Jakob Wassermann hatten mich private Gespräche belehrt, daß auf sie nicht zu zählen war. So war von deutscher Seite nicht viel zu hoffen, und Rolland erging es in Frankreich kaum besser. Es war 1914, 1915 noch zu früh, der Krieg für die Menschen des Hinterlandes noch zu weit. Wir blieben allein.

Allein, aber doch nicht ganz allein. Etwas hatten wir durch unseren Briefwechsel schon gewonnen: eine erste Übersicht der paar Dutzend Menschen, auf die innerlich zu zählen war und die in neutralen oder kriegführenden Ländern gemeinsam mit uns dachten; wir konnten uns gegenseitig aufmerksam machen auf Bücher, Aufsätze, Broschüren hüben und drüben, ein gewisser Kristallisationspunkt war gesichert, an den sich – zögernd zuerst, aber immer stärker durch den immer lastenderen Druck der Zeit – neue Elemente ansetzen konnten. Dieses Gefühl, nicht völlig im Leeren zu stehen, machte mir Mut, öfters Aufsätze zu schreiben, um durch die Antworten und Reaktionen all die Vereinzelten und Verborgenen, die mit uns fühlten, ans Licht zu ziehen. Ich hatte immerhin die großen Zeitungen Deutschlands und Österreichs zur Verfügung und damit einen wichtigen Wirkungskreis, ein prinzipieller Widerstand der Behörden war nicht zu befürchten, da ich nie ins Aktuell-Politische übergriff. Noch war unter der Einwirkung des liberalistischen Geistes der Respekt vor allem Literarischen sehr stark, und wenn ich die Aufsätze überlese, die es mir damals gelang in die breiteste Öffentlichkeit zu schmuggeln, so kann ich den österreichischen Militärbeamten meinen Respekt für ihre Großzügigkeit nicht versagen; ich konnte immerhin mitten im Weltkriege die Begründerin des Pazifismus, Berta von Suttner, begeistert rühmen, die den Krieg als das Verbrechen der Verbrechen brandmarkte, und über Barbusses ‚Le Feu' in einer österreichischen Zeitung ausführlich berichten. Eine gewisse Technik mußten wir uns freilich zurechtlegen, während wir diese unsere unzeitgemäßen Anschauungen während einer Kriegszeit weiten Kreisen übermittelten. Um das Grauen des Krieges, die Gleichgültigkeit des Hinterlandes darzustellen, war es in Österreich natürlich nötig, das Leiden eines ‚französischen' Infanteristen in einem Aufsatz über ‚Le Feu' hervorzuheben, aber Hunderte von

Briefen von der österreichischen Front zeigten mir, wie deutlich die Unseren ihr eigenes Schicksal erkannt. Oder wir wählten, um unsere Überzeugungen auszusprechen, das Mittel des scheinbaren gegenseitigen Angriffs. So polemisierte im ‚Mercure de France' einer meiner französischen Freunde gegen meinen Aufsatz ‚Den Freunden im Fremdland'; aber indem er ihn in der vorgeblichen Polemik bis auf das letzte Wort übersetzt abdruckte, hatte er ihn glücklich nach Frankreich hinübergeschmuggelt, und jeder konnte ihn (was die Absicht war) dort lesen. Auf solche Art gingen Blinklichter, die nichts als Erinnerungszeichen waren, hinüber und herüber. Wie sehr sie von denen, für die sie bestimmt waren, verstanden wurden, zeigte mir später eine kleine Episode. Als Italien im Mai 1915 Österreich, seinem früheren Bundesgenossen, den Krieg erklärte, sprang bei uns eine Haßwelle auf. Alles Italienische wurde beschimpft. Zufällig waren nun die Erinnerungen eines jungen Italieners aus der Zeit des Risorgimento namens Carl Poerio erschienen, der einen Besuch bei Goethe schilderte. Ich schrieb, um inmitten des Haßgeschreis darzutun, daß die Italiener mit unserer Kultur von je die besten Zusammenhänge gehabt hätten, demonstrativ einen Aufsatz ‚Ein Italiener bei Goethe' und da dieses Buch von Benedetto Croce eingeleitet war, nutzte ich den Anlaß, um Croce einige Worte höchsten Respekts zu widmen. Bewundernde Worte für einen Italiener bedeuteten in Österreich zu einer Zeit, da man keinem Dichter oder Gelehrten eines Feindeslandes eine Anerkennung zollen sollte, selbstverständlich eine deutliche Demonstration, und sie wurde bis über die Grenzen hinaus verstanden. Croce, der damals in Italien Minister war, erzählte mir später einmal, wie ein Angestellter des Ministeriums, der selbst nicht Deutsch lesen konnte, ihm etwas bestürzt mitteilte, in dem Hauptblatte des Kriegsgegners stehe etwas gegen ihn (denn er konnte sich eine Erwähnung nicht anders als im Sinne der Gegnerschaft erdenken). Croce ließ sich die ‚Neue Freie Presse' kommen und war zuerst erstaunt und dann im besten Sinne amüsiert, statt dessen eine Reverenz zu finden.

Ich denke nun durchaus nicht daran, diese kleinen isolierten Versuche zu überschätzen. Sie haben selbstverständlich auf den Gang der Ereignisse nicht die geringste Wirkung geübt. Aber sie haben uns selbst – und manchen unbekannten Lesern – geholfen. Sie haben die gräßliche Isoliertheit, die seelische Verzweiflung gemildert, in

der ein wirklich menschlich fühlender Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts sich befand – und heute nach fünfundzwanzig Jahren sich wieder befindet, ebenso machtlos gegen das Übermächtige und, ich fürchte es, sogar noch mehr. Ich war mir schon damals voll bewußt, daß ich mit diesen kleinen Protesten und Geschicklichkeiten nicht die eigentliche Last von mir abzuwälzen vermochte; langsam begann sich in mir der Plan eines Werks zu formen, in dem ich nicht nur Einzelnes aussagen könnte, sondern meine ganze Einstellung zu Zeit und Volk, zu Katastrophe und Krieg.

Um aber den Krieg in einer dichterischen Synthese darstellen zu können, fehlte mir eigentlich das Wichtigste: ich hatte ihn nicht gesehen. Ich saß jetzt fast ein Jahr festgeankert in diesem Büro, und in einer unsichtbaren Ferne ging das ‚Eigentliche', das Wirkliche, das Grausige des Krieges vor sich. Gelegenheit, an die Front zu fahren, war mir mehrmals geboten worden, dreimal hatten mich große Zeitungen ersucht, als ihr Berichterstatter zur Armee zu gehen. Aber jede Art Schilderung hätte die Verpflichtung mit sich gebracht, den Krieg in einem ausschließlich positiven und patriotischen Sinne darzustellen, und ich hatte mir geschworen – ein Eid, den ich auch 1940 gehalten habe – niemals ein Wort zu schreiben, das den Krieg bejahte oder eine andere Nation herabsetzte. Nun ergab sich zufällig eine Gelegenheit. Die große österreichisch-deutsche Offensive hatte im Frühjahr 1915 bei Tarnow die russische Linie durchbrochen und Galizien und Polen in einem einzigen konzentrischen Vorstoß erobert. Das Kriegsarchiv wollte nun für seine Bibliothek die Originale all der russischen Proklamationen und Anschläge im besetzten österreichischen Gebiet sammeln, ehe sie heruntergerissen oder sonst vernichtet wurden. Der Oberst, der meine Sammlertechnik zufällig kannte, fragte mich an, ob ich das besorgen wollte; ich griff selbstverständlich sofort zu, und mir wurde ein Passepartout ausgestellt, so daß ich, ohne von einer besonderen Behörde abhängig zu sein und ohne irgendeinem Amt oder Vorgesetzten direkt zu unterstehen, mit jedem Militärzug reisen und mich frei bewegen konnte, wohin ich wollte, was dann zu den sonderbarsten Zwischenfällen führte: ich war nämlich nicht Offizier, sondern nur Titularfeldwebel und trug eine Uniform ohne besondere Abzeichen. Wenn ich mein geheimnisvolles Dokument vorzeigte, erweckte dies einen besonderen Respekt, denn die Offiziere an der Front und die Beamten ver-

muteten, daß ich irgendein verkleideter Generalstabsoffizier sein müsse oder sonst einen mysteriösen Auftrag habe. Da ich auch die Offiziersmessen vermied und nur in Hotels abstieg, gewann ich überdies den Vorzug, außerhalb der großen Maschinerie zu stehen und ohne jede ‚Führung' sehen zu können, was ich sehen wollte.

Der eigentliche Auftrag, die Proklamationen zu sammeln, beschwerte mich nicht sehr. Jedesmal, wenn ich in eine jener galizischen Städte kam, nach Tarnow, nach Drohobycz, nach Lemberg, standen dort am Bahnhof einige Juden, sogenannte ‚Faktoren', deren Beruf es war, alles zu besorgen, was immer man haben wollte; es genügte, daß ich einem dieser Universalpraktiker sagte, ich wünschte die Proklamationen und Anschläge der russischen Okkupation, und der Faktor lief wie ein Wiesel und vermittelte den Auftrag auf geheimnisvollem Wege weiter an Dutzende von Unterfaktoren; nach drei Stunden hatte ich, ohne selbst einen Schritt gegangen zu sein, das Material in der denkbar schönsten Komplettheit beisammen. Dank dieser vorbildlichen Organisation blieb mir Zeit, viel zu sehen, und ich sah viel. Ich sah vor allem das furchtbare Elend der Zivilbevölkerung, über deren Augen das Grauen über das Erlebte noch wie ein Schatten lag. Ich sah das nie geahnte Elend der jüdischen Ghettobevölkerung, die zu acht, zu zwölft in ebenerdigen oder unterirdischen Zimmern wohnte. Und ich sah zum erstenmal den ‚Feind'. In Tarnow stieß ich auf den ersten Gefangenentransport russischer Soldaten. Sie saßen eingezäunt in einem großen Viereck auf der Erde, rauchten und schwätzten, von zwei oder drei Dutzend älteren, meist bärtigen Tiroler Landsturmsoldaten bewacht, die ebenso abgerissen und verwahrlost waren wie die Gefangenen und sehr wenig den schmucken, wohlrasierten, blank uniformierten Soldaten glichen, wie sie bei uns zu Hause in den illustrierten Zeitungen abgebildet waren. Aber diese Bewachung hatte nicht den geringsten martialischen oder drakonischen Charakter. Die Gefangenen zeigten keine wie immer geartete Neigung, zu entfliehen, die österreichischen Landsturmleute keineswegs den Wunsch, die Bewachung streng zu nehmen. Sie saßen kameradschaftlich mit den Gefangenen zusammen, und gerade daß sie sich in ihren Sprachen nicht verständigen konnten, machte beiden Seiten außerordentlichen Spaß. Man tauschte Zigaretten aus, lachte sich an. Ein Tiroler Landsturmmann holte gerade aus einer sehr alten und schmutzigen

Brieftasche die Photographien seiner Frau und seiner Kinder und zeigte sie den ‚Feinden', die sie einer nach dem anderen bewunderten und mit den Fingern fragten, ob dieses Kind drei Jahre alt sei oder vier. Unwiderstehlich hatte ich das Gefühl, daß diese primitiven, einfachen Menschen den Krieg viel richtiger empfanden als unsere Universitätsprofessoren und Dichter: nämlich als ein Unglück, das über sie gekommen war und für das sie nichts konnten, und daß eben jeder, der in dieses Malheur geraten war, eine Art Bruder sei. Diese Erkenntnis begleitete mich tröstlich auf der ganzen Fahrt, vorbei an den zerschossenen Städten und geplünderten Geschäften, deren Möbel wie gebrochene Glieder und herausgerissene Eingeweide mitten auf der Straße lagen. Auch gaben mir die wohlbestellten Felder zwischen den Kriegsgebieten die Hoffnung, daß in ein paar Jahren alle die Zerstörungen wieder verschwunden sein würden. Freilich konnte ich damals noch nicht ermessen, daß ebenso rasch wie die Spur des Krieges vom Antlitz der Erde auch die Erinnerung an sein Grauen aus dem Gedächtnis der Menschen entschwinden könnte.

Dem eigentlich Grausigen des Krieges war ich in den ersten Tagen noch nicht begegnet; sein Antlitz übertraf dann meine schlimmsten Befürchtungen. Da soviel wie gar keine regelmäßigen Passagierzüge verkehrten, fuhr ich einmal auf offenen Artilleriewagen, auf der Protze einer Kanone sitzend, ein anderesmal in einem jener Viehwagen, wo die Menschen im Gestank übereinander und durcheinander todmüde schliefen und, während man sie zur Schlachtbank führte, selbst schon ähnlich waren geschlachtetem Vieh. Aber das Furchtbarste waren die Lazarettzüge, die ich zwei oder dreimal benutzen mußte. Ach, wie wenig glichen sie jenen gut erhellten, weißen, wohlgewaschenen Sanitätszügen, in denen sich die Erzherzoginnen und die vornehmen Damen der Wiener Gesellschaft zu Anfang des Krieges als Krankenpflegerinnen abbilden ließen! Was ich schauernd zu sehen bekam, waren gewöhnliche Transportwagen ohne richtige Fenster, nur mit einer schmalen Luftluke und innen von verrußten Öllampen erhellt. Eine primitive Tragbahre stand neben der andern, und alle waren sie belegt mit stöhnenden, schwitzenden, todfahlen Menschen, die nach Luft röchelten in dem dicken Geruch von Exkrementen und Jodoform. Die Sanitätssoldaten schwankten mehr als sie gingen, so sehr waren sie

übermüdet; nichts war zu sehen von dem weiß leuchtenden Bettzeug der Photographien. Zugedeckt mit längst durchgebluteten Kotzen lagen die Leute auf Stroh oder den harten Tragbahren und in jedem dieser Wagen schon zwei oder drei Tote inmitten der Sterbenden und Stöhnenden. Ich sprach mit dem Arzt, der, wie er mir gestand, eigentlich nur Zahnarzt in einem kleinen ungarischen Städtchen gewesen war und seit Jahren nicht mehr chirurgisch praktiziert hatte. Er war verzweifelt. Nach sieben Stationen, sagte er mir, habe er schon voraustelegraphiert um Morphium. Aber alles sei verbraucht, und er habe auch keine Watte mehr, kein frisches Verbandszeug für die zwanzig Stunden bis ins Budapester Spital. Er bat mich, ihm zu helfen, denn seine Leute könnten nicht mehr weiter vor Müdigkeit. Ich versuchte es, ungeschickt wie ich war, konnte mich aber wenigstens nützlich machen, indem ich bei jeder Station hinauslief und mithalf, ein paar Eimer Wasser zu tragen, schlechtes, schmutziges Wasser, eigentlich nur für die Lokomotive bestimmt, jetzt aber doch Labsal, um die Leute wenigstens ein wenig zu waschen und das ständig niedertropfende Blut vom Boden wegzuscheuern. Dazu kam noch für die Soldaten, die aus allen denkbaren Nationalitäten in diesen rollenden Sarg zusammengeworfen worden waren, eine persönliche Erschwerung durch die babylonische Verwirrung der Sprachen. Weder der Arzt noch die Pfleger verstanden ruthenisch oder kroatisch; der einzige, der einigermaßen helfen konnte, war ein alter, weißhaariger Priester, der – so wie der Arzt verzweifelt war, kein Morphium zu haben – seinerseits erschüttert klagte, er könne seine heilige Pflicht nicht tun, es fehle ihm das Öl für die letzte Ölung. In seinem ganzen Leben habe er nicht so viele Menschen ‚versehen' wie in diesem einen letzten Monat. Und von ihm hörte ich das Wort, das ich nie mehr vergessen habe, mit harter, zorniger Stimme ausgesprochen: „Ich bin siebenundsechzig Jahre alt und habe viel gesehen. Aber ich habe ein solches Verbrechen der Menschheit nicht für möglich gehalten."

Jener Hospitalzug, mit dem ich zurückfuhr, kam in den frühen Morgenstunden in Budapest an. Ich fuhr sofort in ein Hotel, um zunächst einmal zu schlafen; der einzige Sitzplatz in jenem Zuge war mein Koffer gewesen. Ich schlief bis etwa elf Uhr, übermüdet wie ich gewesen, und zog mich dann rasch an, ein Frühstück zu nehmen. Aber schon nach den ersten paar Schritten hatte ich ununterbrochen

das Gefühl, ich müßte mir die Augen reiben, ob ich nicht träume. Es war einer jener strahlenden Tage, die am Morgen noch Frühling, zu Mittag schon Sommer sind, und Budapest war so schön und sorglos wie nie. Die Frauen in weißen Kleidern promenierten Arm in Arm mit Offizieren, die mir plötzlich wie Offiziere aus einer ganz anderen Armee erschienen als jene, die ich gestern, erst vorgestern gesehen. In den Kleidern, im Mund, in der Nase noch den Geruch von Jodoform aus dem Verwundetentransport von gestern, sah ich, wie sie Veilchensträußchen kauften und den Damen galant verehrten, wie tadellose Autos mit tadellos rasierten und gekleideten Herren durch die Straßen fuhren. Und all dies acht oder neun Schnellzugsstunden von der Front! Aber hatte man ein Recht, diese Menschen anzuklagen? War es nicht eigentlich das Natürlichste, daß sie lebten und versuchten, sich ihres Lebens zu freuen? Daß sie vielleicht gerade aus dem Gefühl heraus, daß alles bedroht war, noch alles zusammenrafften, was zusammenzuraffen war, die paar guten Kleider, die letzten guten Stunden! Gerade wenn man gesehen, ein wie gebrechliches, zerstörbares Wesen der Mensch ist, dem ein kleines Stück Blei in einer tausendstel Sekunde das Leben mit all seinen Erinnerungen und Erkenntnissen und Ekstasen herausfetzen kann, verstand man, daß ein solcher Korso-Vormittag an dem leuchtenden Flusse Tausende drängte, Sonne zu sehen, sich selbst zu fühlen, das eigene Blut, das eigene Leben mit vielleicht noch verstärkter Kraft. Schon war ich beinahe versöhnt mit dem, was mich zuerst erschreckt hatte. Aber da brachte unglücklicherweise der gefällige Kellner mir eine Wiener Zeitung. Ich versuchte sie zu lesen; nun erst überfiel mich der Ekel in der Form eines richtigen Zorns. Da standen alle die Phrasen von dem unbeugsamen Siegeswillen, von den geringen Verlusten unserer eigenen Truppen und den riesigen der Gegner, da sprang sie mich an, nackt, riesenhaft und schamlos, die Lüge des Krieges! Nein, nicht die Spaziergänger, die Lässigen, die Sorglosen waren die Schuldigen, sondern einzig die, die mit ihrem Wort zum Kriege hetzten. Aber schuldig auch wir, wenn wir das unsere nicht gegen sie wendeten.

Nun erst war mir der richtige Antrieb gegeben: man mußte kämpfen gegen den Krieg! Der Stoff lag in mir bereit, nur diese letzte anschauliche Bestätigung meines Instinkts hatte noch gefehlt, um zu beginnen. Ich hatte den Gegner erkannt, gegen den ich zu kämpfen

hatte – das falsche Heldentum, das lieber die andern vorausschickt in Leiden und Tod, den billigen Optimismus der gewissenlosen Propheten, der politischen wie der militärischen, die, skrupellos den Sieg versprechend, die Schlächterei verlängern, und hinter ihnen den Chor, den sie sich mieteten, all diese ‚Wortemacher des Krieges', wie Werfel sie angeprangert in seinem schönen Gedicht. Wer ein Bedenken äußerte, der störte sie bei ihrem patriotischen Geschäft, wer warnte, den verhöhnten sie als Schwarzseher, wer den Krieg, in dem sie selber nicht mitlitten, bekämpfte, den brandmarkten sie als Verräter. Immer war es dieselbe, die ewige Rotte durch die Zeiten, die die Vorsichtigen feige nannte, die Menschlichen schwächlich, um dann selbst ratlos zu sein in der Stunde der Katastrophe, die sie leichtfertig beschworen. Immer war es dieselbe Rotte, dieselbe, die Kassandra verhöhnt in Troja, Jeremias in Jerusalem, und nie hatte ich Tragik und Größe dieser Gestalten so verstanden wie in diesen allzu ähnlichen Stunden. Von Anfang an glaubte ich nicht an den ‚Sieg' und wußte nur eines gewiß: daß selbst wenn er unter maßlosen Opfern errungen werden könnte, er diese Opfer nicht rechtfertige. Aber immer blieb ich allein unter all meinen Freunden mit solcher Mahnung, und das wirre Siegesgeheul vor dem ersten Schuß, die Beuteverteilung vor der ersten Schlacht ließ mich oft zweifeln, ob ich selbst wahnsinnig sei unter all diesen Klugen oder vielmehr allein grauenhaft wach inmitten ihrer Trunkenheit. So wurde es nur natürlich für mich, die eigene, die tragische Situation des ‚Defaitisten' – dieses Wort hatte man erfunden, um jenen, die sich um Verständigung bemühten, den Willen zur Niederlage zu unterschieben – in dramatischer Form zu schildern. Ich wählte als Symbol die Gestalt des Jeremias, des vergeblichen Warners. Aber es ging mir keineswegs darum, ein ‚pazifistisches' Stück zu schreiben, die Binsenwahrheit in Wort und Verse zu setzen, daß Frieden besser sei als Krieg, sondern darzustellen, daß derjenige, der als der Schwache, der Ängstliche in der Zeit der Begeisterung verachtet wird, in der Stunde der Niederlage sich meist als der einzige erweist, der sie nicht nur erträgt, sondern sie bemeistert. Von meinem ersten Stück, ‚Thersites' an hatte mich das Problem der seelischen Superiorität des Besiegten immer wieder von neuem beschäftigt. Immer lockte es mich, die innere Verhärtung zu zeigen, die jede Form der Macht in einem Menschen bewirkt, die seelische Erstarrung, die bei ganzen

Völkern jeder Sieg bedingt, und ihr die aufwühlende, die Seele schmerzhaft und furchtbar durchpflügende Macht der Niederlage entgegenzustellen. Mitten im Kriege, indes die andern sich noch, voreilig triumphierend, gegenseitig den unfehlbaren Sieg bewiesen, warf ich mich schon in den untersten Abgrund der Katastrophe und suchte den Aufstieg.

Aber unbewußt hatte ich, indem ich ein Thema der Bibel wählte, an etwas gerührt, das in mir bisher ungenützt gelegen: an die im Blut oder in der Tradition dunkel begründete Gemeinschaft mit dem jüdischen Schicksal. War es nicht dies, mein Volk, das immer wieder besiegt worden war von allen Völkern, immer wieder, immer wieder, und doch sie überdauert dank einer geheimnisvollen Kraft – eben jener Kraft, die Niederlage zu verwandeln durch den Willen, sie immer und immer wieder zu bestehen? Hatten sie es nicht vorausgewußt, unsere Propheten, dies ewige Gejagtsein und Vertriebensein, das uns auch heute wieder wie Spreu über die Straßen wirft, und hatten sie dies Unterliegen unter der Gewalt nicht bejaht und sogar als einen Weg zu Gott gesegnet? War Prüfung nicht ewig von Gewinn für alle und für den einzelnen gewesen – ich fühlte dies beglückt, während ich an diesem Drama schrieb, dem ersten, das ich von meinen Büchern vor mir selbst gelten ließ. Ich weiß heute: ohne all das, was ich mitfühlend, vorausfühlend damals während des Krieges gelitten, wäre ich der Schriftsteller geblieben, der ich vor dem Kriege gewesen, ‚angenehm bewegt', wie man im Musikalischen sagt, aber nie gefaßt, erfaßt, getroffen bis in die innersten Eingeweide. Jetzt zum erstenmal hatte ich das Gefühl, gleichzeitig aus mir selbst zu sprechen und aus der Zeit. Indem ich versuchte, den andern zu helfen, habe ich damals mir selbst geholfen: zu meinem persönlichsten, privatesten Werk neben dem ‚Erasmus', in dem ich mich 1934 in Hitlers Tagen aus einer ähnlichen Krise emporrang. Von dem Augenblicke, da ich versuchte, sie zu gestalten, litt ich nicht mehr so schwer an der Tragödie der Zeit.

An einen sichtbaren Erfolg dieses Werkes hatte ich nicht einen Augenblick geglaubt. Durch die Begegnung so vieler Probleme, des prophetischen, des pazifistischen, des jüdischen, durch die choralische Formung der Schlußszenen, die aufsteigen in einen Hymnus des Besiegten an sein Schicksal, war der Umfang dieser Dichtung dermaßen über den normalen eines Dramas hinausgewachsen, daß

eine richtige Aufführung eigentlich zwei oder drei Theaterabende erfordert hätte. Und dann – wie sollte ein Stück auf die deutsche Bühne kommen, das die Niederlage ankündigte und sie sogar rühmte, indes täglich die Zeitungen schmetterten ‚Siegen oder Untergehen!' Ein Wunder mußte ich es schon nennen, wenn das Buch gedruckt werden durfte, aber selbst in dem schlimmsten Falle, daß dies nicht gelingen sollte, hatte es wenigstens mir selbst geholfen über die schwerste Zeit. Ich hatte alles im dichterischen Dialog gesagt, was ich im Gespräch mit den Menschen um mich verschweigen mußte. Ich hatte die Last, die mir auf der Seele lag, weggeschleudert und war mir selbst zurückgegeben; in eben der Stunde, da alles in mir ein ‚Nein' war gegen die Zeit, hatte ich das ‚Ja' zu mir selbst gefunden.

Im Herzen Europas

Als zu Ostern 1917 meine Tragödie ‚Jeremias' in Buchform erschien, erlebte ich eine Überraschung. Ich hatte sie innerlich in erbittertstem Widerstand gegen die Zeit geschrieben und mußte darum erbitterten Widerstand erwarten. Aber genau das Gegenteil ereignete sich. Von dem Buche wurden zwanzigtausend Exemplare sofort verkauft, eine für ein Buchdrama phantastische Zahl; nicht nur die Freunde wie Romain Rolland setzten sich öffentlich dafür ein, sondern auch jene, die vordem eher auf der anderen Seite gestanden wie Rathenau und Richard Dehmel. Direktoren von Theatern, denen das Drama gar nicht eingereicht worden war – eine deutsche Aufführung während des Krieges blieb doch undenkbar – schrieben mir und baten mich, ihnen die Uraufführung zu reservieren für die Friedenszeit; selbst die Opposition der Kriegerischen zeigte sich höflich und respektvoll. Alles hatte ich erwartet, nur nicht dies.

Was war geschehen? Nichts anderes als daß der Krieg eben schon zweieinhalb Jahre andauerte: die Zeit hat ihr Werk grausamer Ernüchterung getan. Nach dem furchtbaren Aderlaß auf den Schlachtfeldern begann das Fieber zu weichen. Die Menschen sahen mit kälteren, härteren Augen dem Krieg ins Gesicht als in den ersten Monaten der Begeisterung. Das Gefühl der Solidarität begann sich zu lockern, denn von der großen ‚sittlichen Reinigung', die von den

Philosophen und Dichtern überschwenglich verkündigt worden war, nahm man nicht mehr das geringste wahr. Ein tiefer Riß ging durch das ganze Volk; das Land war gleichsam in zwei verschiedene Welten zerfallen, vorne die der Soldaten, die kämpften und das Grauenhafteste an Entbehrung erlitten, rückwärts die der Zuhausegebliebenen, die sorglos weiterlebten, die Theater bevölkerten und an dem Elend der anderen noch verdienten. Front und Hinterland profilierten sich immer schärfer gegeneinander. Durch die Türen der Ämter hatte sich in hundert Masken ein wüstes Protektionswesen eingeschlichen; man wußte, daß Leute durch Geld oder gute Konnexionen einträgliche Lieferungen bekamen, während schon halbzerschossene Bauern oder Arbeiter immer wieder in die Schützengräben getrieben wurden. Jeder begann darum sich rücksichtslos zu helfen, soweit er nur konnte. Die notwendigen Gebrauchsgegenstände wurden dank eines schamlosen Zwischenhandels täglich teurer, die Lebensmittel kärglicher, und über dem grauen Sumpf des Massenelends phosphoreszierte wie ein Irrlicht der aufreizende Luxus der Kriegsgewinnler. Ein erbittertes Mißtrauen begann allmählich die Bevölkerung zu erfassen – Mißtrauen gegen das Geld, das immer mehr an Wert verlor, Mißtrauen gegen die Generäle, die Offiziere, die Diplomaten, Mißtrauen gegen jede Verlautbarung des Staats und Generalstabs, Mißtrauen gegen die Zeitungen und ihre Nachrichten, Mißtrauen gegen den Krieg selbst und seine Notwendigkeit. Es war also keineswegs die dichterische Leistung meines Buches, die ihm den überraschenden Erfolg gab; ich hatte nur ausgesprochen, was die andern offen nicht zu sagen wagten: den Haß gegen den Krieg, das Mißtrauen gegen den Sieg.

Auf der Bühne allerdings im lebendigen gesprochenen Wort solche Stimmung auszudrücken war scheinbar unmöglich. Demonstrationen hätten unvermeidlich eingesetzt, und so meinte ich darauf verzichten zu müssen, während der Kriegszeit dies erste Drama gegen den Krieg gespielt zu sehen. Da erhielt ich plötzlich vom Direktor des Züricher Stadttheaters ein Schreiben, er möchte meinen ‚Jeremias' sofort auf die Bühne bringen und lade mich ein, der Uraufführung beizuwohnen. Daran hatte ich vergessen, daß es – so wie in diesem zweiten Kriege – noch ein kleines, aber kostbares Stück deutscher Erde gab, dem die Gnade gewährt war, sich abseits halten zu dürfen, ein demokratisches Land, wo das Wort noch frei, die

Gesinnung ungetrübt geblieben. Selbstverständlich stimmte ich sofort zu.

Meine Zustimmung konnte freilich zunächst nur eine prinzipielle sein; denn sie setzte die Erlaubnis voraus, Dienst und Land für einige Zeit verlassen zu dürfen. Nun traf es sich glücklich, daß in allen kriegführenden Ländern eine – in diesem zweiten Kriege gar nicht etablierte – Abteilung bestand, die sich ‚Kulturpropaganda' nannte. Immer ist man genötigt, um den Unterschied der geistigen Atmosphäre zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkriege zu verdeutlichen, darauf hinzuweisen, daß damals die Länder, die Führer, die Kaiser, die Könige, in der Tradition der Humanität aufgewachsen, sich im Unterbewußtsein des Krieges noch schämten. Ein Land nach dem andern wies den Vorwurf, ‚militaristisch' zu sein oder gewesen zu sein, als niederträchtige Verleumdung zurück; im Gegenteil, jedes wetteiferte zu zeigen, zu beweisen, zu erklären, zur Schau zu stellen, daß es eine ‚Kulturnation' sei. Man warb 1914 vor einer Welt, die Kultur höher stellte als Gewalt und die Slogans wie ‚sacro egoismo' und ‚Lebensraum' als unmoralisch verabscheut hätte, um nichts dringlicher als um Anerkennung weltgültiger geistiger Leistung. Alle neutralen Länder wurden deshalb mit künstlerischen Darbietungen überflutet. Deutschland sandte seine Orchester unter weltberühmten Dirigenten in die Schweiz, nach Holland, nach Schweden, Wien seine Philharmoniker; sogar die Dichter, die Schriftsteller, die Gelehrten wurden hinausgeschickt, und zwar nicht, um militärische Taten zu rühmen oder annexionistische Tendenzen zu feiern, sondern einzig um durch ihre Verse, ihre Werke zu beweisen, daß die Deutschen keine ‚Barbaren' seien und nicht nur Flammenwerfer oder gute Giftgase produzierten, sondern auch absolute und für Europa gültige Werte. Noch war anno 1914-1918 – ich muß es immer wieder betonen – das Weltgewissen eine umworbene Macht, noch stellten die künstlerisch produktiven, die moralischen Elemente einer Nation im Kriege eine Kraft dar, die als einflußreich geachtet wurde, noch bemühten sich die Staaten um menschliche Sympathien, statt wie Deutschland 1939 mit ausschließlich unmenschlichem Terror sie zu Boden zu knüppeln. So hatte mein Ansuchen, zur Aufführung eines Dramas Urlaub in die Schweiz zu erhalten, an sich gute Chancen; Schwierigkeiten waren höchstens aus dem Grunde zu befürchten, weil es sich um ein

antikriegerisches Drama handelte, in dem ein Österreicher – wenn auch in symbolischer Form – die Niederlage als denkbar antizipierte. Ich ließ mich im Ministerium beim Chef der Abteilung melden und trug ihm meinen Wunsch vor. Zu meinem großen Erstaunen versprach er mir sofort, alles zu veranlassen, und zwar mit der merkwürdigen Motivierung „Sie haben ja, Gott sei Dank, nie zu den dummen Kriegsschreiern gehört. Na tun Sie draußen Ihr Bestes, daß diese Sache einmal zu einem Ende kommt." Vier Tage später hatte ich meinen Urlaub und einen Auslandspaß.

Ich war einigermaßen verwundert gewesen, einen der höchsten Beamten eines österreichischen Ministeriums mitten im Kriege so frei sprechen zu hören. Aber unvertraut mit den Geheimgängen der Politik, ahnte ich nicht, daß 1917 unter dem neuen Kaiser Karl in den oberen Kreisen der Regierung schon leise eine Bewegung eingesetzt hatte, sich von der Diktatur des deutschen Militärs loszureißen, das Österreich im Schlepptau seines wilden Annexionismus gegen seinen inneren Willen rücksichtslos weiterschleifte. Man haßte in unserem Generalstab die brutale Herrischkeit Ludendorffs, man wehrte sich im Auswärtigen Amt verzweifelt gegen den unbeschränkten Unterseebootkrieg, der Amerika uns zum Feinde machen mußte, selbst das Volk murrte über die ‚preußische Anmaßung'. All das drückte sich vorläufig nur in vorsichtigen Untertönen und scheinbar absichtslosen Bemerkungen aus. Aber in den nächsten Tagen sollte ich noch mehr erfahren und kam, früher als die andern, einem der großen politischen Geheimnisse jener Zeit unvermutet nahe.

Das geschah so: ich hielt mich auf der Reise in die Schweiz zwei Tage in Salzburg auf, wo ich mir ein Haus gekauft und nach dem Kriege zu wohnen vorgenommen hatte. In dieser Stadt bestand ein kleiner Kreis streng katholisch gesinnter Männer, von denen zwei in der Geschichte Österreichs nach dem Kriege als Kanzler eine entscheidende Rolle spielen sollten, Heinrich Lammasch und Ignaz Seipel. Der erstere war einer der hervorragendsten Rechtslehrer seiner Zeit und hatte auf Haager Konferenzen das Präsidium innegehabt, der andere, Ignaz Seipel, ein katholischer Priester von einer fast unheimlichen Intelligenz, war bestimmt, nach dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie die Führung des kleinen Österreich zu übernehmen und hat bei dieser Gelegenheit sein politisches

Genie hervorragend bewährt. Beide waren sie entschiedene Pazifisten, strenggläubige Katholiken, leidenschaftliche Altösterreicher und als solche in innerster Gegnerschaft gegen den deutschen, den preußischen, den protestantischen Militarismus, den sie als unvereinbar mit den traditionellen Ideen Österreichs und seiner katholischen Mission empfanden. Meine Dichtung ‚Jeremias' hatte in diesen religiös-pazifistischen Kreisen stärkste Sympathie gefunden, und Hofrat Lammasch – Seipel war gerade verreist – bat mich in Salzburg zu sich. Der vornehme alte Gelehrte sprach sehr herzlich zu mir über mein Buch; es erfülle unsere österreichische Idee, konziliatorisch zu wirken, und er hoffe dringend, daß es über das Literarische hinaus seine Wirkung tun werde. Und zu meinem Erstaunen vertraute er mir, den er vordem nie gesehen, mit jener Offenheit, die seine innere Tapferkeit bewies, das Geheimnis an, daß wir uns in Österreich vor einer entscheidenden Wende befänden. Seit der militärischen Ausschaltung Rußlands bestehe weder für Deutschland, sofern es sich seiner aggressiven Tendenzen entäußern wolle, noch für Österreich mehr ein wirkliches Hindernis für den Frieden; dieser Augenblick dürfe nicht versäumt werden. Wenn der alldeutsche Klüngel in Deutschland sich weiter gegen Verhandlungen wehre, müsse Österreich die Führung übernehmen und selbständig handeln. Er deutete mir an, daß der junge Kaiser Karl diesen Tendenzen seine Hilfe versprochen habe; man würde vielleicht schon in nächster Zeit die Auswirkung seiner persönlichen Politik sehen. Alles hänge jetzt davon ab, ob Österreich genug Energie aufbringe, statt des ‚Sieg-Friedens', den die deutsche Militärpartei gleichgültig gegen weitere Opfer fordere, einen Verständigungsfrieden durchzusetzen. Im Notfall müsse aber das Äußerste geschehen: daß Österreich sich vom Bündnis rechtzeitig loslöse, ehe es von den deutschen Militaristen in eine Katastrophe gerissen werde. „Niemand kann uns einer Untreue beschuldigen", sagte er fest und entschieden. „Wir haben mehr als eine Million Tote. Wir haben genug geopfert und getan! Jetzt kein Menschenleben, kein einziges mehr für die deutsche Weltherrschaft!"

Mir stand der Atem in der Kehle still. All das hatten wir uns im stillen oft gedacht, nur hatte niemand den Mut gehabt, am hellen Tage auszusprechen: ‚Sagen wir uns von den Deutschen und ihrer Annexionspolitik rechtzeitig los', denn das hätte als ‚Verrat' am

Waffenbruder gegolten. Und hier sagte dies ein Mann, der, wie ich vordem schon wußte, in Österreich das Vertrauen des Kaisers und im Auslande dank seiner Tätigkeit im Haag das höchste Ansehen genoß, mir, einem beinahe Fremden mit solcher Ruhe und Entschiedenheit, daß ich sofort spürte, eine österreichisch-separatistische Aktion sei längst nicht mehr im Stadium der Vorbereitung, sondern schon im Gange. Die Idee war kühn, entweder Deutschland durch die Drohung mit einem Separatfrieden für Verhandlungen geneigter zu stimmen oder im Notfall die Drohung durchzuführen; sie war – die Geschichte bezeugte es – die einzige, die letzte Möglichkeit, die damals das Kaiserreich, die Monarchie und damit Europa hätte retten können. Leider entbehrte die Durchführung dann der Entschlossenheit des ursprünglichen Planes. Kaiser Karl sandte den Bruder seiner Frau, den Prinzen Parma, tatsächlich mit einem geheimen Brief an Clemenceau, um ohne vorherige Verständigung des Berliner Hofes die Friedensmöglichkeiten abzuhorchen und eventuell einzuleiten. Auf welche Weise diese geheime Mission zur Kenntnis Deutschlands gelangte, ist, glaube ich, noch nicht völlig aufgeklärt; verhängnisvollerweise hatte Kaiser Karl dann nicht den Mut, öffentlich zu seiner Überzeugung zu stehen, sei es, daß – wie manche behaupten – Deutschland mit einem militärischen Einmarsch in Österreich drohte, sei es, daß er als Habsburger das Odium scheute, ein von Franz Joseph abgeschlossenes und mit so viel Blut besiegeltes Bündnis im entscheidenden Augenblick aufzukündigen. Jedenfalls berief er nicht Lammasch und Seipel, die einzigen, die als katholische Internationalisten aus innerer moralischer Überzeugung die Kraft gehabt hätten, das Odium eines Abfalls von Deutschland auf sich zu nehmen, an den Posten des Ministerpräsidenten, und dies Zögern wurde sein Verderben. Beide sind sie erst in der verstümmelten österreichischen Republik statt im alten Habsburgerreiche Ministerpräsidenten geworden, und doch wäre niemand befähigter gewesen, das scheinbare Unrecht vor der Welt zu verteidigen als diese bedeutenden und angesehenen Persönlichkeiten. Mit einer offenen Drohung des Abfalls oder dem Abfall hätte Lammasch nicht nur Österreichs Existenz gerettet, sondern auch Deutschland vor seiner innersten Gefahr, dem schrankenlosen Annexionsdrang. Es stünde besser um unser Europa, wäre die Aktion, die jener weise und tief religiöse Mann mir damals offen ankündigte,

nicht durch Schwäche und Ungeschick verdorben worden.

Am nächsten Tage reiste ich weiter und überschritt die Schweizer Grenze. Es ist schwer sich zu vergegenwärtigen, was damals der Übergang von einem versperrten, schon halb ausgehungerten Kriegsland in die neutrale Zone bedeutete. Es waren nur wenige Minuten von einer zur anderen Station, aber in der ersten Sekunde überkam einen schon das Gefühl, als ob man aus stickiger eingesperrter Luft plötzlich in starke und schneegefüllte trete, eine Art Taumel, den man vom Gehirn durch alle Nerven und Sinne weiterrieseln fühlte. Noch nach Jahren, wenn ich, von Österreich kommend, an dieser Bahnstation vorbeireiste (deren Namen mir sonst nie im Gedächtnis geblieben wäre), erneuerte sich blitzhaft die Sensation dieses jähen Aufatmens. Man sprang vom Zuge, und da warteten schon – erste Überraschung – am Buffet alle die Dinge, von denen man schon vergessen, daß sie vordem zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens gehört hatten; da waren goldene füllige Orangen, Bananen, da lag Schokolade und Schinken offen, die man bei uns nur durch Hintertüren schleichend erhielt, da war Brot und Fleisch ohne Brotkarte, ohne Fleischkarte – und wirklich wie hungrige Tiere stürzten sich die Reisenden auf diese billige Pracht. Da war ein Telegraphenamt, ein Postamt, von dem man unzensiert schreiben und drahten konnte in alle Windrichtungen der Welt. Da lagen die französischen, die italienischen, die englischen Zeitungen, und man konnte sie straflos kaufen, auffalten und lesen. Das Verbotene war hier, fünf Minuten weiter, erlaubt und drüben das Erlaubte verboten. All der Widersinn europäischer Kriege wurde mir durch das nahe Nebeneinander im Raum geradezu sinnlich offenbar; da drüben in dem kleinen Grenzstädtchen, dessen Schildertafeln man mit freiem Auge lesen konnte, wurden aus jedem Häuschen, jeder Hütte die Männer herausgeholt und nach der Ukraine und nach Albanien verladen, um dort zu morden und sich morden zu lassen – hier fünf Minuten weit saßen die Männer gleichen Alters geruhigt mit ihren Frauen vor den efeuumhangenen Türen und rauchten ihre Pfeifen: ich fragte mich unwillkürlich, ob nicht auch die Fische in diesem Grenzflüßchen auf der rechten Seite kriegführende Tiere wären und die zur linken neutral. In der einen Sekunde, da ich die Grenze überschritten hatte, dachte ich schon anders, freier, erregter, unserviler, und ich erprobte gleich am nächsten Tage, wie nicht nur

unsere seelische Disposition, sondern auch der körperliche Organismus innerhalb der Kriegswelt herabgemindert wurde; als ich, bei Verwandten eingeladen, ahnungslos nach dem Essen eine Tasse schwarzen Kaffee trank und dazu eine Havannazigarre rauchte, wurde mir plötzlich schwindlig, und ich bekam heftiges Herzklopfen. Mein Körper, meine Nerven erwiesen sich nach vielen Monaten der Ersatzstoffe nicht mehr aufnahmefähig für wirklichen Kaffee und wirklichen Tabak; auch der Körper mußte sich nach dem Unnatürlichen des Krieges wieder umstellen auf das Natürliche des Friedens.

Dieser Taumel, diese wohlige Schwindligkeit übertrug sich auch ins Geistige. Jeder Baum schien mir schöner, jeder Berg freier, jede Landschaft beglückender, denn innerhalb eines Kriegslandes wirkt dem verdüsterten Blicke der selig atmende Friede einer Wiese wie freche Gleichgültigkeit der Natur, jeder purpurne Sonnenuntergang erinnert an das vergossene Blut; hier im natürlichen Zustand des Friedens war die edle Abseitigkeit der Natur wieder natürlich geworden, und ich liebte die Schweiz, wie ich sie nie zuvor geliebt. Immer war ich gerne in dies bei kleinem Umfang großartige und in seiner Vielfalt unerschöpfliche Land gekommen. Nie aber hatte ich den Sinn seines Daseins so sehr empfunden: die schweizerische Idee des Beisammenseins der Nationen im selben Räume ohne Feindlichkeit, diese weiseste Maxime durch wechselseitige Achtung und eine ehrlich durchlebte Demokratie sprachliche und volkliche Unterschiede zur Brüderlichkeit zu erheben – welch ein Beispiel dies für unser ganzes verwirrtes Europa! Refugium aller Verfolgten, seit Jahrhunderten Heimstatt des Friedens und der Freiheit, gastlich jeder Gesinnung bei treuester Bewahrung seiner besonderen Eigenart – wie wichtig erwies sich die Existenz dieses einzig übernationalen Staates für unsere Welt! Zu Recht schien mir dies Land mit Schönheit gesegnet, mit Reichtum bedacht. Nein, hier war man nicht fremd; ein freier, unabhängiger Mensch fühlte sich in dieser tragischen Weltstunde hier mehr zu Hause als in seinem eigenen Vaterland. Stundenlang trieb es mich noch nachts in Zürich durch die Straßen und am Seeufer entlang. Die Lichter schimmerten Frieden, hier hatten die Menschen noch die gute Gelassenheit des Lebens. Ich meinte zu spüren, daß hinter den Fenstern nicht schlaflos Frauen in den Betten lagen und an ihre Söhne dachten, ich sah keine

Verwundeten, keine Verstümmelten, nicht die jungen Soldaten, die morgen, übermorgen in die Züge verladen werden sollten – man fühlte sich hier berechtigter zu leben, während es im Kriegslande schon eine Scheu gewesen und fast eine Schuld, noch unverstümmelt zu sein.

Aber nicht die Besprechungen wegen meiner Aufführung, nicht die Begegnung mit Schweizer und ausländischen Freunden waren mir das Dringlichste. Ich wollte vor allem Rolland sehen, den Mann, von dem ich wußte, daß er mich fester, klarer und tätiger machen konnte, und ich wollte ihm danken für das, was mir sein Zuspruch, seine Freundschaft in den Tagen bitterster Seeleneinsamkeit gegeben. Zu ihm mußte mein erster Weg gehen, und ich fuhr sofort nach Genf. Nun befanden wir ‚Feinde' uns eigentlich in einer ziemlich komplizierten Position. Es war selbstverständlich von den kriegführenden Regierungen nicht gerne gesehen, daß ihre Angehörigen mit jenen der feindlichen Nationen auf neutralem Gebiete persönlichen Verkehr pflegten. Aber es war andererseits durch kein Gesetz verboten. Es gab keinen einzigen Paragraphen, nach dem man für ein Beisammensein bestraft werden konnte. Verboten und Hochverrat gleichgestellt blieb einzig geschäftlicher Verkehr, ‚Handel mit dem Feinde', und um uns auch nicht durch die leiseste Umgehung dieses Verbots verdächtig zu machen, vermieden wir Freunde sogar prinzipiell, uns eine Zigarette anzubieten, denn man war zweifelsohne ununterbrochen von zahllosen Agenten beobachtet. Um jeden Verdacht, als ob wir uns fürchteten oder schlechten Gewissens wären, zu entgehen, wählten wir internationalen Freunde die einfachste Methode: die der Offenheit. Wir schrieben uns nicht unter Deckadressen oder poste restante, wir schlichen uns nicht etwa nachts heimlich zueinander, sondern gingen zusammen über die Straßen und saßen offen in den Cafés. So meldete ich mich auch gleich nach der Ankunft in Genf mit vollem Namen unten beim Hotelportier, ich wünschte Herrn Romain Rolland zu sprechen, gerade weil es besser war für das deutsche oder französische Nachrichtenbüro, wenn sie melden konnten, wer ich war und wen ich besuchte; für uns bedeutete es doch nur eine Selbstverständlichkeit, daß zwei alte Freunde sich nicht deshalb plötzlich auszuweichen hatten, weil sie zufällig zwei verschiedenen Nationen angehörten, die sich zufällig miteinander im Kriege befanden. Wir fühlten uns nicht verpflichtet,

eine Absurdität mitzumachen, weil sich die Welt absurd benahm.

Und nun stand ich endlich in seinem Zimmer – fast schien es mir dasselbe wie in Paris. Da stand wie damals mit Büchern verstellt der Tisch und der Sessel. Der Schreibtisch flutete über von Zeitschriften, Zuschriften und Papieren, es war dieselbe schlichte und doch der ganzen Welt verbundene Mönchsklause der Arbeit, die sich aus seinem Wesen überall um ihn baute, wo immer er sich befand. Einen Augenblick fehlte mir das grüßende Wort, wir reichten uns nur die Hand, – die erste französische Hand, die ich seit Jahren wieder fassen durfte; Rolland war der erste Franzose, den ich seit drei Jahren sprach, – aber wir waren einander in diesen drei Jahren nähergekommen als je. In der fremden Sprache sprach ich vertrauter und offener als mit irgend jemandem meiner Heimat. Ich war mir voll bewußt, daß mit diesem Freunde der wichtigste Mann dieser unserer Weltstunde mir gegenüberstand, daß es das moralische Gewissen Europas war, das zu mir sprach. Nun erst konnte ich übersehen, was alles er tat und getan in seinem großartigen Dienst um die Verständigung. Nacht und Tag arbeitend, immer allein, ohne Hilfe, ohne Sekretär verfolgte er alle Manifestationen in allen Ländern, unterhielt eine Korrespondenz mit zahllosen Menschen, die ihn um Rat in Gewissensangelegenheiten baten, schrieb jeden Tag viele Blätter in sein Tagebuch; wie keiner von allen in dieser Zeit hatte er das Gefühl für die Verantwortung, historische Zeit mitzuleben und empfand es als Bedürfnis, Rechenschaft einer späteren zu hinterlassen. (Wo sind sie heute, jene unzähligen handschriftlichen Bände der Tagebücher, die einmal den vollkommenen Aufschluß geben werden über alle moralischen und geistigen Konflikte jenes ersten Weltkrieges?) Gleichzeitig publizierte er seine Aufsätze, deren jeder damals internationale Erregung schuf, arbeitete an seinem Roman ‚Clerambault' –, es war der Einsatz, der restlose, pausenlose, aufopfernde Einsatz seiner ganzen Existenz für die ungeheure Verantwortlichkeit, die er auf sich genommen, innerhalb dieses Wahnsinnsanfalls der Menschheit vorbildlich und menschlich gerecht in jeder Einzelheit zu handeln. Es ließ keinen Brief unbeantwortet, keine Broschüre zu den Zeitproblemen ungelesen; dieser schwache, zarte, gerade damals in seiner Gesundheit sehr bedrohte Mann, der nur leise zu sprechen imstande war und stets mit einem leichten Hüsteln zu kämpfen hatte, der nie ohne umgelegten Shawl einen

Gang betreten konnte und nach jedem raschen Schritt innehalten mußte, setzte damals Kräfte ein, die an der Größe der Anforderung ins Unwahrscheinliche gewachsen waren. Nichts konnte ihn erschüttern, kein Angriff, keine Perfidie; furchtlos und klar blickte er in den Welttumult. Hier sah ich den andern Heroismus, den geistigen, den moralischen, denkmalhaft in einer lebendigen Gestalt – selbst in meinem Buche über Rolland habe ich ihn vielleicht nicht genug geschildert (weil man bei Lebenden eine Scheu hat, sie zu sehr zu rühmen). Wie tief ich damals erschüttert und, wenn ich so sagen darf, ‚gereinigt' war, als ich ihn sah, in diesem winzigen Zimmer, von dem unsichtbar stärkende Strahlung ausging in alle Zonen der Welt, habe ich noch nach Tagen im Blute gefühlt, und ich weiß: die aufrichtende, die tonische Kraft, die damals Rolland schuf dadurch, daß er allein oder fast allein den sinnlosen Haß von Millionen bekämpfte, gehört zu jenen Imponderabilien, die sich jeder Messung und Berechnung versagen. Nur wir, die Zeugen jener Zeit, wissen, was sein Dasein und sein vorbildliches Unerschütterlichsein damals bedeutet hat. Durch ihn hatte das in Tollwut verfallene Europa sein moralisches Gewissen bewahrt.

Mich ergriff in den Gesprächen jenes Nachmittags und der nächsten Tage die leise Trauer, die alle seine Worte umhüllte, die gleiche, wie wenn man mit Rilke vom Kriege sprach. Er war voll Erbitterung über die Politiker und diejenigen, welche für ihre nationale Eitelkeit nicht genug bekommen konnten an fremden Opfern. Aber gleichzeitig schwang immer Mitleid mit für die Unzähligen, die litten und starben für einen Sinn, den sie selbst nicht verstanden, und der doch nur ein Widersinn war. Er zeigte mir das Telegramm Lenins, der – vor seiner Abreise aus der Schweiz in jenem berüchtigten plombierten Eisenbahnzug – ihn beschworen, nach Rußland mitzukommen, weil er wohl verstand, wie wichtig die moralische Autorität Rollands für seine Sache gewesen wäre. Aber Rolland blieb fest entschlossen, keiner Gruppe sich zu verschreiben, sondern unabhängig nur mit der eigenen Person der Sache zu dienen, der er sich verschworen: der gemeinsamen. So wie er niemandes Unterwerfung unter seine Ideen forderte, verweigerte er sich jeder Bindung. Wer ihn liebte, sollte selbst ungebunden bleiben, und er wollte kein anderes Beispiel geben als dies eine: wie man frei bleiben kann und getreu seiner eigenen Überzeugung auch gegen die ganze Welt.

In Genf begegnete ich gleich am ersten Abend auch der kleinen Gruppe der Franzosen und anderen Ausländern, die sich um zwei kleine unabhängige Zeitungen ‚La Feuille' und ‚Demain' sammelten, J. P. Jouve, René Arcos, Frans Masereel. Wir wurden innige Freunde mit jenem raschen Elan, wie man sonst nur Jugendfreundschaften schließt. Aber wir fühlten instinktiv, daß wir am Anfang eines ganz neuen Lebens standen. Die meisten unserer alten Beziehungen waren durch die patriotische Verblendung der bisherigen Kameraden ungültig geworden. Man brauchte neue Freunde, und da wir doch in der gleichen Front standen, im gleichen geistigen Schützengraben gegen den gleichen Feind, bildete sich spontan zwischen uns eine Art leidenschaftlicher Kameradschaft; nach vierundzwanzig Stunden waren wir einander so vertraut, als ob wir uns seit Jahren gekannt, und gaben uns bereits, wie es eben an jeder Front üblich ist, das brüderliche Du. Alle spürten wir – ‚we few, we happy few, we band of brothers' – mit dem persönlich Gefährlichen auch das Einmalig-Verwegene unseres Zusammenseins; wir wußten, daß fünf Stunden weit jeder Deutsche, der einen Franzosen, jeder Franzose, der einen Deutschen erspähte, ihn mit dem Bajonett anfiel oder mit der Handgranate zerschmetterte und dafür eine Auszeichnung bekam, daß Millionen hüben und drüben einzig davon träumten, einander auszurotten und vom Erdboden zu vertilgen, daß die Zeitungen von den ‚Gegnern' nur mit Schaum vor dem Munde sprachen, indes wir, diese einzige Handvoll unter den Millionen und Millionen, nicht nur friedlich an demselben Tische saßen, sondern in ehrlichster und sogar in bewußter leidenschaftlicher Brüderschaft. Wir wußten, in welchen Gegensatz wir uns damit gegen alles Offizielle und Befohlene stellten, wir wußten, daß wir uns durch die treue Bekundung unserer Freundschaft persönlich gegenüber unseren Vaterländern in Gefahr brachten; aber gerade das Wagnis trieb unser Unterfangen zu fast ekstatischen Steigerungen. Wir wollten doch wagen und wir genossen die Lust dieses Wagens, denn das Wagnis allein gab unserem Protest wirkliches Gewicht. So habe ich sogar (ein Unikum in diesem Kriege) mit P. J. Jouve gemeinsam in Zürich eine öffentliche Vorlesung gehalten – er las französisch seine Gedichte, ich deutsch aus meinem ‚Jeremias' –, aber gerade indem wir die Karten derart offen auflegten, zeigten wir, daß wir ehrlich waren in diesem verwegenen Spiel. Was man darüber in unseren

Konsulaten und Gesandtschaften dachte, war uns gleichgültig, selbst wenn wir die Schiffe zur Heimkehr damit vielleicht wie Cortez hinter uns verbrannten. Denn wir waren in tiefster Seele davon durchdrungen, daß nicht wir die ‚Verräter' waren, sondern die andern, welche die menschliche Aufgabe des Dichters an die zufällige Stunde verrieten. Und wie heroisch sie lebten, diese jungen Franzosen und Belgier! Da war Frans Masereel, der mit seinen Holzschnitten gegen die Greuel des Krieges vor unsern Augen das überdauernde zeichnerische Denkmal des Krieges schnitt, diese unvergeßlichen Blätter in Schwarz und Weiß, die an Wucht und Zorn selbst hinter Goyas ‚Desastros de la guerra' nicht zurückstehen. Tag und Nacht schnitt dieser männliche Mann unermüdlich neue Gestalten und Szenen aus dem stummen Holz, das enge Zimmer und die Küche waren schon vollgehäuft mit diesen Holzblöcken, aber jeden Morgen brachte die ‚Feuille' eine andere seiner zeichnerischen Anklagen, keine eine bestimmte Nation anklagend, alle nur denselben, unsern gemeinsamen Gegner: den Krieg. Wie träumten wir davon, daß man von Aeroplanen als Flugblätter diese jedem, auch dem geringsten Mann ohne Wort, ohne Sprache verständlichen grimmigen, grausigen Anprangerungen statt Bomben in die Städte und Armeen werfen könnte; sie hätten, ich bin dessen gewiß, den Krieg vorzeitig getötet. Aber leider erschienen sie nur in dem kleinen Blättchen ‚La Feuille', das kaum über Genf hinausdrang. Alles was wir sagten und versuchten, war im engen Schweizer Kreis verkerkert und kam erst zur Wirkung, da es zu spät war. Im geheimen täuschten wir uns darüber nicht, daß wir machtlos waren gegen die große Maschine der Generalstäbe und politischen Ämter, und wenn sie uns nicht verfolgten, so war es vielleicht deshalb, weil wir ihnen nicht gefährlich werden konnten, erstickt wie unser Wort, gehemmt wie unsere Wirkung blieb. Aber gerade, daß wir wußten, wie wenige, wie allein wir waren, drängte uns enger zusammen Brust an Brust, Herz an Herz. Nie mehr in reiferen Jahren habe ich so enthusiastische Freundschaft empfunden wie in jenen Stunden in Genf, und die Bindung hat allen späteren Zeiten standgehalten.

Vom psychologischen und historischen Standpunkt aus (nicht vom künstlerischen) war die merkwürdigste Figur dieser Gruppe Henri Guilbeaux; an seiner Person habe ich überzeugender als an jeder anderen das unumstößliche Gesetz der Geschichte bestätigt

gesehen, daß in Epochen jäher Umstürze, insbesondere während eines Krieges oder einer Revolution Mut und Verwegenheit oft für eine kurze Frist mehr gelten als innere Bedeutung, und hitzige Zivilcourage entscheidender sein kann als Charakter und Stetigkeit. Immer wenn die Zeit rasch vorwärtsstürzt und sich überstürzt, gewinnen Naturen, die es verstehen, ohne jedes Zögern sich in die Welle zu werfen, den Vorsprung. Und wie viele eigentlich ephemere Gestalten hat sie über sich selbst hinausgetragen damals, Bela Kun, Kurt Eisner, bis an eine Stelle, der sie innerlich nicht gewachsen waren! Giulbeaux, ein schmächtiges, blondes Männchen mit scharfen, unruhigen grauen Augen und einer lebhaften Suada, war an sich nicht begabt. Obwohl er es gewesen, der meine Gedichte fast ein Jahrzehnt früher schon ins Französische übertragen, muß ich ehrlicherweise seine literarischen Fähigkeiten unbedeutend nennen. Seine Sprachkraft reichte nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus, seine Bildung nirgends in die Tiefe. All seine Kraft lag in der Polemik. Er gehörte aus einer unglücklichen Anlage seines Charakters zu jenen Menschen, die immer ‚dagegen' sein müssen, gleichgültig eigentlich, wogegen. Ihm war nur wohl, wenn er als echter Gamin sich herumschlagen konnte und gegen irgend etwas anrennen, das stärker war als er selbst. In Paris hatte er vor dem Kriege, obwohl er im Grunde ein gutmütiger Bursche war, in der Literatur unablässig gegen einzelne Richtungen und Leute herumpolemisiert, dann in den radikalen Parteien sich umgetan, und keine war ihm radikal genug gewesen. Nun, im Kriege, hatte er plötzlich als Antimilitarist einen gigantischen Gegner gefunden: den Weltkrieg. Die Ängstlichkeit, die Feigheit der meisten, andererseits wieder die Verwegenheit, die Tollkühnheit, mit der er sich in den Kampf warf, machten ihn für einen Weltaugenblick wichtig und sogar unentbehrlich. Ihn lockte gerade, was die andern schreckte: die Gefahr. Daß die andern so wenig wagten und er allein soviel, das gab diesem an sich unbedeutenden Literaten eine plötzliche Größe und steigerte seine publizistischen, seine kämpferischen Fähigkeiten über ihr natürliches Niveau – ein Phänomen, das man ebenso in der Französischen Revolution bei den kleinen Advokaten und Juristen der Gironde beobachten konnte. Während die andern schwiegen, während wir selber zögerten und bei jedem Anlaß sorgfältig überlegten, was zu tun und zu unterlassen, griff er entschlossen zu, und es wird Guilbeaux'

dauerndes Verdienst bleiben, die einzige geistig bedeutsame Antikriegszeitschrift des ersten Weltkrieges, ‚Demain', gegründet und geleitet zu haben, ein Dokument, das jeder nachlesen muß, der die geistigen Strömungen jener Epoche wirklich verstehen will. Er gab, was wir brauchten: ein Zentrum der internationalen, der übernationalen Diskussion mitten im Krieg. Daß Rolland sich hinter ihn stellte, entschied die Bedeutung der Zeitschrift, denn dank seiner moralischen Autorität und seiner Verbindungen konnte er ihm die wertvollsten Mitarbeiter aus Europa, Amerika und Indien bringen; anderseits gewannen die damals noch aus Rußland exilierten Revolutionäre Lenin, Trotzkij und Lunartscharskij zu Guilbeaux' Radikalität Vertrauen und schrieben regelmäßig für ‚Demain'. So gab es in der Welt für zwölf oder zwanzig Monate keine interessantere, keine unabhängigere Zeitschrift, und wenn sie den Krieg überdauert hätte, wäre sie vielleicht entscheidend für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung geworden. Gleichzeitig übernahm Guilbeaux in der Schweiz die Vertretung der radikalen Gruppen in Frankreich, denen Clemenceaus harte Hand das Wort geknebelt. Auf den berühmten Kongressen von Kienthal und Zimmerwald, wo sich die international gebliebenen Sozialisten von den patriotisch gewordenen absonderten, spielte er eine historische Rolle; kein Franzose, nicht einmal jener Hauptmann Sadoul, der in Rußland zu den Bolschewisten übergegangen war, wurde in den Pariser politischen und militärischen Kreisen während des Krieges so gefürchtet und gehaßt wie dies kleine blonde Männchen. Endlich gelang es dem französischen Spionagebüro, ihm ein Bein zu stellen. In einem Hotel in Bern wurden aus dem Zimmer eines deutschen Agenten Löschblätter und Kopien gestohlen, die freilich nicht *mehr* erwiesen, als daß deutsche Stellen einige Exemplare von ‚Demain' abonniert hatten – an sich eine unschuldige Tatsache, da diese Exemplare wahrscheinlich bei der deutschen Gründlichkeit für die verschiedenen Bibliotheken und Ämter angefordert wurden. Aber der Vorwand genügte in Paris, um Guilbeaux als einen von Deutschland gekauften Agitator zu bezeichnen und ihm den Prozeß zu machen. Er wurde in contumaciam zum Tode verurteilt – durchaus ungerechterweise, wie ja auch die Tatsache bezeugt, daß dieses Urteil zehn Jahre später in einem Revisionsprozeß aufgehoben wurde. Aber kurz darauf geriet er überdies durch seine Vehemenz und Intran-

sigenz, die allmählich auch für Rolland und uns alle zur Gefahr wurde, mit den Schweizer Behörden in Konflikt, wurde verhaftet und eingesperrt. Erst Lenin, der für ihn eine persönliche Neigung und auch Dankbarkeit für die in schwerster Zeit gewährte Hilfe hatte, rettete ihn, indem er ihn durch einen Federstrich in einen russischen Staatsbürger verwandelte und mit dem zweiten versiegelten Zuge nach Moskau kommen ließ. Nun hätte er eigentlich erst produktive Kräfte entfalten können. Denn in Moskau war ihm, der alle Meriten eines richtigen Revolutionärs hatte, Gefängnis und Verurteilung zum Tode in contumaciam, zum zweitenmal jede Möglichkeit des Wirkens gegeben. Wie in Genf durch Rollands Hilfe, hätte er dank Lenins Vertrauen bei dem Aufbau Rußlands Positives leisten können; anderseits war kaum jemand durch seine mutige Haltung im Kriege so sehr ausersehen, in Frankreich nach dem Kriege in Parlament und Öffentlichkeit eine entscheidende Rolle zu spielen, denn alle radikalen Gruppen sahen in ihm den wirklichen, den tätigen, den mutigen Mann, den geborenen Führer. Aber in Wirklichkeit erwies es sich, daß Guilbeaux nichts weniger als eine Führernatur war, sondern nur, wie so viele Kriegsdichter und Revolutionspolitiker, das Produkt einer flüchtigen Stunde und immer fallen unequilibrierte Naturen nach plötzlichen Steigerungen schließlich in sich zusammen. In Rußland vergeudete Guilbeaux als unheilbarer Polemiker wie seinerzeit in Paris seine Begabung in Zänkereien und Stänkereien und verdarb es sich allmählich auch mit denen, die seine Courage respektiert hatten, mit Lenin zuerst, dann mit Barbusse und Rolland und schließlich mit uns allen. Er endete in der klein gewordenen Zeit, wie er begonnen, mit unbedeutenden Broschüren und belanglosen Streitereien; völlig unbeachtet ist er bald nach seiner Begnadigung in einem Winkel von Paris gestorben. Der Verwegenste und Tapferste im Krieg gegen den Krieg, der, wenn er den Anschwung, den ihm die Zeit gegeben, zu nützen und zu verdienen gewußt hätte, eine der großen Figuren unserer Epoche hätte werden können, ist heute völlig vergessen, und ich bin vielleicht einer der letzten, die sich überhaupt noch seiner mit Dankbarkeit für seine Kriegstat des ‚Demain' entsinnen.

Von Genf fuhr ich nach wenigen Tagen nach Zürich zurück, um die Besprechungen wegen der Proben meines Stückes zu beginnen. Ich hatte diese Stadt wegen ihrer schönen Lage am See im Schatten

der Berge von je geliebt und nicht minder wegen ihrer vornehmen, ein wenig konservativen Kultur. Aber dank der friedlichen Einbettung der Schweiz inmitten der kämpfenden Staaten war Zürich aus seiner Stille getreten und über Nacht die wichtigste Stadt Europas geworden, ein Treffpunkt aller geistigen Bewegungen, freilich auch aller denkbaren Geschäftemacher, Spekulanten, Spione, Propagandisten, die von der einheimischen Bevölkerung um dieser plötzlichen Liebe willen mit sehr berechtigtem Mißtrauen betrachtet wurden … In den Restaurants, den Cafés, in den Straßenbahnen, auf der Straße hört man alle Sprachen. Überall traf man Bekannte, liebe und unliebe, und geriet, ob man wollte oder nicht, in einen Sturzbach erregter Diskussionen. Denn alle diese Menschen, die das Schicksal hergeschwemmt, waren mit ihrer Existenz an den Ausgang des Krieges gebunden, beauftragt die einen von ihren Regierungen, verfolgt und verfemt die andern, jeder aber abgelöst von seiner eigentlichen Existenz und ins Zufällige geschleudert. Da sie alle kein Heim hatten, suchten sie ununterbrochen kameradschaftliche Geselligkeit, und weil es jenseits ihrer Macht lag, die militärischen und politischen Ereignisse zu beeinflussen, diskutierten sie Tag und Nacht in einer Art geistigen Fiebers, das einen gleichzeitig erregte und ermüdete. Nun konnte man sich wirklich schwer der Lust entziehen, nachdem man zu Hause Monate und Jahre mit versiegelter Lippe gelebt, zu sprechen, es drängte einen, zu schreiben, zu publizieren, seit man zum erstenmal wieder unzensuriert denken und schreiben durfte; jeder einzelne war zu seinem Maximum gespannt, und auch mittlere Naturen – wie ich an Guilbeaux zeigte – interessanter als sie es vordem gewesen und nachher wieder sein sollten. Von Schriftstellern und Politikern fanden sich solche aller Schattierungen und Sprachen zusammen; Alfred H. Fried, der Träger des Friedensnobelpreises, gab hier seine ‚Friedenswarte' heraus, Fritz von Unruh, vormals preußischer Offizier, las uns seine Dramen vor, Leonhard Frank schrieb sein aufreizendes ‚Der Mensch ist gut', Andreas Latzko erregte Sensation mit seinen ‚Menschen im Kriege', Franz Werfel kam zu einer Vorlesung herüber; ich begegnete Männern aller Nationen in meinem alten ‚Hotel Schwerdt', wo Casanova und Goethe zu ihrer Zeit schon abgestiegen. Ich sah Russen, die dann in der Revolution auftauchten, und deren richtige Namen ich nie erfuhr, Italiener, katholische Geistliche, intransigente Sozialisten und

solche der deutschen Kriegspartei; von den Schweizern stand uns der prachtvolle Pastor Leonhard Ragaz zur Seite und der Dichter Robert Faesi. In der französischen Buchhandlung traf ich meinen Übersetzer Paul Morisse, im Konzertsaal den Dirigenten Oscar Fried – alles war da, alles ging vorbei, man hörte alle Meinungen, die absurdesten und die vernünftigsten, ärgerte und begeisterte sich. Zeitschriften wurden gegründet, Polemiken ausgetragen, Gegensätze berührten oder steigerten sich, Gruppen schlossen sich zusammen oder fielen auseinander; nie mehr ist mir ein vielfarbigeres und leidenschaftlicheres Gemenge von Meinungen und Menschen in so konzentrierter und gleichsam dampfender Form begegnet als in diesen Züricher Tagen oder vielmehr Nächten (denn man diskutierte, bis das Café Bellevue oder das Café Odeon die Lichter auslöschte und ging dann noch oft einer zum andern in die Wohnung). Keiner sah in dieser bezauberten Welt mehr die Landschaft, die Berge, die Seen und ihren milden Frieden; man lebte in Zeitungen, in Nachrichten und Gerüchten, in Meinungen, in Auseinandersetzungen. Und sonderbar: man lebte geistig den Krieg hier eigentlich intensiver mit als in der kriegführenden Heimat, weil sich das Problem gleichsam objektiviert und vom nationalen Interesse an Sieg oder Niederlage völlig losgelöst hatte. Man sah ihn von keinem politischen Standpunkt mehr, sondern vom europäischen als ein grausames und gewaltiges Geschehnis, das nicht nur ein paar Grenzlinien auf der Landkarte, sondern Form und Zukunft unserer Welt verwandeln sollte.

Die ergreifendsten unter diesen Menschen waren für mich – als ob mich schon eine Ahnung zukünftigen eigenen Schicksals berührt hätte – die Menschen ohne Heimat oder schlimmer noch: die statt eines Vaterlandes zwei oder drei hatten und innerlich nicht wußten, zu welchem sie gehörten. Da saß meist allein in einer Ecke des Café Odeon ein junger Mann mit einem kleinen braunen Bärtchen, auffallend dicke Brillen vor den scharfen dunklen Augen; man sagte mir, daß es ein sehr begabter englischer Dichter sei. Als ich nach einigen Tagen James Joyce dann kennenlernte, lehnte er schroff jede Zusammengehörigkeit mit England ab. Er sei Ire. Er schreibe zwar in englischer Sprache, aber er denke nicht englisch und wolle nicht englisch denken – „ich möchte“, sagte er mir damals, „eine Sprache, die über den Sprachen steht, eine Sprache, der sie alle dienen. In

Englisch kann ich mich nicht ganz ausdrücken, ohne mich damit in eine Tradition einzuschließen." Mir war das nicht ganz klar, denn ich wußte nicht, daß er damals schon an seinem ‚Ulysses' schrieb; er hatte mir nur sein Buch ‚Portrait of an artist as a young man' geliehen, das einzige Exemplar, das er besaß, und sein kleines Drama ‚Exiles', das ich damals sogar übersetzen wollte, um ihm zu helfen. Je mehr ich ihn kennenlernte, desto mehr setzte er mich durch seine phantastische Sprachkenntnis in Erstaunen; hinter dieser runden, fest gehämmerten Stirn, die im elektrischen Licht wie Porzellan glatt glänzte, waren alle Vokabeln aller Idiome eingestanzt, und er spielte sie in brillantester Weise durcheinander. Einmal als er mich fragte, wie ich einen schwierigen Satz in ‚Portrait of an artist' deutsch wiedergeben würde, versuchten wir die Formung zusammen in Italienisch und Französisch; er hatte für jedes Wort vier oder fünf in jedem Idiom parat, selbst die dialektischen, und wußte ihren Valeur, ihr Gewicht bis in die kleinste Nuance. Eine gewisse Bitterkeit wich selten von ihm, aber ich glaube, es war eigentlich diese Gereiztheit, gerade die Kraft, die ihn innerlich vehement und produktiv machte. Sein Ressentiment gegen Dublin, gegen England, gegen gewisse Personen hatte in ihm die Form dynamischer Energie angenommen und ist tatsächlich erst im dichterischen Werke frei geworden. Aber er schien diese seine eigene Härte zu lieben; nie habe ich ihn lachen oder eigentlich heiter gesehen. Immer wirkte er wie eine in sich zusammengeballte dunkle Kraft, und wenn ich ihn auf der Straße sah, die schmalen Lippen scharf aneinander gezogen und immer raschen Schritts, als ob er auf etwas Bestimmtes zuginge, so spürte ich das Abwehrende, das innerlich Isolierte seines Wesens noch stärker als in unseren Gesprächen. Und ich war später keineswegs erstaunt, daß gerade er das einsamste, mit allem unverbundenste, dies gleichsam meteorisch in unsere Zeit niedergestürzte Werk geschrieben.

Ein anderer dieser amphibisch zwischen zwei Nationen Lebenden war Feruccio Busoni, der Geburt und Erziehung nach Italiener, der Lebenswahl nach Deutscher. Von Jugend an hatte ich keinen unter den Virtuosen dermaßen geliebt wie ihn. Wenn er am Klavier konzertierte, bekamen seine Augen einen wunderbar träumerischen Glanz. Unten schufen mühelos die Hände Musik, einzige Vollendung, aber oben horchte, leicht zurückgelehnt, das schöne durchseelte Haupt und lauschte die Musik, die er schuf, in sich hinein.

Eine Art Verklärung schien ihn dann immer zu überkommen. Wie oft hatte ich in den Konzertsälen wie verzaubert auf dies durchleuchtete Antlitz gesehen, während die Töne weich aufwühlend und doch silbern klar mir bis ins Blut eindrangen. Nun sah ich ihn wieder, und sein Haar war grau und seine Augen umschattet von Trauer. „Wohin gehöre ich?" fragte er mich einmal. „Wenn ich nachts träume und aufwache, weiß ich, daß ich im Traum italienisch gesprochen. Und wenn ich dann schreibe, denke ich in deutschen Worten." Seine Schüler waren zerstreut in aller Welt – „einer schießt vielleicht jetzt auf den andern" –, und an das eigentliche Werk, seine Oper ‚Doktor Faust', wagte er sich noch nicht, weil er sich verstört fühlte. Er schrieb einen kleinen, leichten musikalischen Einakter, um sich zu befreien, aber die Wolke wich nicht von seinem Haupt während des Krieges. Selten hörte ich mehr sein herrlich vehementes, sein aretinisches Lachen, das ich an ihm vordem so sehr geliebt. Und einmal traf ich ihn spätnachts in der Halle des Bahnhofrestaurants, er hatte allein zwei Flaschen Wein getrunken. Als ich vorbeiging, rief er mich an. „Betäuben!" sagte er, auf die Flaschen deutend. „Nicht trinken! Aber manchmal muß man sich betäuben, sonst erträgt man es nicht. Die Musik kann es nicht immer, und die Arbeit kommt nur in guten Stunden zu Gast."

Am schwersten aber war die zwiespältige Situation für die Elsässer und unter ihnen wieder am allerschlimmsten für diejenigen, die wie René Schickele mit dem Herzen zu Frankreich hielten und in deutscher Sprache schrieben. Um ihr Land ging ja eigentlich der Krieg, und die Sense schnitt ihnen mitten durchs Herz. Man wollte sie nach rechts ziehen und nach links, Bekenntnis zu Deutschland oder zu Frankreich von ihnen erzwingen, aber sie verabscheuten dies ‚Entweder-Oder', das ihnen unmöglich war. Sie wollten, wie wir alle, Deutschland und Frankreich als Brüder, Verständigung statt Befeindung, und darum litten sie um beide und für beide.

Und rundherum noch die ratlose Schar der Halbverbundenen, der Gemischten, englische Frauen, die deutsche Offiziere geheiratet, französische Mütter österreichischer Diplomaten, Familien, wo der eine Sohn hüben diente und der andere drüben, wo die Eltern da und dort auf Briefe warteten, das Wenige hier konfisziert, die Position dort verloren war; alle diese Zerspaltenen hatten sich in die Schweiz gerettet, um der Verdächtigung zu entgehen, die sie in der

alten und in der neuen Heimat gleicherweise verfolgte. In Furcht, die einen zu kompromittieren und die andern, vermieden sie, in jedweder Sprache zu sprechen und schlichen wie Schatten herum, zerstörte, zerbrochene Existenzen. Je europäischer ein Mensch in Europa gelebt, um so härter wurde er von der Faust gezüchtigt, die Europa zerschlug.

Inzwischen war die Aufführung des ‚Jeremias' herangerückt. Sie wurde ein schöner Erfolg, und daß die ‚Frankfurter Zeitung' denunzierend nach Deutschland berichtete, es hätten der amerikanische Gesandte und einige prominente alliierte Persönlichkeiten ihr beigewohnt, beunruhigte mich nicht sehr. Wir spürten, daß der Krieg, nun in seinem dritten Jahr, innerlich immer schwächer wurde und Widerstand gegen seine ausschließlich von Ludendorff erzwungene Fortführung nicht mehr so gefährlich war wie in der ersten Sündenzeit seiner Glorie. Der Herbst 1918 mußte die endgültige Entscheidung herbeiführen. Aber ich wollte diese Zeit des Wartens nicht länger in Zürich verbringen. Denn ich hatte allmählich wachere und wachsamere Augen bekommen. Im ersten Enthusiasmus meiner Ankunft hatte ich vermeint, unter all diesen Pazifisten und Antimilitaristen wirkliche Gesinnungsgenossen zu finden, redlich entschlossene Kämpfer für eine europäische Verständigung. Bald wurde ich gewahr, daß unter denen, die sich als Flüchtlinge aufspielten und die sich als Märtyrer heroischer Überzeugung gebärdeten, einige dunkle Gestalten sich eingeschmuggelt, die im Dienst des deutschen Nachrichtenbüros standen und bezahlt waren, jeden auszuhorchen und zu überwachen. Die ruhige, solide Schweiz erwies sich, wie jeder aus eigener Erfahrung bald feststellen konnte, unterhöhlt von der Maulwurfsarbeit geheimer Agenten aus beiden Lagern. Das Stubenmädchen, das den Papierkorb ausräumte, die Telephonistin, der Kellner, der bedenklich nahe und langsam servierte, standen im Dienst einer feindlichen Macht, oft sogar ein und derselbe Mann im Dienst von beiden Seiten. Koffer wurden auf geheimnisvolle Weise geöffnet, Löschblätter photographiert, Briefe verschwanden auf dem Weg zu oder von der Post; elegante Frauen lächelten einem in aufdringlicher Weise in den Halls der Hotels zu, sonderbar eifrige Pazifisten, von denen wir nie gehört, meldeten sich plötzlich an und luden ein, Proklamationen zu unterzeichnen oder baten scheinheilig um Adressenmaterial ‚verläßlicher' Freun-

de. Ein ‚Sozialist' bot mir ein verdächtig hohes Honorar für einen Vortrag vor der Arbeiterschaft in La Chaux-de- Fonds, die nichts davon wußte; ständig hieß es auf der Hut sein. Es dauerte nicht sehr lange, bis ich merkte, wie gering die Zahl derjenigen war, die man als absolut verläßlich ansehen konnte, und da ich mich nicht in Politik hineinzerren lassen wollte, schränkte ich meinen Verkehr immer mehr ein. Aber selbst bei den Verläßlichen langweilte mich die Unfruchtbarkeit der ewigen Diskussionen und die eigenwillige Verschachtelung in radikale, liberale, anarchistische, bolschewistische und unpolitische Gruppen; zum erstenmal lernte ich richtig den ewigen Typus des professionellen Revolutionärs beobachten, der sich durch das bloß Oppositionelle seiner Stellung in seiner Unbedeutendheit gesteigert fühlt und an das Dogmatische sich klammert, weil er in sich selber keinen Halt besitzt. In dieser geschwätzigen Wirrnis bleiben, hieß sich verwirren, unsichere Gemeinsamkeiten kultivieren und die eigene Überzeugung in ihrer moralischen Sicherheit gefährden. So zog ich mich zurück. Tatsächlich hat von all diesen Kaffeehauskomplotteuren keiner ein Komplott gewagt, von all den improvisierten Weltpolitikern nicht ein einziger verstanden, Politik zu machen, als sie wirklich not tat. Sobald das Positive begann, der Aufbau nach dem Kriege, blieben sie in ihrer krittelnden, nörgelnden Negativität stecken, genau wie unter den Antikriegsdichtern jener Tage nur sehr wenigen nach dem Kriege noch ein wesentliches Werk gelungen ist. Es war die Zeit gewesen mit ihrem Fieber, die aus ihnen dichtete und diskutierte und politisierte, und wie jede Gruppe, die nur einer momentanen Konstellation und nicht einer gelebten Idee ihre Gemeinsamkeit verdankt, ist dieser ganze Kreis interessanter, begabter Menschen spurlos zerfallen, sobald der Widerstand, gegen den er wirkte – der Krieg – vorüber war.

Als den richtigen Ort wählte ich mir etwa eine halbe Stunde weit von Zürich einen kleinen Gasthof in Rüschlikon, von dessen Hügel man den ganzen See und nur klein und fern noch die Türme der Stadt überblickte. Hier brauchte ich nur diejenigen zu sehen, die ich zu mir bat, die wirklichen Freunde, und sie kamen, Rolland und Masereel. Hier konnte ich für mich arbeiten und die Zeit nützen, die unterdes unerbittlich ihren Gang ging. Der Eintritt Amerikas in den Krieg ließ allen, denen der Blick nicht verblendet und das Ohr nicht durch heimatliche Phrasen ertaubt war, die deutsche Niederlage als

unvermeidlich erscheinen; als der deutsche Kaiser plötzlich ankündigte, er wolle von nun ab ‚demokratisch' regieren, wußten wir, was die Glocke geschlagen hatte. Ich gestehe offen, daß wir Österreicher und Deutschen trotz der sprachlichen, der seelischen Zugehörigkeit ungeduldig waren, daß das Unvermeidliche, da es unvermeidlich geworden, sich beschleunige; und der Tag, da Kaiser Wilhelm, der geschworen, bis zum letzten Hauch von Mann und Roß zu kämpfen, über die Grenze flüchtete und Ludendorff, der seinem ‚Siegfrieden' Millionen Menschen hingeopfert, mit seiner blauen Brille nach Schweden auswischte, hatte viel Tröstliches für uns. Denn wir glaubten – und die ganze Welt damals mit uns –, mit diesem Kriege sei ‚der' Krieg für alle Zeiten erledigt, die Bestie gezähmt oder gar getötet, die unsere Welt verheert. Wir glaubten an Wilsons großartiges Programm, das gänzlich das unsere war, wir sahen im Osten in jenen Tagen, da die russische Revolution noch mit humanen und idealistischen Ideen Brautnacht feierte, einen ungewissen Lichtschein kommen. Wir waren töricht, ich weiß es. Aber wir waren es nicht allein. Wer jene Zeit erlebt, der erinnert sich, daß die Straßen aller Städte dröhnten vor Jubel, um Wilson als den Heilbringer der Erde zu empfangen, daß die feindlichen Soldaten sich umarmten und küßten; nie war so viel Gläubigkeit in Europa wie in den ersten Tagen des Friedens. Denn jetzt war doch endlich Raum auf Erden für das langversprochene Reich der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, jetzt oder nie die Stunde für das gemeinsame Europa, von dem wir geträumt. Die Hölle lag hinter uns, was konnte nach ihr uns noch erschrecken? Eine andere Welt war im Anbeginn. Und da wir jung waren, sagten wir uns: es wird die unsere sein, die Welt, die wir erträumt, eine bessere, humanere Welt.

Stefan Zweig

Das große Schweigen

(Mai 1940)[1]

Ich glaube, dass die erste Pflicht aller, die die Freiheit des Redens haben, heute die ist, im Namen der Millionen und Abermillionen zu sprechen, die es selber nicht mehr können, weil dieses unentwendbare Recht ihnen entwendet worden ist. Niemals in der Geschichte ist so weithin, so methodisch und systematisch, ähnliche Gewalt geübt worden. Meine Stimme wird sich also bemühen, die der vierzig oder fünfzig Millionen Opfer zu sein, deren Stimme in Mitteleuropa erstickt, erdrosselt ist. Vierzig Millionen, fünfzig Millionen, vielleicht noch mehr. Der Überfall und die Erwürgung aller Rechte werden in unseren Tagen in so grausigem Umfang betrieben, dass wir uns nur äußerst schwer an die Vorstellung gewöhnen, welch riesige, undurchdringliche Zone des Schweigens inmitten unseres Europas geschaffen worden ist. Man könnte sagen, dass der Nordpol plötzlich niedergestiegen ist und das ganze Polen, das ganze Österreich, die Tschechoslowakei, Dänemark mit einer riesigen, trostlosen Einsamkeit überzogen hat. Schreckliche Vision: vierzig oder fünfzig Millionen menschlicher Wesen erleiden diesen Zustand der Erniedrigung, vierzig oder fünfzig Millionen leben, besser gesagt: vegetieren, ohne die geringste Möglichkeit, ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Klagen, ihre Hoffnungen auszusprechen.

Sie wissen alle, wie die Tragödie begonnen hat. Das war, als in Deutschland der Nationalsozialismus heraufkam, dessen Parole vom ersten Tag an lautete: Ersticken. Ersticken alle Stimmen, außer einer. Ausrotten alle Manifestationen des freien Wortes, in welcher Form auch immer, künstlerisch, literarisch, journalistisch, – selbst in der Form der einfachen Unterhaltung. Einebnen, ausroden, zertrümmern jede Freiheit der Äußerung.

---

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *Das große Schweigen*. In: Leopold Schwarzschild (Hg.): Das Neue Tage-Buch (Paris-Amsterdam), 8. Jahrgang, Heft 18 vom 4. Mai 1940, S. 424-426.

Einige Tage später wurde die ungeheuerliche Parole befolgt. Man verbrannte die Bücher, man jagte die Gelehrten aus ihren Laboratorien, die Priester von ihren Kanzeln, die Schauspieler von der Bühne. Man unterdrückte die Zeitungen und Versammlungsfreiheit. Männer die durch ihre Ideen und Werke die europäische Kultur bereichert hatten, wurden wie wilde Tiere gehetzt. Es war die plötzliche Entfesselung eines umso odioseren Hasses, als er nirgends spontan war, sondern überall, bis ins allerkleinste Detail, ausgeklügelt und kalt in Szene gesetzt war. Die ganze Welt war schrecklich betroffen. Es war, als ob ein Mensch unter der Wirkung eines heftigen Schocks aus großer Höhe niedergestürzt sei und als ob er nun sich wieder erhöbe, um sich blickte und sich fragte: „Wo bin ich? Sind wir wirklich im zwanzigsten Jahrhundert der Menschheit?"

Aber in eben dieser Welt ließen sich bald beschwichtigende Stimmen vernehmen: „Seien wir vorsichtig. Das ist eine innere Angelegenheit, die nur die Deutschen angeht. Mögen die Deutschen bei sich zu Hause machen, was sie wollen. Mögen die Deutschen sich untereinander zurecht finden. Was ihre Grenzen nicht überschreitet, geht uns nichts an."

Folgenschwerer Irrtum! Irrtum aber, der unvermeidlich ist und immer gleichbleibt, sobald der menschliche Geist sich darauf einlässt, in seinem Urteil mit Landesgrenzen zu manipulieren; wenn er vergisst, dass die Menschheit mit ihren Rechten und heiligen Pflichten eine Einheit und Unteilbarkeit ist, und dass ein Verbrechen ein Verbrechen ist, gleichgültig, unter welchem Breitegrad, unter welcher Fahne und im Namen welcher Ideologie es begangen wird.

Aber die Erdrosselung der Freiheit des Denkens, die Gewalttätigkeit gegen die Intellektuellen Deutschlands war nur ein Vorspiel. Sie kennen alle den blutigen Kalender der hitlerischen Angriffe auf Individuen und Völker. Die Opfer wechselten, die Methode blieb dieselbe. Immer ein brüsker Losbruch gegen ein schwaches Land, ein schon halb erstickter Schrei: „Hilfe! Hilfe!", – und dann das Schweigen. Das eisige Schweigen, das vollkommene Schweigen. Nicht mehr das leiseste Stöhnen, nicht mehr der kleinste Seufzer. Als ob dieses Land mit seinen Städten und Dörfern, mit seinen Millionen menschlicher Wesen unter die Erdoberfläche versunken sei. Keine Briefe mehr, keine verlässlichen Nachrichten. Tot die Stimme der Verwandten und Freunde, tot die Stimme der Dichter und Schriftsteller; kein Zeichen

mehr von ihnen, das Schweigen … Ein Schweigen, das heute wie Blei auf so vielen Nationen liegt, auf so vielen Völkern, die gestern noch frei waren und deren Stimme für uns die von Brüdern war.

Dieses Schweigen, dieses furchtbare, undurchdringbare, endlose Schweigen, ich höre es bei Nacht, ich höre es am Tag, es erfüllt mein Ohr und meine Seele mit seinem unbeschreiblichen Schrecken. Es ist unerträglicher als jeder Lärm; es ist mehr Grauen in ihm als im Donner, als im Heulen der Sirene, als im Krachen der Explosionen. Es ist nervenzerrüttender, niederdrückender als die Schreie oder das Schluchzen, denn in jeder Sekunde ist mir bewusst, dass in dieses Schweigen die Knechtschaft von Millionen und Millionen Wesen eingepresst ist. In keiner Weise ähnelt es dem Schweigen der Einsamkeit. Wenn über einem Gebirge, einem See, einem Wald die Stille herrscht, dann ist das, als ob die Landschaft ihren Atem anhielte, um auszuruhen, um zu träumen. Diese Stille ist natürlich. Aber von der, die mich quält und niederbeugt, weiß ich, dass es eine künstliche Stille ist, ein durch Drohung erzwungenes, befohlenes, auferlegtes, erpresstes Schweigen, ein Schweigen des Terrors. Unter dem riesigen, aus Lügen gewebten Bahrtuch, das es ist, gewahre ich die verzweifelten Zuckungen derer, die sich nicht lebendig begraben lassen wollen; hinter diesem Schweigen ahne und fühle ich die Erniedrigung und die Empörung dieser Millionen geknebelter und erstickter Stimmen. Ihre Stille bohrt Wunden in mein Ohr, bestürmt in meiner Seele Tag und Nacht.

Manchesmal vergesse ich. Ich sitze mit Freunden, ich plaudere, ich lache. Aber plötzlich, als ob ich aufschreckend erwachte, höre ich, über die freundschaftliche Unterhaltung hinweg, die grässliche Stimme dieses Schweigens, – und das Lachen erstarrt auf meinen Lippen, ich halte ein und werde stumm. Zu reden, während diese Millionen und Abermillionen Wesen unter dem Knebel röcheln, ist mir eine Scham, und ich strenge mich an, sie zu vernehmen. Ich erinnere mich dann derer, die mich vielleicht zur selben Stunde in ihren Gedanken anrufen, ich beschwöre ihre fernen Seelen vor mir herauf … Über eine undurchdringliche Entfernung hinweg beginne ich, sie zu sehen. Ich denke an Prag, an ein Laboratorium dort unten, an den Chemiker, der mir seine Forschungen erklärte. Das Laboratorium ist leer; die Flaschen, die Gläser, die Röhren sind zerbrochen; mein Freund ist verschwunden. Ich denke an einen Dichter in Wien, ich weiß ihn in einem Konzentrationslager. Ich sehe die Krakauer

Universität; ich erinnere mich des Brodelns fröhlicher Stimmen, das ich in ihren Gängen gehört habe: die Stimmen sind erstickt, die Gänge sind verlassen und stumm. Ich strenge mich an, mir die Gesichter, die Haltungen und Bewegungen jener Freunde vorzustellen, die in dem Riesenkerker der deutschen Besetzung eingekerkert sind, aber ich weiß, dass ich mich täusche. Ich weiß, dass sie nicht mehr ihre Gesichter von einst haben, sondern graue und erschöpfte Masken; ich weiß, dass sie die freien und zwanglosen Bewegungen freier Menschen eingebüßt haben, und dass sie sich unter dem Schatten des Terrors in ihren Häusern versteckt halten. Sie wagen nicht, auszugehen, die Straße ist von Soldaten im Stahlhelm bewacht. Ihr Ohr ist immer gespannt. Beim kleinsten Schritt auf der Treppe fragen sie sich, ob es nicht die Gestapo ist, die sie verhaften will. Am Familientisch beisammensitzend, wagen sie kein Wort zu sprechen: vielleicht spioniert das Dienstmädchen sie aus. Schweigen also, Schweigen, Schweigen.

Dasselbe Schweigen im Nachbarhaus, im Haus gegenüber, in allen Häusern der Stadt, in allen Häusern aller Städte und Dörfer Polens, der Tschechoslowakei, Österreichs. Und, neue Marter inmitten ihrer Martern: alle diese Menschenwesen wissen, dass im Äther die Freundesstimmen wogen, die aus Frankreich oder England kommen, und die tröstenden Stimmen der Neutralen. So nah sind ihnen diese Stimmen, so leicht sind sie zu erhaschen: man müsste, um Stärkung durch sie zu empfangen, nur den Knopf des Radios drehen, dann würde man in Polen, in der Tschechoslowakei erfahren, welch unerhörte Anstrengungen entfaltet werden, damit sie ihre Freiheit wieder erlangen und damit nicht das ganze Europa in die Knechtschaft falle, die ihnen aufgezwungen wurde. Aber, damit die Marter noch grausamer sei, vergessen die Sbirren nichts. Sie haben die Radio-Apparate beschlagnahmt … Es war nicht genug, ihre Opfer stumm gemacht zu haben, sie mussten auch noch taub gemacht werden, taub für jeden Laut der Hoffnung. Erst wenn die Nacht fällt, beginnen sie mit ihren gebrochenen Stimmen zu flüstern: „Wann wird man uns die Sprache wiedergeben, wann wird diese Marter des Schweigens enden?“ – grausamste Verstümmelung der Seele, die in dieser Welt erfunden worden ist.

Zuweilen entweicht einer von ihnen unter tausend Gefahren dem eisernen Gefängnis und kommt über die Grenze. Man emp-

fängt ihn, man umarmt ihn. „Erzähle“, sagt man ihm. „Beschreibe, was vorgeht.“ Aber er hat die Sprache noch nicht wieder gelernt. Ängstlich blickt er um sich, den Terror in den Augen, als sei er immer noch in dem Griff seiner erbarmungslosen Wärter. Man drängt ihn, Nachrichten über dieses oder über jenen zu geben. Er weiß nichts Genaues. Verschwunden, vielleicht tot der eine. Eingekerkert der andere. Der Bruder hat keine Kenntnis von seinem Bruder. Die Mutter weiß nicht mehr, was aus ihrem Sohn geworden ist. Das Schweigen, das furchtbare Schweigen hat allen Kontakt zwischen den Menschen zerrissen. Nutzlos, weiterzudrängen: was ein einzelner Mensch berichten kann, ist nur ein Tropfen in diesem Ozean von Elend, der ein Viertel unseres Europas überschwemmt hat. Später einmal, wenn man seinen ganzen Umfang kennen wird, wenn man um die Millionen und Millionen glücklicher Existenzen, die er verschlungen hat, wissen wird, später einmal wird die Menschheit sich derer schämen, die durch Akte nutzloser Grausamkeit ein Jahrhundert besudelt haben, dessen Fortschritt, dessen Wissenschaften, dessen Künste, dessen großartige Erfindungen unser aller Stolz und unser aller Glaube waren.

Vergessen wir also niemals, nicht in unseren Unterhaltungen, nicht in unserer Stille, nicht am Tage und nicht in der Nacht, vergessen wir niemals diejenigen, die ihr Blut Tropfen für Tropfen hingeben würden, wenn sie es in Worte, in Flehen, in Gebet verwandeln könnten. Auch wir in Frankreich und England leiden darunter, zum zweiten Male in den schlingenden Rachen des Krieges geworfen worden zu sein; auch unsere Freuden sind verdunkelt, auch unsere Stunden der Entspanntheit sind gequält. Aber wenigstens haben wir die Sprache behalten, und durch sie atmet die Seele wie der Körper durch die Lungen. Durch das Wort können wir unser Herz befreien, wenn es allzu gepresst ist, können wir uns, einer den anderen, in unserer Zuversicht bestärken. Für sie aber, für diese vierzig Millionen menschlicher Brüder, ist nichts mehr übriggeblieben, als die letzte Waffe des Schwachen: die Hoffnung und das Gebet. Aus Tausenden von Häusern, aus Millionen Herzen steigt dieses heimliche Gebet zum Himmel empor. Und das Leben würde nichts mehr für mich bedeuten, hätte ich nicht die glühende Überzeugung, dass von der ewigen Gerechtigkeit ihr anklagendes Schweigen erhört werden wird.

Stefan Zweig

In dieser dunklen Stunde

Solidaritätsbotschaft im Namen der
deutschen Schriftsteller im Exil
(New York, Mai 1941)[1]

Unter den europäischen Schriftstellern, welche diese Stunde vereinigt, um unser altes Bekenntnis zur geistigen Einheit zu bekräftigen, haben wir, die wir in deutscher Sprache schreiben, ein schmerzliches, ein tragisches Vorrecht. Wir waren die ersten, an denen sich jene Brutalität erprobte, die heute die Welt in Schrecken hält. Unsre Bücher waren die ersten, die auf den Brandstoß geworfen wurden. Mit uns wurde der Anfang gemacht jener Austreibung von Tausenden und Tausenden Menschen aus Haus und Heim. Es war zuerst eine harte Prüfung für uns. Aber heute beklagen wir diese Ausstoßung nicht mehr. Denn wie könnten wir vor diesem freien Lande, wie vor uns selbst bestehen, wenn uns das Deutschland von heute geschont oder gar geehrt hätte? Unser Gewissen fühlt sich freier, sichtbar von jenen geschieden zu sein, die das größte Unheil der Geschichte über die Welt gebracht. Aber so frei wir uns auch fühlen von aller Verantwortung für die Untaten, die heute im Namen der deutschen Kultur geschehen, so lastet doch der Schatten dieser Taten in geheimnisvoller Weise auf unserer Seele. Denn ihr, meine anderen europäischen Freunde, habt es leichter. Ihr könnt angesichts dieser grausamen Maßnahmen, welche die Würde der Menschheit erniedrigen, wenigstens stolz sagen: „Das sind nicht wir! Das ist ein fremder Geist, eine fremde Ideologie!" Jedoch wir als Schriftsteller deutscher Sprache fühlen angesichts

[1] Textquelle | Stefan ZWEIG: *In dieser dunklen Stunde.* (Solidaritätsbotschaft im Namen der deutschen Schriftsteller im Exil bei dem Bankett, das der amerikanische PEN-Club anläßlich der Gründung des ‚European P.E.N. in America' am 15. Mai 1941 in New York gab). Erstveröffentlichung in: Aufbau (New York), 16. Mai 1941. (Texterfassung hier nach der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt").

dieser Vergewaltigungen eine geheime und grausame Scham. Denn diese Dekrete sind in deutscher Sprache verfaßt, in derselben Sprache, in der wir schreiben und denken. Diese Brutalitäten geschehen im Namen derselben deutschen Kultur, der wir versuchten, mit unserem Werke zu dienen. Wir können es nicht leugnen, daß es unsere Heimat ist, welche diese Schrecknisse über die Welt gebracht. Und obwohl wir den Deutschen längst nicht mehr als Deutsche gelten, habe ich das Gefühl, ich müsse hier vor jedem Einzelnen meiner französischen, englischen, belgischen, norwegischen, polnischen, holländischen Freunde Abbitte leisten für all das, was heute seinem Volke im Namen des deutschen Geistes angetan wird.

Vielleicht verwundern Sie sich, daß wir nichtsdestoweniger fortfahren, in dieser deutschen Sprache zu schaffen und zu schreiben. Aber ein Schriftsteller vermag wohl sein Land zu verlassen, nie aber kann er sich lösen von der Sprache, die in ihm denkt und schafft. Es war in dieser Sprache, in der wir unser ganzes Leben lang gegen die Selbstvergötterung des Nationalismus gekämpft haben, und es ist die einzige Waffe, die uns geblieben ist, um weiterhin zu kämpfen gegen den verbrecherischen Ungeist, der unsere Welt verstört und die Würde der Menschheit in den Kot tritt.

Aber, meine Freunde, soviel wir auch verloren haben an Gläubigkeit, an Optimismus angesichts dieses schauerlichen Rückfalls der Menschheit in die Bestialität, eines haben wir doch in dieser Prüfung gewonnen. Ich glaube, jeder von uns hat heute ein neues, ein leidenschaftlicheres Bewußtsein von der Notwendigkeit und Heiligkeit der geistigen Freiheit, als jemals zuvor. Denn es ergeht uns sonderbar gerade mit den heiligsten Werten des Lebens. Wir vergessen sie, solange sie uns gehören, wir beachten sie in den sorglosen Stunden unseres Lebens so wenig, als wir der Sterne gewahr werden am lichten Tag. Immer muß es erst dunkel werden, damit wir erkennen, wie glorreich die ewigen Gestirne über unseren Häuptern stehen. So mußte auch erst diese dunkle Stunde über uns kommen, vielleicht die dunkelste Stunde der Geschichte, damit wir erkannten, daß die Freiheit von unserer Seele so unlösbar ist wie der Atem von unserem Leibe. Ich weiß – nie ist die Würde der Menschheit so erniedrigt worden wie heute, nie Völker so versklavt und mißhandelt, nie das Ebenbild Gottes in allen seinen Gestalten so niederträchtig geschändet und gemartert – aber nie, meine Freunde, nie und niemals hat

andererseits die Menschheit so klar erkannt, wie unentbehrlich Freiheit für die Seele des Menschen ist. Nie haben so viele Menschen so einmütig Tyrannei und Unterdrückung gehaßt, nie so viele Menschen gelechzt nach erlösender Botschaft wie nun mit dem Knebel im Munde. Wenn heute nur ein einziges unserer Worte hinüber in ihren Kerker dringt, werden sie aufatmend fühlen, daß ihre Zwingherren zu früh triumphiert. Denn sie werden erkennen, daß es noch freie Menschen in freien Ländern gibt, die nicht nur sich selber frei wissen wollen, sondern alle Menschen, alle Völker, die ganze Menschheit.

Gerade aber diese Freiheit, die uns hier in diesem freien Lande gewährt wird, legt uns Schriftstellern, uns Dichtern eine heilige Pflicht auf, und nie in unserem ganzen Leben haben wir eine dringlichere, eine entscheidendere gehabt. Es ist an uns heute, an uns, denen das Wort gegeben ist, inmitten einer verstörten und halb schon vernichteten Welt den Glauben an die moralische Kraft, das Vertrauen in die Unbesiegbarkeit des Geistes trotz allem und allem unerschütterlich aufrechtzuerhalten. So laßt uns zusammenstehen, laßt uns diese Pflicht mit unserem Werk und unserem Leben erfüllen, jeder in seiner Sprache, jeder für sein Land. Nur wenn wir uns selber treu bleiben in dieser Stunde und treu zugleich einer dem andern, haben wir in Ehren unseren Dienst getan.

Anhang

Franz Werfel

Stefan Zweigs Tod

(Rede zur Trauerfeier 1942)[1]

Ein Mann ist mit seiner Frau aus dem Leben gegangen. Inmitten des millionenfältigen unfreiwilligen Sterbens in dieser Kriegszeit hat die Welt einen Augenblick lang aufgehorcht, betroffen von diesem freiwilligen Sterben. Nicht nur die persönlichen Freunde und nicht nur die Bewunderer und Verehrer dieses Mannes fragen mit erschrockener Stimme: Warum? Sooft ein Mensch, und sei es der bescheidenste und unauffälligste, diese schwere Tat tut, geht ein Schauder durch die Seele derer, die ihn kennen, ein Schauder, der viel tiefer ist als das allgemeine menschliche Grauen vor dem Tod. Jene Tat nämlich, von der wir sprechen, ist genau dort zu Hause, wo das menschliche Wesen die Grenzen der Natur überschreitet. Innerhalb der gesamten Schöpfung gibt es außer dem Menschen keine Kreatur, die freiwillig stirbt. Im Sinne der Naturordnung ist es ganz und gar absurd, daß der Lebenstrieb sich selbst aufhebt. Nur der Geist ist imstande, das Absurde zu vollbringen. Jeder freiwillige Tod ist darum ein Geheimnis, das der Tote mit sich nimmt, obwohl er es vermutlich selbst nicht kennt.

Wird aber unsere Vernunft vor solch ein Geheimnis gestellt, so wächst heimwehartig ihr Drang nach rationalistischen Erklärungen. Sie findet solche Erklärungen in Menge, und in den meisten Fällen sind sie schlüssig und einleuchtend: Unheilbare Krankheit, Armut und Not in jeder Form, unerfüllte Liebe, enttäuschte Liebe, Angst vor einem verlassenen Alter, überhaupt Angst aller Arten vor der Zukunft, Exil, Verlust des Vermögens, der Arbeitsmöglichkeit, der Sicherheiten des Lebens – all das sind zureichende Gründe dafür,

[1] Textquelle | Franz WERFEL (1890-1945): *Stefan Zweigs Tod. Rede zur Trauerfeier, Los Angeles 1941*. Erstveröffentlichung in Hanns ARENS (Hg.): Stefan Zweig. Sein Leben - Sein Werk. Esslingen: Bechtle Verlag 1949, S. 177-187. – Textdarbietung hier nach Franz WERFEL: „Leben heißt, sich mitteilen". Betrachtungen, Reden, Aphorismen (Fischer-TB, Ausgabe 1992).

daß die Waage der Seele in einer dunklen Stunde aus dem Gleichgewicht geraten kann und der Lebenstrieb sich gegen sich selbst kehrt. Stimmen aber diese Gründe und Erklärungen für den Mann, für den Freund, dessen Gedächtnis wir heute ergriffenen Herzens feiern?

In keinem der Briefe Stefan Zweigs bis zum letzten Tage deutet auch nur ein Wort auf eine Minderung seines körperlichen Wohlbefindens hin, geschweige denn auf Krankheit. Stefan Zweig war auch nicht einsam. Er hatte eine junge Frau, die mit ihm in den Tod ging. Er hatte Freunde, mehr als jeder andere in der ganzen Welt. Diese Freunde hingen an ihm. Er lebte in einem Land, das er als das schönste Land dieser Erde liebte und mit Begeisterung pries. – Stefan Zweig war zweifellos wohlhabend. Es gibt keinen zweiten Schriftsteller, der mit ähnlicher Großmut und Freigebigkeit seinen Kollegen geholfen hat wie er. Wo ihm ein großes Talent begegnete, nahm er sich seiner mit vollkommener Neidlosigkeit und seltenem Fanatismus an, immer wieder, obwohl er aus Erfahrung wußte, daß große Talente solche Dienste oft mit absprechender Kritik und höhnischen Entlarvungen vergelten. – Stefan Zweig war weltberühmt. Die Universalität des Namens teilte er nur mit ganz wenigen, und ich wüßte niemanden, mit dem er die Universalität eines breiten und andauernden Erfolges geteilt hätte. Das Publikum liebte nicht nur eines, sondern die meisten seiner Werke und blieb ihm nicht nur ein Jahr lang treu, sondern nun schon zwei Jahrzehnte. Ob man nach Kairo kam oder nach Kapstadt, nach Lissabon oder Shanghai, nach Batavia oder Mexico City, es gab keine Buchhandlung, in der die Bücher Stefan Zweigs nicht in der vordersten Reihe prangten, und zwar fast ohne Unterbrechung. Man sollte denken, solch ein Erfolg sei eine Droge, begeisternder als Heroin und solch ein Ruhm ein ewiger Champagnerrausch. (Weder diesem Ruhm noch seinem Erfolg drohte wie bei anderen Meistern ein Ermatten und der Abstieg.) War der Rausch nicht stark genug, die inneren Stimmen zu betäuben, Stimmen unerbittlicher Selbstbetrachtung. Stimmen der Angst? – Lebte in Stefan Zweig die Vision einer so furchtbaren Zukunft, daß er die Emigration in das unbekannteste aller Länder dem drohenden Kampf um ein Visum in einen möglicherweise nicht vorhandenen Zukunftsstaat vorzog?

Es ist wahr. Auch diesem von Schicksalssternen und eigenen Ga-

ben so sehr begünstigten Manne ist das Exil nicht erspart worden. Wie wir anderen alle wurde er nicht nur aus den räumlichen, sondern auch aus den geistigen Grenzen der Heimatwelt verbannt. Spätere Geschlechter werden einmal die Tragik jener Dichter und Schriftsteller ermessen, die man ausgestoßen hatte aus ihrer Sprache und die wie ahasverische Bettler auf der Schwelle einer fremden Grammatik und einer fremden Kultur hockten und weder die Jugendkraft noch auch das Verlangen und die Demut besaßen, diese Schwelle zu übertreten. Doch auch in dieser Hinsicht war Stefan Zweig ein Hoch-Bevorzugter. Im kaiserlichen Wien aufgewachsen, in Reichtum groß geworden, in einer Epoche und an einer Stätte der Verfeinerung und des künstlerischen Enthusiasmus, war er schon als ganz junger Mensch in die große Welt gekommen. Er hatte die halbe Erde bereist und hatte viele Sprachen gelernt, er hatte Beziehungen und Freundschaften zu den Besten überall angeknüpft, ich nenne nur Verhaeren und Romain Rolland. Und er, der den fremden Kulturen so sehr verpflichtet war, verpflichtete sich als ein Meister der Übertragung und des Austausches dieser Kulturen wieder. Wenn ich nicht irre, war er der erste, der Gedichte von Arthur Rimbaud in vollkommene deutsche Verse gegossen hat. Der uralte Hang des Juden zum Mittlertum – auf einer fast schmerzhaften Hochspannung von Gegensätzen in der eigenen Brust beruhend – beseelte ihn mit idealem Feuer. Keiner war weniger an die sogenannte Scholle gebunden als Stefan Zweig. Keiner unter allen Emigranten war weniger Emigrant als dieser wirkliche Weltbürger, der in den Ländern des Exils zu Hause war, ehe es noch ein Exil gab.

Man könnte demnach fast meinen, dieser Wunderkluge habe mit der ahnungskräftigen Besonnenheit des biblischen Joseph in den sieben fetten Jahren für die sieben mageren Jahre vorgesorgt. Wahrhaftig, ein Wunderkluger. Er gehörte zu den ganz wenigen, denen es gelungen ist, mit dem Todfeind niemals in Berührung zu kommen. Der Mahnung „Lieber ein Jahr zu früh, als einen Tag zu spät" hat er treulich gehorcht. Er verließ Österreich zu einer Zeit, als die schwärzesten Schwarzseher noch eine Katastrophe nicht sahen. Obgleich er Frankreich und Paris über alles liebte, dachte er nicht daran, sich dort anzusiedeln trotz aller Maginotlinien. Von England ging er nach New York und von New York nach Brasilien, genau ein paar Monate vor Pearl Harbor. (Rechtzeitigkeit ist eine Tugend, die

Stefan Zweig nicht nur in der Stoffwahl seiner Werke, sondern auch in der Gestaltung seines Lebens bewährt hat.) Denken wir einen Augenblick an jene, die dem Todfeind in die Hände fielen, die in Gefängnissen und Konzentrationslagern hängen blieben, die auf den Landstraßen der okkupierten Länder umherirrten, die nach Polen verschickt wurden, die hoffnungslos Tage und Nächte vor den Türen der Konsulate lungern mußten! Doch denken wir nur an jene, die ihre Existenz verloren und wieder aufbauten und noch einmal verloren und sie nun mit leeren und wunden Händen das soundsovieltemal neuerlich aufbauen müssen! Erscheint uns da das Emigrantenlos von Stefan Zweig, der in jeder Stadt seines Exils von internationalen und literarischen Würdenträgern bewillkommnet wurde, nicht als ein ausgesuchtes Himmelsgeschenk? Können all jene Erklärungen, die ich angeführt habe, für uns noch länger gelten? Ist das Geheimnis dieser Tat nicht dunkler geworden, anstatt lichter?

Seitdem in undenklicher Vorzeit der erste Unglückliche sich selbst gerichtet hat, schweigen die Stimmen nicht, die den freiwilligen Tod verdammen. Die älteste, die weiseste, die anerkennungswürdigste dieser Stimmen ist die Stimme der Religion. Sie spricht mit unwiderlegbarer Folgerichtigkeit etwa so: Unser Ich gehört uns nicht selbst an. Körper und Seele erhalten wir fix und fertig durch Gottes Hand aus dem Depot der Natur, so etwa wie ein einrückender Soldat die Uniform fix und fertig übernimmt. Wir haben nicht das Recht, über dieses geliehene Gut frei zu verfügen. Oder mit einem anderen Gleichnis! Wenn unser Ich ein Haus ist, so wohnen wir in ihm nur zur Miete, denn wir haben es weder erdacht, noch erbaut, noch erworben. Den Zins für diese Wohnung zahlen wir mit unserem ganzen Leben. Willkürlich kündigen und ausziehen, heißt Gott um den Zins prellen! – Diesen Einwand der Religion muß man voll gelten lassen. Es ist aber sehr charakteristisch, daß er von modernen Menschen nicht erhoben wird. Sehr häufig hingegen habe ich in den letzten Tagen Stimmen vernommen, die mit großer Entrüstung das Recht des politischen Kampfes gegen diese Tat verteidigten. „Ja, hat denn Stefan Zweig nicht gewußt", fragen diese Stimmen, „daß er dem Todfeind zu einem Sieg verhilft?" Hat er sich das Triumphgeheul der deutschen Zeitungen nicht vorgestellt, die diesen Selbstmord feierten wie den Untergang eines englischen Panzerkreuzers?

Haben dem guten Journalisten die Schlagzeilen nicht in den Ohren gegellt: „Der kluge Jude Stefan Zweig gibt das Rennen auf. – Er war überzeugt, daß nichts mehr die Pluto-Demokratien vor dem Untergang retten kann!"

Der Vorwurf, den diese Stimmen erheben, ist vollgültig und unwiderlegbar. Und doch kann ich ihn, wenn ich von mir selbst reden darf, nicht anerkennen. Der Kampf, den der Mensch gegen das Übel führt, ist groß und heilig. Demnach darf selbst dieser heilige Kampf den Menschen nur bis an die Schwelle seines Sterbezimmers begleiten und nicht über sie. Der tiefste Sinn des Wortes „Freiheit" steht und fällt damit, daß die Geschäfte der Welt – und hinge von ihnen das Heil des Jahrhunderts ab – sich nicht in die letzte Entscheidung, in die letzte Einsamkeit zwischen Individuum und Gott eindrängen dürfen. Das Recht auf diese letzte Entscheidung, diese letzte Einsamkeit ist der haarscharfe Meridian, der die Menschheit von endgültiger Kollektivierung, Kasernierung und Termitisierung trennt. –

Noch ein drittes Argument wird immer wieder laut. Es ist billig und abgeleiert. Ein Mensch, so pflegen die Leute zu sagen, der Hand an sich selbst legt, ist ein Feigling. Betrachten wir mit kühler Objektivität den nackten Vorgang dieser Feigheit. Ein Mann, dessen Herz gesund pocht, dessen Lungen die Düfte eines tropischen Gartens atmen, die durchs offene Fenster dringen, ein Mann, vom Leben verwöhnt, der Schönheit hingegeben, noch immer jung genug, um sich nach allen Genüssen des Körpers und Geistes zu sehnen, dieser Mann hält ein Glas mit tödlichem Gift in der Hand. Er weiß, wenn er dieses Glas geleert hat, wird sein Blut sich zersetzen, der Atem röcheln, das liebe, gierige Herz gelähmt sein. Vor dem Mann stehen nicht mehr die Gründe, die ihn dazu getrieben haben, das Todesurteil über sich zu verhängen. Vor dem Mann steht nur mehr das nackte Todesurteil selbst und die Gehorsamspflicht, es zu vollstrecken. – Einen Giftbecher hielt auch ein anderer Mann einst in der Hand. Und als er ihn mit heiterem Gleichmut leerte, dem unsinnigen Todesurteil seines Vaterlandes gehorsam, da war eine Tat geschehen, die durch die Zeiten leuchtet. Verstehen Sie mich recht, meine Zuhörer, ich bin nicht so geistesgestört, um Sokrates zum Vergleich heranzuziehen, ich vergleiche nur einen nackten Vorgang mit dem anderen, den Vorwurf der „Feigheit" prüfend. Dieser Vergleich aber fällt durchaus nicht schlecht für denjenigen aus, welcher

das Todesurteil in Freiheit und eigenem Auftrag an sich selber vollstreckt, ohne von der Staatsgewalt dazu gezwungen zu sein.

Hunderttausende scheiden alljährlich freiwillig aus dem Leben. Niemand billigt darum ihrem furchtbaren Entschluß irgendeine Größe zu. Im Falle Stefan Zweig ist es anders. Ich wenigstens, als ich die erschütternde Nachricht hörte, hatte das dunkle Gefühl, daß in dieser Tat eine heimliche Größe verborgen sei.

Ich kann und will das Geheimnis nicht entschleiern. Nachspüren aber möchte ich jenem dunklen Gefühl, das mich beschlich. Vor vielen Jahren sagte Stefan Zweig einmal zu mir: „Als ich ein Kind war, hab ich fest geglaubt, daß die Medizindoktoren, wenn ich alt bin, den Tod bereits abgeschafft haben werden." Dieser Satz entschleiert eine ganze Epoche, eine ganze Welt. Es ist die Welt des liberalen Optimismus, die mit abergläubischer Naivität an die Selbstherrlichkeit des Menschen glaubte, das heißt in Wahrheit an die Selbstherrlichkeit einer winzigen bürgerlichen Bildungsschicht, an ihr heiliges Recht, ihren ewigen Bestand, ihren schnurgeraden Fortschritt. Die Ordnung aller Dinge schien geschützt und gestützt zu sein durch ein System von tausend Sicherungen. Dieser humane Optimismus war die Religion Stefan Zweigs, dieser Wahn der Sicherheit sein väterliches Erbteil. Im Gegensatz zu anderen war er nicht nur ein Mitläufer, sondern ein echt und kindlich Gläubiger der humanistischen Religion, in deren Hut er aufgewachsen ist. Wohl kannte er die Abgründe und näherte sich ihnen immer wieder als psychologischer Deuter und Gestalter. Aber unverrückbar dehnte sich über ihm der Himmel seiner Jugend, den er anbetete, der Himmel des Geistes, der Literatur, der Kunst, der einzige Himmel, den der liberale Optimismus kannte und gelten ließ. Vielleicht war die Verdunkelung dieses Geisteshimmels einer der Schläge, die Zweig nicht überwinden konnte. – „Es ist mir", klagte er einmal, „als hätten wir nicht eine, sondern drei Generationen durchstehen müssen." So furchtbar war die Erde geworden, wie es der verwegenste Angsttraum eines satanischen Utopisten nicht zu ahnen gewagt hätte. Der Mensch, früh aus dem Liberalismus kommend, aller Bindung ledig, voll ökonomischer Naseweisheit und sozialer Schwindelei, drauf und dran, durch Wissenschaft den Tod und das Übel abzuschaffen, derselbe Mensch, siehe da, entpuppte sich als Todbringer, Mörder, Missetäter, Folterer und Gefolterter wie noch nie in der Geschichte. Und im

Zusammenbruch stand unser Freund, hilflos, mit dem Leiden, aber nicht mit dem Zorn des Jeremias, den er einst dramatisiert hatte.

Ja, Stefan Zweig war ein Mann ohne Zorn. Darum war er auch einer der ganz wenigen echten Pazifisten, die es gibt. Für ihn bedeutete der Krieg die irdische Hölle, an die man nur mit Heulen und Zähneklappern denkt. Wenn in der Zeit des Entschlusses, in der Zeit von München der Krieg in seiner Gegenwart von uns Zornigen herbeigesehnt wurde, dann erblaßte er bis in die Lippen und kehrte sich ab. Siegeswillen, Verfemung und Verbannung waren nicht stark genug, in ihm Racheglut zu erwecken. Das Strohfeuer eines ebenso natürlichen wie oft kostenlosen Hasses, der sich für Gesinnung hält, brannte in seiner Seele nicht. Viele der Nur-Zornigen mißverstanden ihn deshalb.

Sie hielten ihn für einen Leisetreter und Opportunisten, während in ihm ein Zehren des Leidens am Werke war. Ich weiß genau von diesem Leiden, habe ich doch schon während des Ersten Weltkrieges seine fassungslose Verzweiflung gekannt.

Es ist nicht zu leugnen, Stefan Zweig floh vor dem Krieg. Er floh vor dem Kriege in das ferne Brasilien, um dort eines seiner Opfer zu werden. – In einem seiner letzten Briefe habe ich folgende Zeilen gefunden: „Die Leute reden so leicht von Bombardements, wenn ich aber lese, daß die Häuser zusammenstürzen, stürze ich selbst mit den Häusern zusammen –." Sein Tod beweist, daß diese Worte wahrhaftig nicht übertrieben sind.

Es wird mir, so hoffe ich, nicht verdacht werden, wenn ich als Nicht-Berufener und als Laie an diesem ehrwürdigen Orte vor der heiligen Lade einen Midrasch zitiere, eine uralte talmudische Legende. Als Moses und die Kinder Israels, so erzählt der Midrasch, nach dem Untergang Pharaos und seines Heeres im Roten Meer, am rettenden Ufer in jubelnden Triumphgesang ausbrachen, da unterbrach die Stimme Gottes das wilde Lied. „Wie", klagte die Stimme Gottes, „so viele Geschöpfe meiner Hand sind vernichtet, und ihr, die ihr auch nur Geschöpfe seid, ihr jubelt, ihr tanzet, ihr triumphiert?"

Wir Zornigen, wir Rachsüchtigen, wir triumphieren über jeden Untergang, der dem Todfeinde bereitet wird, und ich tadle uns nicht darob. In Stefan Zweig aber war etwas von jener Stimme Gottes

inkarniert. Wenn er in den Zeitungen von Millionenverlusten[2] in Rußland las, so begann sein Gesicht nicht zu strahlen, sondern sich zu verfärben. Er sah nicht Zahlen vor sich, die ihn befriedigten, sondern Geschöpfe in Todesqual, mit denen er sich identifizierte. Und mehr als das. Er verlor die flugbereite Hoffnung aller Wunschträume, die Frucht des Entsetzlichen werde das Gute sein und eine geklärte lichte Welt warte hinter den Kulissen der Katastrophe schon auf ihren Auftritt. Nein, er ahnte, er wußte, es werde und müsse schlimmer werden von Tag zu Tag. Sein vom humanistischen Optimismus verwöhntes Herz erkannte urplötzlich die ganze eisige, unlösbare Tragik des Menschen auf der Erde, die eine metaphysische Tragik ist und daher jedes ausgeklügelten Heilmittels spottet. Es war in ihm zuletzt nur mehr schwarze Hoffnungslosigkeit, das Gefühl der Schwäche und ein bißchen ohnmächtige Liebe. Da nahm er die Welt ernst und sich selbst ernst und die Erkenntnisstufe, auf der er sich befand. Dieses Ernstnehmen aber ist die Größe, die in seiner Tat liegt und die so mancher gefühlt hat. Diese Größe sei nicht unser Vorbild. Wir sind keine Pazifisten. Wir verleugnen die Kriege nicht. Unser Zorn ist uns heilig. Komme was wolle, wir werden unser Leben verteidigen. Wir glauben an den Sieg. Stefan Zweig glaubte nicht an den Sieg. Er suchte den Frieden. Er suchte ihn im Nichtsein. Möge er ihn gefunden haben im wahren Sein, an das die weisesten Herzen glauben, und aus dem die einzige Hilfe quillt, die es gibt im Sternenall, dessen wir ein Teil sind.

[2] [gemeint: *‚Millionenverluste' unter den deutschen Waffenträgern;* Anm. pb]

Literaturverzeichnis
(mit Kurztiteln)

Mit einem Sternchen* versehene Kurztitel verweisen auf Texte, die im vorliegenden Band nachgelesen werden können.

ALEMÁN 2018a = Manuel Maldonado-Alemán: *Krieg, Frieden, Pazifismus*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 732-738.

ALEMÁN 2018b = Manuel Maldonado-Alemán: *Humanität und Humanismus*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 743-748.

BERTHOLD/LARCATI 2018a = Christine Berthold/Arturo Larcati: *Die Legende der dritten Taube* (*1916*). In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 307-309.

BERTHOLD/LARCATI 2018b = Christine Berthold/Arturo Larcati: *Die Augen des ewigen Bruders* (*1921*). In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 309-313.

BERTHOLD/LARCATI 2018c = Christine Berthold/Arturo Larcati: *Der begrabene Leuchter* (*1937*). In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 318-323.

DREWERMANN 2000 = Eugen Drewermann: *Gedanken des Friedens, nicht des Leidens*. Die Botschaft des Propheten Jeremia. Herausgegeben von Bernd Marz. Zürich/München: Pendo Verlag AG 2000.

ERDEM 2018 = Elisabeth Erdem: *Der Zwang* (*1920*). In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 275-279.

FISCHER 2005 = Georg Fischer SJ: *Jeremia – ein Prophet im Streit mit Allen*. In: M. Knapp / Th. Kobusch (Hg.): Querdenker. Visionäre und Außenseiter in Philosophie und Theologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 14-23.

FISCHER 2021 = Georg Fischer SJ: *Ein besonderer biblischer Roman – Franz Werfels „Höret die Stimme"*. In: Die Bibel in der Kunst / Bible in the Arts. Online-Zeitschrift 5/2021, S. 1-34. https://www.die-bibel.de/en/bible_in_the_arts_2021

GELBER 2018 = Mark H. Gelber: *Judentum und jüdische Identität*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 755-758.

GUTZEIT 2020 = Angela Gutzeit: *Stefan Zweigs Wandlung zum Pazifisten*. In: Deutschlandfunk (Online), 11.02.2020. https://www.deutschlandfunk.de/politische-essays-stefan-zweigs-wandlung-zum-pazifisten-100.html

HAMACHER 2018 = Bernd Hamacher: *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam* (*1934*). In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 405-415.

HEY'L 2000 = Bettina Hey'l: *Stefan Zweig im Ersten Weltkrieg*. In: „Krieg der Geister". Erster Weltkrieg und literarische Moderne. Hg. von Uwe Schneider und Andreas Schumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 263-291. [Online-Text, ohne Fußnoten, hier: https://literaturkritik.de/id/21621]

INDINGER 2013 = Denise Valerie Indinger: *Stefan Zweigs und Romain Rollands Pazifismus in den Jahren des Ersten Weltkrieges*. Dargestellt anhand der Werke „Jeremias" und „Clerambault". Diplomarbeit. Wien 2013. https://phaidra.univie.ac.at/

KILCHER 2003 = *Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur*. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Andreas B. Kilcher. TB-Ausgabe, Erste Auflage. Frankfurt a. M.: suhrkamp taschenbuch 2003. [S. 639-643 | Heidelore Riss: ‚Zweig, Stefan'.]

KLAWITER 1965 = Randolph J. Klawiter: *Stefan Zweig: A Bibliography*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1965. https://doi.org/10.5149/9781469657660_Klawiter

KLEIN 2018 = Christian Klein: *Castellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen die Gewalt*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 424-432.

LARCARTI 2013 = Arturo Larcati: *Die Dramen von Stefan Zweig*. Ein kritischer Überblick. In: Zweigs Theater. Der Dramatiker Stefan Zweig im Kontext europäischer Kultur- und Theatergeschichte. Herausgegeben von Birgit Peter und Klemens Renoldner. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 29-52.

LARCATI 2018 = Arturo Larcati: *Das Motiv des Besiegten*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 722-732.

LARCATI/RENOLDNER/WÖRGÖTTER 2018 = Arturo Larcati / Klemens Renoldner / Martina Wörgötter (Hg.): *Stefan-Zweig-Handbuch*. Berlin / Boston: Walter de Gruyter 2018. [1004 Seiten]

LE RIDER 2018 = Jacques Le Rider: *Europa-Konzeptionen*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 748-754.

NEUNDLINGER 2018 = Helmut Neundlinger: *Die Freiheit des Einzelnen*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 758-763.

PALLITSCH 2021 = Lukas Pallitsch: *Erzähler wider die Resignation: Joseph Roth, Stefan Zweig und Franz Werfel*. In: Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung im Kontext Heft 1/2 (2021), S. 66-73. https://doi.org/10.25786/zfbeg.v0i01-02.765

PALLITSCH 2024 = Lukas Pallitsch: *Das Nachleben des Propheten Jeremia bei Stefan Zweig und Franz Werfel*. (= Conditio Judaica, Band 99). Berlin/Boston: De Gruyter 2024. [461 Seiten]

PLANK 2018a = Eva Plank: *Ich will euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben* (Jer 29,11). Die biblische Prophetengestalt und ihre Rezeption in der dramatischen Dichtung *Jeremias* von Stefan Zweig. Göttingen: V&R unipress GmbH 2018. [479 Seiten]

PLANK 2018b = Eva Plank: *Jeremias (1917)*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 128-134.

PLANK 2021 = Eva Plank: *„Ich bringe euch an den Ort zurück, von dem ich euch weggeführt habe“* (Jer 29,14). Jerusalem als zentraler Ort des Gottesvolkes. Vortrag, 04.09.2021. https://www.dioezese-linz.at/dl/mnppJKJKnmKNlJqx4LJK/Vortrag_Plank_Greisinghof_4_9_21_pdf

RESCH 2018 = Stephan Resch: *Toleranz und Fanatismus*. In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 738-743.

ROLLAND 1918 = Romain Rolland: *Vox clamantis*. [Rezension:] ‚Jeremias‘ von Stefan Zweig. In: Der Jude, 2. Jg. (1917/1918), Heft 12, S. 775-776.

ROLLAND/ZWEIG 1987 = Romain Rolland / Stefan Zweig: *Briefwechsel 1910–1940*. Hg. von Waltraud Schwarze. Berlin: Rütten & Loening 1987.

SPEDICATO/LARCATI 2018 = Eugenio Spedicato/Arturo Larcati: *Romain Rolland. Der Mann und das Werk* (1921). In: A. Larcati, K. Renoldner, M. Wörgötter (Hg.): Stefan-Zweig-Handbuch. Berlin/Boston 2018, S. 461-265.

TEZI 2019 = Yüksek Lisans Tezi: *Jüdischer Identitätswechsel bei Stefan Zweig am Beispiel von Jeremias und Der Begrabene Leuchter*. Istanbul 2019. https://katalog.marmara.edu.tr/veriler/yordambt/cokluortam/4A/5d429589819ec.pdf

WERFEL 1941/1949* = Franz Werfel (1890-1945): *Stefan Zweigs Tod. Rede zur Trauerfeier, Los Angeles 1941*. Erstveröffentlichung in Hanns Arens (Hg.): Stefan Zweig. Sein Leben – Sein Werk. Esslingen: Bechtle Verlag 1949, S. 177-187. [Textdarbietung erneut in Franz Werfel: „Leben heißt, sich mitteilen“. Betrachtungen, Reden, Aphorismen. Fischer-TB, Ausgabe 1992, S. 400-408.]

WERFEL 2022 = Franz Werfel: *Jeremias. Höret die Stimme* [1937]. Nachwort von Norbert Abels. Leipzig: St. Benno Verlag 2022. [576 Seiten; ungekürzte Ausg.]

ZWEIG 1902 = Stefan Zweig (Wien): *Die Wanderung*. In: Neue Freie Presse – Morgenblatt, Nr. 13516 vom 11. April 1902, S. 1-2. [Bezug zur Kreuzigung Jesu.]

ZWEIG 1914* = Stefan Zweig: *Die schlaflose Welt*. In: Neue Freie Presse – Morgenblatt, Nr. 17953 vom 18. August 1914, S. 1-2.

ZWEIG 1915* = Stefan Zweig: *Warum nur Belgien, warum nicht auch Polen*? Eine Frage an die Neutralen. In: Neue Freie Presse (Wien), 4. April 1915.

ZWEIG 1916a* = Stefan Zweig: *Die Legende der dritten Taube*. Erstdruck mit zwei Lithographien von August Gaul als Beilage zu: *Der Bildermann. Steinzeichnungen fürs deutsche Volk* (Erster Jahrgang, Heft 17 vom 5. Dezember 1916). Berlin: Paul Cassirer 1916.

ZWEIG 1916b* = Stefan Zweig: *Der Turm zu Babel*. – Zuerst veröffentlicht als Übersetzung ins Französische (‚Le Carmel‘, April/Mai 1916) sowie deutsch in der Berliner ‚Vossischen Zeitung‘ vom 8. Mai 1916; später aufgenommen in die erstmals 1990 erschienene Sammlung „Schlaflose Welt“.

ZWEIG 1917* = Stefan Zweig: *Jeremias. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern.* Leipzig: Insel Verlag 1917.

ZWEIG 1917/1918* = Stefan Zweig: *Bertha von Suttner. Eine Ansprache, inmitten des Weltkriegs im April 1917 anläßlich der Eröffnung des Internationalen Frauenkongresses für Völkerverständigung in Bern*. Erstveröffentlichung in: Neue Freie Presse (Wien), 21. Juni 1918.

ZWEIG 1917a* = Stefan Zweig: *Das Feuer*. In: Neue Freie Presse (Wien), 8. Juli 1917.

ZWEIG 1917b* = Stefan Zweig: *Das Herz Europas. Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz*. In: Neue Freie Presse (Wien), 23. Dezember 1917.
ZWEIG 1918a* = Stefan Zweig: *Jeremias*. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. [Erste Auflage 1917]. Leipzig: Insel-Verlag 1918.
ZWEIG 1918b* = Stefan Zweig: *Bei den Sorglosen*. In: Neue Freie Presse (Wien), 26. Februar 1918.
ZWEIG 1918c* = Stefan Zweig: *Bekenntnis zum Defaitismus*. In: Die Friedens-Warte, 20. Jg., Heft 7/8 (Juli/August 1918), S. 215-216. [www.jstor.org]
ZWEIG 1918d* = Stefan Zweig: *Die Entwertung der Ideen*. (Eine Antwort an Alfred H. Frieds Aufsatz ‚Der Vernunftmeridian'). Erstveröffentlichung in: Neue Züricher Zeitung, 4. August 1918.
ZWEIG 1918e* = Stefan Zweig: *Opportunismus, der Weltfeind*. Erstveröffentlichung in: Das Forum (Berlin), Oktober 1918.
ZWEIG 1919* = Stefan Zweig: *Die Wahl der Staatsangehörigkeit. Ein Vorschlag für die Friedensverhandlungen*. In: Die Menschheit (Bern), 19. Juni 1919.
ZWEIG 1919/1960* = Stefan Zweig: *Die Tragik der Vergeßlichkeit, 1919*. Veröffentlichung in: E. Friedenthal (Hg.): Europäisches Erbe (1960); ebenfalls in der zuerst 1990 erschienenen Sammlung „Schlaflose Welt".
ZWEIG 1920a* = Stefan Zweig: *Der Zwang*. Eine Novelle [entstanden 1918; erster Arbeitstitel: „Der Refrektär"]. Leipzig: Insel-Verlag 1920. [Als Online-Ressource auch hier: https://projekt-gutenberg.org].
ZWEIG 1920b* = Stefan Zweig: *Epilog einer vergeblichen Bemühung*. Erstveröffentlichung in: Berliner Tageblatt, 10. September 1920.
ZWEIG 1922* = Stefan Zweig: *Die Augen des ewigen Bruders*. Eine Legende [entstanden 1921]. Leipzig: Insel-Verlag 1922. [Online-Ressource | https://projekt-gutenberg.org/authors/stefan-zweig/books/legenden/chapter/3/]
ZWEIG 1928 = Stefan Zweig: *Jeremias. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern*. Endgültige Ausgabe. Leipzig: Insel 1928. [Gegenüber d. Erstausgabe gekürzt.]
ZWEIG 1928/1946* = Stefan Zweig: *Reise nach Russland* [1928]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 203-245.
ZWEIG 1929* = Stefan Zweig: *Romain Rolland. Der Mann und das Werk*. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening Verlag 1929. [Daraus ein Auszug in diesem Band]
ZWEIG 1932* = Stefan Zweig: *Nehmt allen die Waffen weg, allen …* (An den Herausgeber des ‚Morgen'). In: Der Morgen (Wien), 22. Februar 1932.
ZWEIG 1932/1946* = Stefan Zweig: *Der europäische Gedanke in seiner historischen Entwicklung* (Vortrag. Florenz, 1932). In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 299-326. [Daraus: Schlussabschnitt S. 324-326].
ZWEIG 1934* = Stefan Zweig: *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam*. Wien: Herbert Reichner Verlag 1934. [Daraus ein Auszug im vorliegenden Band.]
ZWEIG 1936/1946* = Stefan Zweig: *1914 und heute – Anläßlich des Romans von Roger Martin du Gard „Eté 1914"* [1936]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 327-336.

ZWEIG 1937 = Stefan Zweig: *Der begrabene Leuchter*. Mit Illustrationen von Berthold Wolpe. Wien/Leipzig/Zürich: Herbert Reichner Verlag 1937.
ZWEIG 1937/1946* = Stefan Zweig: *Tolstoi als religiöser und sozialer Denker* [1937]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 65-88.
ZWEIG 1939/1946a* = Stefan Zweig: *Geschichtsschreibung von Morgen* [1939]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 275-298.
ZWEIG 1939/1946b* = Stefan Zweig: *Die Gärten im Krieg* [1939]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 119-125.
ZWEIG 1940* = Stefan Zweig: *Das große Schweigen*. In: Leopold Schwarzschild (Hg.): Das Neue Tage-Buch (Paris-Amsterdam), 8. Jahrgang, Heft 18 vom 4. Mai 1940, S. 424-426.
ZWEIG 1941* = Stefan Zweig: *In dieser dunklen Stunde.* (Solidaritätsbotschaft im Namen der deutschen Schriftsteller im Exil bei dem Bankett, das der amerikanische PEN-Club anläßlich der Gründung des ‚European P.E.N. in America' am 15. Mai 1941 in New York gab). In: Aufbau (New York), 16. Mai 1941.
ZWEIG 1942* = Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers.* [Entstanden 1939-1941]. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1942. [Online-Ressource | https://www.literaturdownload.at].
ZWEIG 1946a* = Stefan Zweig: *Die Geschichte als Dichterin* [Vortragsmanuskript 1939]. In: Stefan Zweig: Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946, S. 337-360.
ZWEIG 1946b = Stefan Zweig: *Zeit und Welt – Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940*. 5.-8. Auflage. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1946.
ZWEIG 1981 = Stefan Zweig: *Drei Dichter ihres Lebens. Casanova – Stendhal – Tolstoi* [1925]. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1981. [Auch als Online-Ressource: https://projekt-gutenberg.org]
ZWEIG 1982 = Stefan Zweig: *Tersites – Jeremias*. Zwei Dramen. Herausgegeben und mit Nachbemerkungen versehen von Knut Beck. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 1982.
ZWEIG 1995 = Stefan Zweig: *Die schlaflose Welt*. Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1909-1941. [Zuerst 1983]. 8.-9. Tausend. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1995.
ZWEIG 1998* = Stefan Zweig: *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam*. 68.-70. Tausend. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1998. [Auszug.]
ZWEIG 2019 = Stefan Zweig: *„Worte haben keine Macht mehr"*. Essays zu Politik und Zeitgeschehen 1916 – 1941. Herausgegeben von Stephan Resch. Wien: Sonderzahl Verlag 2019. [272 Seiten]
ZWEIG 2023 = Stefan Zweig: *Jüdische Erzählungen und Legenden*. Herausgegeben von Stefan Litt. Zweite Auflage. Berlin: Jüdischer Verlag 2023.
ZWEIG 2026 = Stefan Zweig: *Jeremias. Nebst der Legende vom begrabenen Leuchter und weiteren Beigaben*. (= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 19). Schalom-Bibliothek 2026. [In Druck.]

schalom-bibliothek

Pazifisten und Antimilitaristinnen aus jüdischen Familien



Zwei Jahrtausende lang hat das rabbinische Judentum die Friedensbotschaft der Hebräischen Bibel und der Propheten Israels mit Blick auf die *Eine Menschheit* erschlossen: „Schwerter zu Pflugscharen!" Seit der Aufklärung sind Frauen und Männer aus jüdischen Familien – ‚Säkulare', Orthodoxe sowie Angehörige von Reformsynagogen – vor allem aufgrund der überlieferten Absage an die Gewaltgottheiten als herausragende Fürsprecher*innen des „Ewigen Friedens" (Kant) hervorgetreten. Ohne ihre Beiträge hätte es im späten 19. Jahrhundert – namentlich im deutschsprachigen Raum – auf Schritt und Tritt an Geburtshilfe für die organisierte Friedensbewegung, den Völkerrechtsgedanken und die Menschenrechts-Arbeit gefehlt. Auch ein in geistiger Hinsicht bedeutsamer Strom des *kulturell–religiösen* Zionismus betrachtete das Friedenswirken als Kernauftrag des Judentums.

Die noch im Aufbau befindliche Schalom-Bibliothek soll diesen Reichtum an geistiger Kraft und Schönheit vermitteln, aber auch eine in den Gegenwartsdebatten fast immer ausgeblendete Spielart von ‚Antisemitismus' in Erinnerung rufen: die *antipazifistische Judenfeindschaft*.

Kooperationspartner:
Kuratorium ‚Abrahamskrone' | ‚Frieden wagen' e.V.
Ökumenisches Institut für Friedenstheologie
Portal: friedenstheologie.de | Portal: tolstoi-friedensbibliothek.de

https://schalom-bibliothek.org/

Alfred Hermann Fried:
GESCHICHTE DER FRIEDENSBEWEGUNG.
Eine Darstellung zum Pazifismus bis 1912.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0334-7
(Paperback; 256 Seiten; 10,90 Euro)

Ernst Toller: NIE WIEDER FRIEDE.
Eine bittere Komödie über Militarismus und
Antipazifismus aus dem Jahr 1936.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-8246-8
(Paperback; 140 Seiten; 7,80 Euro)

Johann von Bloch:
DIE WAHRSCHEINLICHEN POLITISCHEN UND WIRTSCHAFTLICHEN
FOLGEN EINES KRIEGES ZWISCHEN GROßMÄCHTEN.
Neuedition der Übersetzung von 1901 mit Begleittexten von
B. Friedberg, Manfred Sapper und Jürgen Scheffran (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 1)
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-2313-0
(Paperback; 176 Seiten; 9,90 Euro)

Rudolf Goldscheid:
MENSCHENÖKONOMIE, WELTKRIEG UND WELTFRIEDEN.
Ausgewählte Schriften 1912 – 1926. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-7885-7
(Paperback; 268 Seiten; 11,90 Euro)

Moritz Adler:
WENN DU DEN FRIEDEN WILLST, BEREITE FRIEDEN VOR.
Texte wider den Krieg 1868 – 1899. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 3).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-9450-5
(Paperback; 272 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Loewenthal:
DER KRIEG IST ABZUSCHAFFEN.
Friedensbewegte Schriften für das Europa
der Völker und einen Weltstaatenbund, 1870 – 1912. (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 4).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-5069-6
(Paperback; 252 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Bernstein:
DER FRIEDE IST DAS KOSTBARSTE GUT.
Schriften zum Ersten Weltkrieg. Mit einem Essay von Helmut Donat.
Herausgegeben von Peter Bürger. (= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 5).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-1268-3
(Paperback; 352 Seiten; 14,99 Euro)

Kurt Eisner:
TEXTE WIDER DIE DEUTSCHE KRIEGSTÜCHTIGKEIT.
Zusammengestellt von Peter Bürger – mit einem einleitenden Essay
von Volker Ullrich. (= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 6).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-7693-5730-1
(Paperback; 448 Seiten; 16,99 Euro)

KURT EISNER ALS REVOLUTIONÄR UND
ANKLÄGER DES DEUTSCHEN MILITARISMUS.
Ein Lesebuch – eingeleitet durch die Darstellung des Weggefährten
Felix Fechenbach. Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation mit
dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 7).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-7693-6836-9
(Paperback 464 Seiten; 17,99 Euro)

Kurt Eisner:
REVOLTE FÜR DEN FRIEDEN.
Nachlese, Erinnerung und Kontroversen.
Zusammengestellt von Peter Bürger – Mit Beiträgen von
Helmut Donat und Lothar Wieland. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 8).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-8192-2747-9
(Paperback; 404 Seiten; 16,99 Euro)

Erich Mühsam:
DAS GROßE MORDEN. TEXTE GEGEN MILITARISMUS UND KRIEG.
Zusammengestellt von Peter Bürger. Herausgegeben in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 9).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-6558-7
(Paperback; 516 Seiten; 18,99 Euro)

Erich Mühsam:
JEDOCH DER MUT IST MEIN GENOSSE.
TEXTE ÜBER KAMPF UND REVOLUTION.
Zusammengestellt von Peter Bürger. Herausgegeben
in Kooperation mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb.
(= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 10).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4868-9
(Paperback; 312 Seiten; 13,99 Euro)

Karl Kraus:
ZUM EWIGEN GEDÄCHTNIS. – TEXTE ZU KRIEG UND FRIEDEN.
Herausgegeben von Bruno Kern. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 11).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-7878-5
(Paperback 136 Seiten; 7,99 Euro)

Simon Bernfeld (Bearb.):
SITTLICHKEIT ALS GRUNDFORDERUNG DES JUDENTUMS.
Nach den Quellen: Gleichheit aller Menschen, Gerechtigkeit,
Nächstenliebe, Frieden, Universalismus | Auswahlband
(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüd-
dischen Familien 12). Hamburg 2025. – ISBN: 978-3-6951-7939-8
(Paperback; 220 Seiten; 9,99 Euro)

Rosa Luxemburg:
„NEIN, AUF UNSERE BRÜDER SCHIEßEN WIR NICHT!“
Der Militarismus als kapitalistische Krankheit.
Zusammengestellt und eingeleitet von Bruno Kern
(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen
Familien 13). Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-6951-6182-9
(Paperback; 192 Seiten; 9,99 Euro)

Gustav Landauer:
ABSCHAFFUNG DES KRIEGS DURCH SELBSTBESTIMMUNG.
Ausgewählte Texte | 1895–1919.
Bearbeitet von Peter Bürger & Jan Rolletschek
(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen
Familien 14). Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4282-3
(Paperback; 376 Seiten; 15,99 Euro)

SEI VON DEN SCHÜLERN AARONS.
Ein Lesebuch über die Friedensliebe der Rabbiner.
Herausgegeben von Peter Bürger. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 15).
Hamburg: BoD 2026. – ISBN: 978-3-8192-2601-4
(Paperback; 312 Seiten; 13,99 Euro)

GEWALT UND KRIEGSTHEOLOGIE
IN DER HEBRÄISCHEN BIBEL.
Ein Lesebuch der Schalom-Bibliothek.
Mit Texten von Peter Bürger (Hg.),
Friedrich Erich Dobberahn, Jürgen Ebach,
Bruno Kern, Bernhard Lang, Ansgar Moenikes,
Thomas Nauerth, Egon Spiegel & Jochen Vollmer.
(= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 16).
Hamburg: BoD 2026. – ISBN: 978-3-6963-9675-6
(Paperback; 400 Seiten; 16,99 Euro)

FRIEDENSBOTSCHAFTEN DER HEBRÄISCHEN BIBEL.
Erster Band – Ein Lesebuch der Schalom-Bibliothek.
Herausgegeben von Peter Bürger.
(= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 17).
Hamburg: BoD 2026. – Reservierte ISBN: 978-3-6963-6247-8
(Paperback; 448 Seiten; 16,99 Euro)

Stefan Zweig:
BEKENNTNISSE ZUM PAZIFISMUS.
Ausgewählte Dichtungen, Aufsätze und Vorträge 1915 – 1941.
(= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 18).
Schalom-Bibliothek 2026. | 404 Seiten

Stefan Zweig
JEREMIAS.
Nebst der Legende vom begrabenen Leuchter
und weiteren Beigaben.
(= edition pace | Regal: Pazifisten &
Antimilitaristen aus jüdischen Familien 19).
Schalom-Bibliothek | Erscheint November 2026